

**Terror gegen Nord Stream: Was wusste Kanzler Scholz?**

Nummer 11 – 16. März 2023 – 91. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7,40

# DIE WELTWOCHEN



## **Vereinigte Staaten der Unfreiheit**

Amerikas Zensur-Industrie ist eine Bedrohung für die Welt.

*Michael Shellenberger*

## **Schweizer Asyl-Aufstand**

Gemeinden rebellieren gegen Bund und Kantone. *Hubert Mooser*

## **Schön ist schlank**

Fitness-Göttin Tracy Anderson weist den Weg zum Glück.

*Sarah Pines*

**Michael Köhlmeier**  
Meine geniale Freundin  
Marianne Fritz

Elegance is an attitude

  
Régé-Jean Page

LONGINES



LONGINES SPIRIT  
ZULU TIME

## Fremde Fahnen, fremde Interessen

Seit über einem Jahr flattern fremde Fahnen in der Schweiz. Unsere Behörden haben die blau-gelbe Nationalflagge gehisst – und die Schweizer Fahnen abgehängt. Fährt man über die stolzen Brücken am Zürichsee, wehen einem die ukrainischen Nationalfarben entgegen. Es ist das Sinnbild einer Politik der Heimatmüdigkeit, der Schweizverdrossenheit, der Schweizvergessenheit. Haben unsere Politiker die Schweiz schon aufgegeben, um ausländischen Interessen zu dienen? Dieser Eindruck drängt sich auf.

Es wirkt wie ein Zufall, aber vermutlich ist es keiner. Im Zuge der blau-gelben Gefühlsaufwallungen, der verständlichen Empörung über Russlands Einmarsch und der damit verbundenen Hilflosigkeit, man möchte ja etwas Gutes tun, haben die Behörden und Politiker, das Ohr immer ganz dicht am Zeitgeist, an der Mode, die ukrainischen Fahnen hochgezogen. Blau-Gelb statt Rot-Weiss: Ukraine zuerst! Seither erleben wir staunend bis entsetzt die galoppierende Preisgabe nicht nur der Schweizer Flaggen, sondern auch der Schweizer Werte, der Schweizer Interessen.

Dieser Tage lesen wir, dass Schweizer Mieter ihre Wohnungen räumen müssen, um ukrainischen Flüchtlingen, oft gut betucht und grossräumig motorisiert, Platz zu machen. Statt die Neutralität zu wahren und die Schweiz aus diesem Krieg zwischen zwei ehemaligen Sowjetrepubliken herauszuhalten, macht der Bundesrat die Schweiz zur Kriegspartei gegen die Atommacht Russland mit Sanktionen und öffentlichen Stellungnahmen. Wie ein Gottesgebot übernimmt er die Politik der Europäischen Union, die ihrerseits nur willig vollstreckt, was die Amerikaner verfügen.

Ausverkauf der Schweizer Interessen: Die falschen Fahnen an unseren öffentlichen Gebäuden, Plätzen und Strassen sind zum Sinnbild einer falschen Politik geworden. Der Verdacht erhärtet sich zur Gewissheit: Unsere Politiker stellen das Ausland zuoberst, erst dann kommt die Schweiz. Die Solidarität mit

denen, die nicht hier leben, ist grösser als die Solidarität mit denen, die bereits hier sind. Das spiegelt sich im grotesken, massiven Asyl- und Zuwanderungs-Chaos, das den Kleinstaat Schweiz erdrückt, seine Wirtschaft kaputt macht und die Umwelt verwüstet.

Ein krasses Beispiel ist die Klimapolitik. Ich glaube keine Sekunde daran, dass unser Planet aufgrund von CO<sub>2</sub>-Ausdünstungen «menschengemacht» auf eine Katastrophe

*Jahrzehnte der Schweizvergessenheit, des politischen Internationalismus haben unser Land gefesselt.*

zurast. Aber selbst wenn man die Modelle der Wissenschaft für die Wahrheit nimmt, einer Wissenschaft, die noch vor wenigen Jahrzehnten vor einer neuen Eiszeit warnte, folgt daraus doch nicht logisch zwingend eine Politik des industriellen Selbstmords, den die Grünen und die Linken unter gütiger Mithilfe von Wirtschaftsverbänden und «netten» Bürgern in der Schweiz vollziehen.

Anstatt die Interessen der Schweiz, ihrer Industrie und ihrer Bürger ins Zentrum zu stellen, orientieren sich die Schweizer Politiker an den Befehlen internationaler Klimabehörden und wissenschaftlicher Gremien, die ihre Forschung zum heiligen Dogma erklären und, jeder Wissenschaft spottend, als abgehobene Universalkirche des Weltuntergangs und der Unfehlbarkeit die freie Diskussion über eine vernünftige Klimapolitik zu verhindern trachten. Dabei ist die Schweiz so klein, dass ihre Emissionen gar keine messbare Wirkung auf die Atmosphäre haben.

An den Schulen sind wir so weit, dass sich Schweizer Kinder den Ausländern, vor allem den Muslimen anzupassen haben. Bundesbern stellt die Wünsche Kiews über die Neutralität und die Sicherheit der Schweiz. Namhafte Parlamentarier sind mittlerweile bereit, den einseitigen Waffenexport an die Ukraine zu

erlauben. Unsere Politik kapituliert auf Vorrat, wenn ein Kartell von Schuldenstaaten um US-Präsident Joe Biden der Schweiz die Unternehmenssteuersätze nicht nur diktieren, sondern von aussen anheben will. Nicht die Schweiz, sondern die EU lenkt inzwischen unsere Zuwanderung.

Jahrzehnte der Schweizvergessenheit, des politischen Internationalismus haben unser Land gefesselt, den Stimmbürger und Wähler, ja auch wesentliche Teile unseres Politapparats zu ohnmächtigen Zaungästen einer Politik gemacht, auf die sie keinen Einfluss mehr haben. Wir sind in vielen Bereichen schlicht nicht mehr in der Lage, unsere Probleme selber zu lösen, weil wir die Souveränität, die Macht an auswärtige, demokratisch nicht legitimierte Instanzen abgegeben haben. Doch anstatt den Missstand zu beheben, stürzt sich unsere Politik immer noch mehr unter ausländische Joch.

Die Schweiz muss die fremden Fahnen abhängen. Unsere Politik hat sich schleunigst wieder nach den Interessen und Landesfarben der Eidgenossenschaft zu richten. Nicht die Loyalität und hohle Solidarität mit dem Ausland sind der oberste Bezugspunkt, sondern das Wohl unserer Schweiz, die unter die Räder zu geraten droht. «Nationale Interessen»: Der Begriff muss entstaubt, entgiftet und mit seiner alten Würde ausgestattet werden. Unser Bundesrat schuldet weder dem Weltklimarat noch der Europäischen Union und am wenigsten den seit je heimatmüden Mainstream-Medien Rechenschaft, sondern einzig und allein dem Schweizer Volk und seinen Ständen.

Um mit einer schönen Gedichtzeile zu schliessen, die, im 19. Jahrhundert geschrieben, uns heute wieder gespenstisch aktuell erscheint: «Sollen wir an uns verzagen, kein Gefühl im Herzen tragen, nicht einmal zu sagen wagen, dass wir etwas sind? [...] Was die Fremden Gutes machten, lasst uns immer gern beachten, aber nach dem Besten trachten für das Vaterland!» R. K.

# Twitter-Files, Thierry Burkart, Tracy Anderson übers Schlanksein, José Mourinho, Mordfall Edouard Stern, 2. Weltwoche Open

Die Twitter-Files haben es ans Tageslicht gebracht: Auf der einflussreichen Social-Media-Plattform wurde jahrelang zensuriert. Was bei Twitter passierte, hat offenbar bei vielen anderen sozialen Medien System. «US-Regierungsbeamte, Geheimdienste und staatliche Auftragnehmer knebeln die Meinungsfreiheit», erklärt Michael Shellenberger, eine Schlüsselfigur der Twitter-File-Recherche. Über Universitäten, liberale Philanthropen und soziale Medienunternehmen werde ein «nationales Zensursystem» aufgebaut. Letzte Woche sagte Shellenberger vor dem US-Kongress aus. Dort liessen die Abgeordneten dem Demokraten nichts unversucht, den preisgekrönten Journalisten zu diskreditieren. Für die *Weltwoche* hat Shellenberger seine Rede aufbereitet. **Seite 12**

FDP-Präsident Thierry Burkart stellt sich nach einer schwierigen Woche den Fragen der *Weltwoche*. Trotz vorgängiger Unterstützung fast aller Medien und von SP und Mitte-Partei ist sein Vorstoss zur Lockerung des Kriegsmaterialgesetzes in beiden Kammern gescheitert. Burkart spürt dennoch weiterhin breite Unterstützung in seiner Partei. Er möchte die Zusammenarbeit mit der Nato intensivieren und würde sich heute beim Verkauf der bundeseigenen Munitionsfabrik Ammotec wohl anders entscheiden. Wäre seine Schwester beim ständerätlichen Entscheid schon Rugag-Verwaltungsrätin gewesen, wäre er in den Ausstand getreten, freiwillig, ohne das zu müssen. **Seite 26**



32 Seiten Golf.

Tracy Anderson trainiert die Stars und Sternchen der USA und ist selbst der Star aller Fitnesstrainer. Von Körperpositivität und Selbstliebe, allem Übergewicht zum Trotz, hält sie nichts. Nur dünn ist schön. **Seite 30**

Zweifacher Champions-League-Sieger. Meister in England, Spanien, Italien und Portugal – derzeit beim italienischen Traditionsclub AS Roma engagiert. José Mourinho (60) gehört zu den erfolgreichsten Fussballtrainern der Welt. Ihm eilt der Ruf des Exzentrischen und Selbstbewussten voraus. *Weltwoche*-Reporter Thomas

Renggli lernte den Portugiesen von einer anderen Seite kennen: freundlich, eloquent, geistreich – als Mann mit weitem Horizont und Liebe zu den historischen Details der Ewigen Stadt. Lesen Sie über eine aussergewöhnliche Begegnung mit einer herausragenden Fussball-Persönlichkeit. **Seite 38**

Als Journalist einer Wochenzeitschrift versucht man oft, nach vorne zu blicken. Ausser man darf in einer losen Serie mit Arbeitstitel «Glamorous Switzerland» auch über Ereignisse berichten, die schon länger zurückliegen. Für seinen neusten Beitrag hat sich unser freier Reporter Mark van Huissing den Mordfall Edouard Stern noch einmal vorgenommen; vor fast zwanzig Jahren wurde der französische Star-Bankier in Genf unter bizarren Umständen umgebracht. Van Huissing hat vor allem über die Täterin, eine damals junge Französin mit Wohnsitz in Vevey, recherchiert – was wurde aus Sterns Freundin/Domina, nachdem sie erstaunlich rasch wieder aus dem Schweizer Gefängnis kam? **Seite 53–58**

Am 6. Juli findet das zweite *Weltwoche*-Golf-Open in Andermatt statt. Unser Kolumnist Kurt W. Zimmermann, Autor zahlreicher Golf-Bücher, präsentiert zur Einstimmung ein 32-seitiges Special unter dem Titel «Göttinnen auf dem Green». Anmeldung zum Turnier und zum Bankett sind ab dem 28. März möglich: [www.weltwoche.ch/golf](http://www.weltwoche.ch/golf).

*Ihre Weltwoche*

**IMPRESSUM**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

 120

# United we ride



Die neue Motorradsaison beginnt – mit Dir!  
Und neuen Abenteuern. Erfahr alles zu den aktuellen  
Harley-Davidson® Modellen bei deinem Händler,  
erlebe Bikes, Rides, Fashion u. v. m.

FINDE DEINEN H-D® HÄNDLER:

[WWW.HARLEY-DAVIDSON.COM](http://WWW.HARLEY-DAVIDSON.COM)





*Stürmische Zeiten:* Thierry Burkart. Seite 26



*Fit und schön:* Tracy Anderson. Seite 30



*Bizarres Ende:* Edouard Stern. Seite 53

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Dezimierte Spermien, beschädigte Eierstöcke
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Michael Ringier
- 10 Tagebuch Marc Jost
- 11 Bern Bundeshaus  
Öl-Baron wird Klimaschützer
- 12 Vereinigte Staaten der Unfreiheit  
Michael Shellenberger über die Twitter-Files
- 14 Weisheit des Herzens
- 15 Personenkontrolle
- 15 Inside Washington
- 16 Mörgeli Drei Wochen krankfeiern
- 16 Russen-Roulette Gefährliche Sanktionen
- 17 Peter Bodenmann  
Rösti muss den Grimsel-Tunnel beerdigen
- 18 Asyl-Aufstand in den Gemeinden  
Widerstand gegen Bund und Kantone
- 19 Alle dürfen bleiben  
Junge Asylbewerber in der Schweiz
- 20 Anschlag auf die Demokratie  
Die Ziele der «Letzten Generation»
- 21 Lichtblick Gut gemacht, Medien
- 22 Schicksal der Ukraine  
Wie sich Selenskyj gewandelt hat
- 23 Neue Freunde Saudi-Arabien und Iran
- 24 Trump schleicht zurück  
ins Rampenlicht Sein Comeback wird immer wahrscheinlicher
- 25 Kurt W. Zimmermann  
Enthauptung eines Chefredaktors
- 26 Thierry Burkart Der FDP-Chef im *Weltwoche*-Gespräch

- 29 Thilo Sarrazin Blick fürs Wesentliche
- 30 Schön ist schlank  
Fitness-Queen Tracy Anderson
- 32 Rapperswil-Jona  
Gallisches Dorf am Obersee
- 33 Anabel Schunke Brüste frei in Berlin
- 34 Was wusste Olaf Scholz? Hat der Kanzler das Nord-Stream-Attentat gebilligt?
- 36 Schluss mit dem Asylchaos  
Die innere Sicherheit ist gefährdet
- 37 Oscars Tom Kummer ehrt Michelle Yeoh
- 38 José Mourinho «Von meinem Vater habe ich Demut und Bescheidenheit gelernt»
- 40 Bersets Impf-Debakel Statt die Groteske abzubrechen, wird sie munter fortgesetzt
- 41 Körzis Hollywood
- 42 Xi Jinpings Kampfansage  
Wolfskrieger der Wirtschaft
- 44 Deutschland, wie es singt und lacht  
Büttenredner entfesselt Mitläuferorgie
- 45 Tamara Wernli  
Den Blödsinn will keiner sehen
- 46 Kapitäne ohne Kompass  
Parteipräsidenten und die Neutralität
- 47 Pietro Supino Ich bin kein Rupert Murdoch
- 48 Lars P. Feld Rettet die Globalisierung vor ihren falschen Freunden
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Traute Lafrenz, Ernst Tugendhat
- 52 Beat Gygi  
Auslandabenteuer der Rüstungsbranche

## VERBRECHEN: DER FALL STERN

- 53 Edouard Stern Der tote Bankier im Latexanzug und seine blonde Mörderin

## LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Meine Freundin Marianne  
Leben und Werk von Marianne Fritz
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Herzschlag eines halben Jahrhunderts  
Pink Floyds «Dark Side of the Moon»
- 68 Fernsehen
- 68 Kunst Privates erotisches Kabinett
- 69 Film «The Fog of War»
- 70 Film «The Whale»
- 71 Pop SZA
- 71 Jazz Ralph Alessi Quartet

## LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Frauen
- 74 Thiel Glückliche Gänse
- 74 Häuser David Chipperfield
- 76 Bei den Leuten  
Circus-Knie-Saisonpremiere
- 78 Essen
- 78 Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Mittagessen mit... David Hablützel
- 82 Das indiskrete Interview  
Chrissi Sokoll, Komikerin

# Ihr Immobilienraum?

[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

## aktuell im Verkauf

**3** **Rebweg**  
8457 Humlikon



ab CHF 1'470'000.-  
6½ Zi. Doppel-EFH's  
+41 52 338 07 09  
[www.rebweg.ch](http://www.rebweg.ch)

**5** **Trottenacker**  
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-  
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 52 338 07 09  
[www.trottenacker.info](http://www.trottenacker.info)

**6** **Vistadelsole**  
8370 Sirnach



CHF 727'000.-  
4½ Zi.-Wohnung  
+41 52 338 07 09  
[www.vistadelsole.ch](http://www.vistadelsole.ch)

**12** **Schlossblick**  
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-  
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 44 316 13 42  
[www.schlossblick.ch](http://www.schlossblick.ch)

**14** **Glattwies**  
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-  
4½-Zi.-Wohnung  
+41 44 316 13 87  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)

**16** **Vistacasa**  
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-  
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 52 338 07 09  
[www.vistacasa.ch](http://www.vistacasa.ch)

**18** **Schmiedgass**  
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-  
3½ - 5½ Zi.-Wohnung  
+41 55 610 47 46  
[www.schmiedgass.ch](http://www.schmiedgass.ch)

**22** **Solevista**  
8615 Wermatswil



CHF 2'187'500.-  
4½ Zi.-Wohnung  
+41 44 316 13 42  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)

**23** **Dreieckspitz**  
8406 Winterthur



Alle Wohnungen reserviert  
2½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.dreieckspitz.ch](http://www.dreieckspitz.ch)

## Projektankündigungen

**1** **am Goldenberg**  
8400 Winterthur



3½ - 4½-Zi. Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.amgoldenberg.ch](http://www.amgoldenberg.ch)

„Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch)  
+41 52 235 80 00



**2** **Römergarten**  
8404 Winterthur



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

**4** **Projektankündigung**  
8311 Brütten



4½ Zi. Reihen-EFH's  
+41 52 338 07 09  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

**6** **Duovivo**  
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.duovivo.ch](http://www.duovivo.ch)

**7** **Uetliblick**  
8136 Thalwil-Gattikon



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.uetliblick-gattikon.ch](http://www.uetliblick-gattikon.ch)

**9** **Chridlerpark**  
8127 Aesch-Maur



Liegt seit 16 Monaten beim Bundesgericht!!  
3½ - 6½ Zi. WHG und EFH  
+41 55 610 47 46  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)

**10** **am Zentrum**  
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.amzentrum.ch](http://www.amzentrum.ch)

**11** **am Eichacher**  
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.ameichacher.ch](http://www.ameichacher.ch)

**13** **Soley**  
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)

**15** **Puro Vivere**  
8157 Dielsdorf



5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's  
+41 55 610 47 46  
[www.purovivere.ch](http://www.purovivere.ch)

**17** **inside**  
8152 Glattbrugg



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

**19** **Projektankündigung**  
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH  
+41 52 338 07 09  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

**20** **Tre Fiori**  
8913 Ottenbach



7½-Zi. Reihen-EFH  
+41 55 610 47 46  
[www.tre-fiori.ch](http://www.tre-fiori.ch)

**21** **Grastal**  
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.grastal.ch](http://www.grastal.ch)



# Dezimierte Spermien, beschädigte Eierstöcke

Die Corona-Impfung kann die Fruchtbarkeit beeinträchtigen. Was lange als Verschwörungstheorie abgestritten wurde, steht schwarz auf weiss in den Teststudien des Herstellers.

Stefan Millius

Das «Sicherheitsdatenblatt» des US-Pharmaunternehmens Pfizer zum Impfstoff Comirnaty gegen Covid-19 wurde letztmals am 3. März 2023 aktualisiert. Im Abschnitt 11, «Toxikologische Angaben», ist gleich zweifach festgehalten: «Keine Hinweise auf eine Beeinträchtigung der Fruchtbarkeit oder eine Schädigung des Fötus.» Im ersten Fall geht es um Laborratten. Im zweiten Fall um Labormäuse. Bei Menschen sieht es leider nachweislich anders aus.

Dass man das jetzt weiss, ist den «Pfizer Files» zu verdanken. Eine Gruppe von Bürgern hat vor einem Gericht in Texas erfolgreich erwirkt, dass die Dokumente aus den Teststudien der Impfung offengelegt werden mussten. Pfizer hatte im Verbund mit den US-Behörden vergeblich versucht, eine 75 Jahre lange Geheimhaltung zu erwirken. Nun kann man nachlesen, was während der Testphase wirklich geschah, was das Unternehmen wusste und wie das im Widerspruch zu dem steht, was den Menschen in den Impfkampagnen rund um die Welt erzählt wurde.

## Auswirkungen auf den Organismus

Die wichtigsten Befunde aus den 300 000 Seiten wurden im Buch «Pfizer Documents Analysis Reports» zusammengefasst. Mitherausgeberin Naomi Wolf schreibt im Vorwort: «Am beunruhigendsten ist der erkennbare Rundumangriff auf die menschliche Fortpflanzungsfähigkeit.» Die Impfung könne Schäden bezüglich Spermienzahl, Hoden, Beweglichkeit der Spermien, Eierstöcke, Menstruationszyklen und Plazenta verursachen.

Pfizer rapportierte während der Testreihen mit 40 000 Beteiligten unzählige «adverse events», also unerwünschte Ereignisse. Dazu gehörten unter anderem Spontanaborte oder Fehlgeburten. Das Unternehmen selbst erwähnte zudem «reproduktive Störungen». Nur war davon bei der Lancierung des Impfstoffs nichts zu lesen. Im Gegenteil: Früh aufgetauchte Hinweise auf einen negativen Einfluss auf die

Fruchtbarkeit wurden stets als Verschwörungstheorien abgetan.

Das gilt auch für die Auswirkungen auf den weiblichen Organismus. In den ersten zwölf Wochen nach Impfbeginn klagten stillende Mütter gegenüber dem Hersteller über Teillähmungen, Ausbleiben der Muttermilch oder Migräne. Bei Säuglingen wurden unter



«Reproduktive Störungen»:  
Pfizer-CEO Albert Bourla.

anderem Erbrechen, Fieber und Hautentzündungen festgestellt. Pfizer musste 2400 zusätzliche Leute anstellen, um der Masse an Rückmeldungen Herr zu werden, blieb aber

## Die Schweiz verzeichnete in den ersten Monaten 2022 einen massiven Rückgang der Geburtenrate.

dabei: Die Impfung solle auch schwangeren und stillenden Frauen verabreicht werden. Die Zulassungsbehörden der Staaten, darunter auch die Schweiz, gaben diese Empfehlung nahtlos weiter.

In vielen Fällen kam es allerdings wohl gar nicht erst zu einer Schwangerschaft. Denn die Dokumente, die der Hersteller unter Verschluss halten wollte, belegen, dass die männliche Fruchtbarkeit unter dem Impfstoff leiden

konnte. Näher untersucht hat Pfizer das zwar gar nicht erst, weil man «unter Zeitdruck» gestanden habe und die Entwicklung des Impfstoffs beschleunigen wollte. Aber dem Hersteller war bekannt, dass die Lipid-Nanopartikel, die in dem mRNA-Wirkstoff enthalten sind, vom Blut in die Hoden gelangen können. Sammeln sie sich dort an, reduzieren sie Qualität und Quantität der Spermien. Auch sogenannte Anti-Sperma-Antikörper wurden in den Tests festgestellt. Sie sorgen dafür, dass der männliche Samen weniger beweglich ist und die Eizelle der Frau gar nicht erst erreicht.

Dass man bei Pfizer selbst eine Beeinträchtigung der Spermien zumindest nicht ausschloss, zeigt auch die Tatsache, dass männliche Testteilnehmer auf Sex verzichten oder ein Kondom verwenden mussten. Man befürchtete also, dass sich etwas Schädliches auf die Frau oder das so gezeugte Kind übertragen könnte.

Im September schrieb die Heilmittelbehörde Swissmedic, man habe den möglichen Zusammenhang zwischen der Covid-19-Impfung und der Fruchtbarkeit untersucht. Entsprechende Hinweise gebe es «aus wissenschaftlicher Sicht weder aus der publizierten Fachliteratur noch aus der weltweiten Marktüberwachung». Diese «Hinweise» lagen beim Hersteller aber vor – wenn man der Sache hätte auf den Grund gehen wollen.

## Handverlesene Experten

Die Schweiz verzeichnete im Gleichschritt zur Verbreitung der Impfung in den ersten Monaten 2022 einen massiven Rückgang der Geburtenrate. Er ist bis heute offiziell ein Rätsel. Handverlesene Experten der Medien brachten daraufhin einen Zusammenhang mit einer Erkrankung an Covid-19 als mögliche Ursache ins Spiel. Die «Pfizer Files» dokumentieren aber, dass man von Anfang an woanders hätte suchen müssen: bei dem Impfstoff, den die Staaten in höchster Eile und ohne jedes Bedenken freigegeben haben.



# Lieber Michael Ringier

**I**ch habe stets Ihre fürsorgliche Haltung gegenüber den Mitarbeitern geschätzt und gelobt. Auch in schwierigen Fällen haben Sie menschliche Lösungen gefunden, sprich: die schmutzige Wäsche nie ausser Haus gebracht. Selbst wichtige Persönlichkeiten des Verlags haben Sie geschützt, wenn diese für Skandale verantwortlich waren. Bettgeschichten zwischen Vorgesetzten und Mitarbeiterinnen, bevorzugte Behandlung von Untergebenen, alles blieb in der Ringier-Familie.

Wie konnten Sie nur zulassen, dass in Ihrem Haus eine Kultur der Denunziation, der Vorverurteilung und der öffentlichen Exekution einziehen konnte? Wie können Sie zuschauen, wie wichtigste Exponenten des Hauses, die sich für den Erfolg von Ringier beide Beine ausgerissen haben, den Hatern der sozialen Medien und der Schadenfreude der Konkurrenz ausgesetzt und obendrein



*Gilt Diversity nur für Frauen?*  
Verleger Ringier.

beruflich ruiniert werden? Dies aufgrund von zweifelhaften Beschwerden, die noch nicht kontradiktorisch abgeklärt sind.

Wie kommt es, dass ein Verlag, der sich eine Direktorin für Diversity zugelegt hat, den prominentesten Journalisten des Hauses per Communiqué der Gerüchteküche ausliefert!

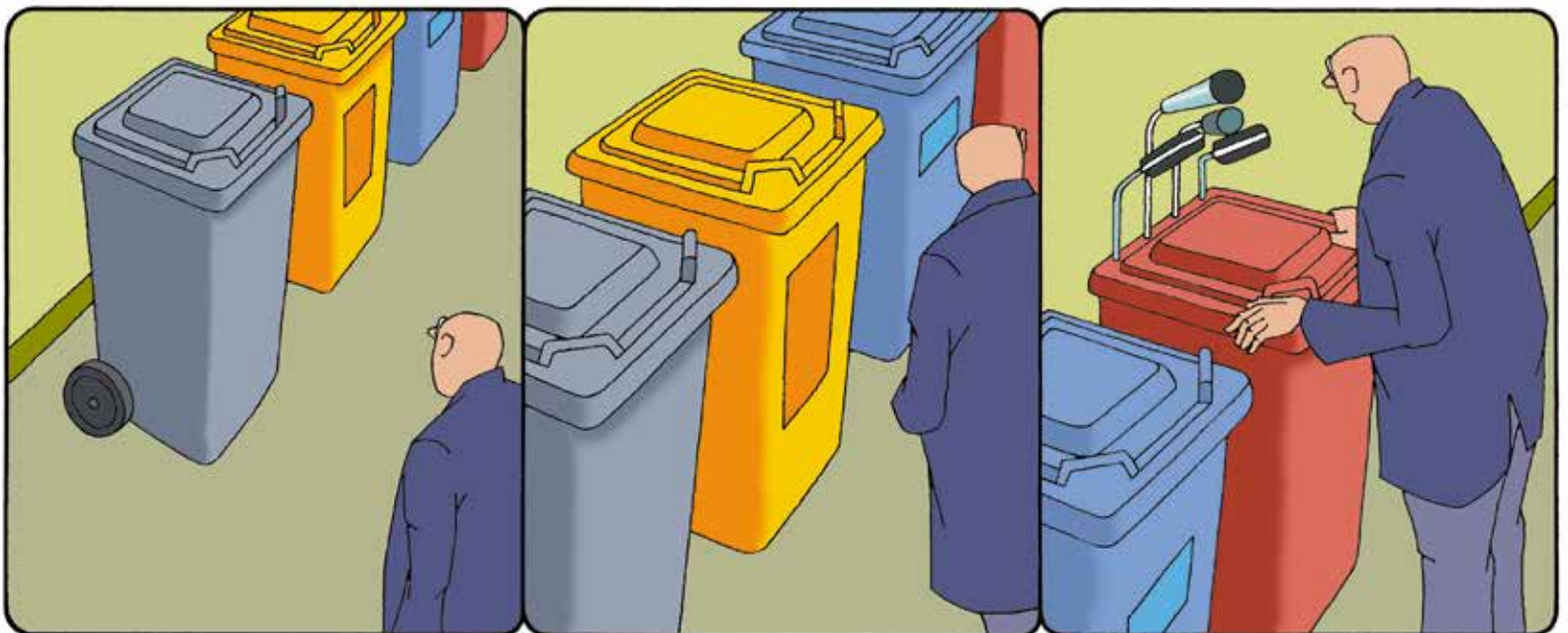
Gilt Diversity nur für Frauen? Wie kommt es, dass Sie den Mann, der Ihnen dank seinem unternehmerischen Geschick zig Millionen ins Haus schaufelt, wegen eines Informations-Leaks beim Bund öffentlich degradieren, gegenüber allen Geschäftspartnern demütigen? Wie kommt es, dass Ihr Haus die umstrittene Beschwerde einer Dame zum Anlass nimmt, um einen Chefredaktor, der dem Haus zwanzig Jahre erfolgreich gedient hat, einfach rauszuschmeissen?

Ist dieses neue Regime, das die Fürsorgepflicht für Mitarbeiter mit Füßen tritt und Vorverurteilung und öffentliche Exekution zur neuen Kultur macht, in Ihrem Sinn?

Ich kann es nicht glauben. Oder mal offen gefragt: Sind Sie überhaupt noch *in charge*?

*Mit freundlichen Grüßen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Marc Jost



Vor drei Monaten habe ich auf die Verfassung geschworen und bin als Neuling im Bundesparlament eingestiegen. Aussen-, Sicherheits- und Neutralitätspolitik waren für mich weit weg. Meine spontane Reaktion damals auf die Frage, ob die Schweiz eine Wiederausfuhr von Waffen aus Deutschland in die Ukraine erlauben solle, lautete: «Nein, wir sind ein neutrales Land.» Nach drei Monaten lesen, recherchieren und debattieren stelle ich fest: Ich lag falsch. Die Vorstellung der Schweiz als neutrales Land ist strenggenommen ein Mythos. Vielmehr leben wir die Neutralität seit Jahrzehnten sehr differenziert; und das aus meiner Sicht zu Recht.

In der Bundesverfassung steht, dass wir die Neutralität bewahren sollen. Gleichzeitig finden wir dort den Auftrag, das Völkerrecht zu beachten; also alle rechtsverbindlichen Regeln auf internationaler Ebene einzuhalten – und diese verbieten unter anderem einen Angriffskrieg. Wer also die Neutralität der Schweiz relativiert, verletzt nicht die Verfassung, sondern im Gegenteil: Er nimmt das Spannungsfeld zwischen völkerrechtlichen Normen und dem Neutralitätsprinzip wahr.

Es ist daher klar, dass wer der Ukraine möglichst umfassend helfen will, das Völkerrecht betont, das angegriffene Staaten speziell in Schutz nimmt. Und wer gegen den Angriffskrieg von Russland möglichst nicht intervenieren möchte, der betont die Neutralität oder lanciert sogar eine Initiative dazu («Neutralitätsinitiative»).

Das Völkerrecht gibt bloss einen minimalen Rahmen für neutrale Staaten vor. Damit hat der Neutrale einen grossen Spielraum, solange er nicht aktiv eine Kriegspartei militä-

risch unterstützt. Das Neutralitätsrecht ist über hundert Jahre alt und stammt aus einer Zeit, in der es noch keine Uno-Charta gab. Weil damals Angriffskriege nicht verboten waren, durfte der Neutrale keine Partei bevorzugen. Heute dürfen Angreifer und Verteidiger aufgrund der Charta nicht mehr gleich behandelt werden. Parteinahme für den angegriffenen Staat ist somit auch für Neutrale geboten. Was gleich geblieben ist: Neutrale Staaten liefern Kriegsparteien keine Waffen; diese Einschränkung gilt allerdings nicht für Private, also die Rüstungsindustrie.

Der Bundesrat hätte aus Sicht des Völkerrechts längst agieren können, ja agieren müssen. Der Spielraum wäre für die Schweiz gegeben. Und

*Das Neutralitätsrecht stammt aus einer Zeit, in der es noch keine Uno-Charta gab.*

das Kriegsmaterialgesetz sieht Ausnahmen für ausserordentliche Umstände vor, was eine Wiederausfuhr ermöglichen würde. Die Frage ist also, ob man aktiv werden will. Das ist die politische Dimension der Neutralität.

Mein Argument für eine strikte Neutralität war jenes, die Guten Dienste durch die Schweiz nicht zu gefährden: Ich meinte, nur ein neutraler Staat habe die nötige Reputation für Friedensverhandlungen und Schutzmandate. Ich glaubte auch, das internationale Genf mit Uno, IKRK und weiteren Organisationen wäre ohne Neutralität nicht möglich. Aber nur schon ein Blick nach Skandinavien hätte mich eines Besseren belehrt: Schweden ist bündnisfrei, aber nicht neutral, hat jedoch mehr Schutzmandate als die Schweiz. Norwegen ist sogar weder neutral noch bündnisfrei – es hat derzeit die opera-

tive Führung der Nato inne –, aber hat nicht im Geringsten eine schlechtere Reputation bezüglich Guter Dienste, Friedensförderung und humanitärer Tradition.

Bereits seit mindestens dreissig Jahren lebt die Schweiz eine differenzierte Neutralität und keine integrale. Schon vor unserer Uno-Mitgliedschaft vertrat der Bundesrat in seinem Bericht von 1993 die Auffassung, dass die Neutralität nicht für Uno- oder EU-Sanktionen gelte. Schauen wir zurück in die Geschichte, stellen wir zudem fest: Sanktionen gegen Kriegsparteien sind nichts Neues.

Wir produzieren und exportieren Waffen, die im schlechtesten Fall in Kriegssituationen eingesetzt werden. Nur ein generelles Verbot von Kriegsmaterialexporten würde dies verhindern. Hingegen wäre dies das Ende unserer Rüstungsindustrie und damit unserer Verteidigungsfähigkeit. Aber wenn wir schon Waffen exportieren, dann sollten sie zumindest am richtigen Ort zum Einsatz kommen; nämlich bei Staaten, die Menschenrechte respektieren werden.

Wir sollten uns den Verpflichtungen des Völkerrechts besser bewusst sein und eine differenzierte Form von Neutralität leben: Wir privilegieren dann denjenigen, der sich gegen einen Angriffskrieg verteidigen muss und ein System verteidigt, das demokratisch ist und die Menschenrechte respektiert. Daher sollten wir alles ermöglichen, was im Rahmen der differenzierten Neutralität zulässig ist. Einzig das direkte Eingreifen mit militärischen Mitteln ist uns untersagt. Daran halte ich mich, darauf habe ich meinen Eid abgelegt.

Marc Jost ist EVP-Nationalrat in Thun.

# Öl-Baron wird Klimaschützer

Albert Rösti ist keine hundert Tage im Amt und hat seine Ansichten schon um 180 Grad geändert. Noch schaut die SVP dem Treiben ihres neuen Bundesrats zu.

Die Zukunft der Welt wird diese Woche in Interlaken im Berner Oberland besprochen. In der engeren Heimat von Bundesrat Albert Rösti treffen sich Regierungsvertreter, um über den neuen IPCC-Standbericht zum Klima zu diskutieren und diesen zu genehmigen. Die Schweiz hat den IPCC-Rat für diese Sitzung eingeladen, um das Land als wichtigen Ort internationaler Verhandlungen zu positionieren.

Der Entscheid zur Durchführung erfolgte 2019 – damals noch unter Röstis Vorgängerin Simonetta Sommaruga (SP), die sich in internationalen Gremien zur Vorbereitung der jährlich stattfindenden Klimagipfel stark engagierte. Aber den Gastgeber spielen durfte nun der SVP-Bundesrat, er hielt am Montag in Interlaken auch die Begrüssungsansprache. Ausgerechnet Rösti.

Der Berner Oberländer hatte bisher keine Nähe zum Klub der Klimamissionare und -propheten. Er symbolisierte als Parlamentarier der SVP und als Präsident von Swissoil, dem Dachverband der Brennstoffhändler, sowie von Auto Schweiz vielmehr das Feindbild der Klimaschutzlobby. Als bekannt wurde, dass er das Umweltdepartement übernehmen würde, verunglimpften ihn die Grünen als «Öl-Baron», als Albtraum für Klima- und Umweltschutz. Der Zürcher Nationalrat Bastien Girod sprach von einer Horrorvision, sollte Rösti Sommarugas Departement übernehmen.

## Lamento der Klimalobby

Sommaruga hätte den Auftritt vor den versammelten IPCC-Weltuntergangspropheten aber nicht besser hingekriegt. Zuerst pries Rösti Eiger, Mönch und Jungfrau an, erinnerte kurz an den Bergsturz, der kürzlich seine Heimatgemeinde Kandersteg in eine dichte Staubwolke hüllte, um dann sogleich ins allgemeine Lamento der Klimaschutzlobby einzustimmen. «Unser Land ist besonders anfällig für die Auswirkungen des Klimawandels, einschliesslich des Abschmelzens von Gletschern oder extremer Wetterereignisse wie Hitzewellen, Dürren und Überschwemmungen», jammerte er.



Wie lange geht das noch gut? Albert Rösti.

Sprach da tatsächlich der gleiche Politiker, der im letzten Jahr noch im Referendumskomitee gegen den indirekten Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative sass? Haben das System und

*«Bundesrat Rösti ist gegenüber Nationalrat Rösti intelligenter geworden», sagt Bundesrat Rösti.*

der tägliche Umgang mit der Verwaltung bei Rösti zu einer vollständigen Metamorphose geführt?

Es sind noch keine drei Monate vergangen, seit er für die SVP als Nachfolger von Ueli Maurer in den Bundesrat gewählt wurde. Rösti ist der erste echte Bürgerliche seit Jahrzehnten im Uvek. Er wird vor allem daran gemessen werden, ob er dieses Schlüsseldepartement anders und besser regiert als seine linken Vorgänger Moritz Leuenberger und Simonetta Sommaruga, beide SP, sowie die Mitte-Politikerin mit Linksschlagseite, Doris Leuthard.

Eine Kursänderung ist vorläufig nicht erkennbar. Auch personell hat er bisher nicht viel umgekrempt. Zwar kürte Rösti den SVP-

Apparatschik Yves Bichsel zum Generalsekretär und ernannte zwei persönliche Mitarbeiter. Seine Kommunikationsabteilung wird aber von Geraldine Eicher geleitet, die zur Mannschaft von Simonetta Sommaruga gehörte. Auch in seinen Bundesämtern tat sich wenig.

## Rösti zieht alle Register

Rösti ist hauptsächlich damit beschäftigt, die Vorlagen aus der Zeit von Sommaruga abzuarbeiten. Vergangene Woche musste er im Parlament den indirekten Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative gegen seine eigenen Leute verteidigen. Diese Woche stand das Stromversorgungsgesetz zur Debatte – ein Grosseinsatz für Rösti und zugleich ein Balanceakt. Mit dieser Vorlage werden die Voraussetzungen für einen raschen und gezielten Ausbau von erneuerbaren Energien (Wasserkraft, Sonne, Wind) verbessert. Die Ausbauziele sind ehrgeizig, für Röstis SVP illusorisch.

Es braucht Tausende neue und vor allem umstrittene Windkraftanlagen, Dutzende neue Stauseen und insgesamt rund 180 Quadratkilometer zusätzliche Solarfläche. Die Volksrechte werden dafür eingeschränkt, und die Verfahren müssen beschleunigt werden. Röstis Parteikollege, Nationalrat Christian Imark, zweifelt, dass man diese Ziele jemals erreicht.

Rösti will dagegen den Turbo zünden. Er zieht alle Register, um ein Referendum gegen diese von seiner Partei teilweise bekämpften Vorlage zu vermeiden. Sogar seine eigenen Anträge, die er im letzten Jahr als Parlamentarier noch stellte, bekämpft er nun unerbittlich, wie jenen zur Frage von Richtwerten beim Stromimport im Winterhalbjahr. Er selber wollte dafür eine Grenze bei fünf Terawattstunden fixieren. «Bundesrat Rösti ist hier gegenüber Nationalrat Rösti intelligenter geworden», sagt er jetzt. Alle lachen. Das gefällt der Mitte-links-Mehrheit im Parlament.

Auch über neue Atomkraftwerke, wie von seinen Parteikollegen gefordert, lässt Rösti vorläufig nicht mit sich reden. «Das ist nicht Teil der aktuellen Vorlage», wiegelt er ab. Wie lange geht das noch gut?

# Vereinigte Staaten der Unfreiheit

In den USA wird systematisch zensuriert. Dahinter stecken handfeste militärisch-ökonomische Interessen. Diese Entwicklung ist beunruhigend für die ganze Welt.

Michael Shellenberger

Washington, DC

In seiner Abschiedsrede von 1961 warnte US-Präsident Dwight D. Eisenhower vor dem «ungerechtfertigten Einfluss des militärisch-industriellen Komplexes». Die Bürger dürften nicht zulassen, dass durch das enge Zusammenspiel von Rüstungsindustrie und Verteidigungsministerium «unsere Freiheit oder die demokratischen Prozesse gefährdet» würden. Der «Einfluss von öffentlichem Dienst, Projektaufträgen und der Macht des Geldes auf die Wissenschaftler der Nation» sei allgegenwärtig und müsse aufmerksam beobachtet werden. Ebenso gross sei jedoch die Gefahr, dass die Politik zur «Gefangenen einer wissenschaftlich-technologischen Elite» werde.

Eisenhowers Sorge war durchaus begründet. Heutzutage finanzieren die amerikanischen Steuerzahler ungewollt das Wachstum und die Macht eines Zensur-industriellen Komplexes, der von der wissenschaftlichen und technologischen Elite Amerikas beherrscht wird, was eine Gefahr für unsere Freiheit und unsere Demokratie darstellt. Im Folgenden möchte ich darlegen, warum es mir angebracht erscheint, vor der besorgniserregenden Entwicklung einer staatlich geförderten Zensur in den Vereinigten Staaten von Amerika zu warnen.

## Stanford Internet Observatory und die CIA

Die Twitter-Dokumente, staatsanwaltliche Ermittlungen und Investigativreporter haben offenbart, dass ein immer grösseres Netzwerk von Behörden, akademischen Institutionen und Nichtregierungsorganisationen amerikanische Bürger (oft ohne deren Wissen) im Hinblick auf eine ganze Reihe von Themen – Corona und sein Ursprung, Corona-Impfstoffe, E-Mails zu Hunter Bidens Geschäftsbeziehungen, Klimawandel, erneuerbare Energien, fossile Energieträger und vieles andere mehr – aktiv zensiert.

Ich weiss nicht, ob die Zensur noch umfangreicher ausgeübt wird, als wir es bisher dokumentieren konnten, und ich werde mich auch nicht an Spekulationen beteiligen. Mir ist bewusst, dass Facebook, Twitter und andere Privatunternehmen befugt sind, Inhalte auf

ihren Plattformen zu moderieren. Ich akzeptiere wohlgerne das Recht von Staaten, mit der Öffentlichkeit zu kommunizieren, dabei auch ungenaue und irreführende Informationen anzufechten.

Es ist aber wiederholt festgestellt worden, dass Regierungsmitarbeiter soziale Netzwerke gedrängt haben, unliebsame Nutzer und Inhalte zu zensieren. Diese Zensur bedroht oftmals die rechtlich garantierte Immunität, ohne die soziale Medien nicht operieren können («Section 230» des US-Kommunikationsgesetzes von 1996).

«Wenn Bundesbeamte eine solche Zensur veranlassen oder ermöglichen», schreibt Jonathan Turley, Juraprofessor an der George Washington University, «so wirft das schwerwiegende Fragen hinsichtlich des ersten Verfassungszusatzes auf. Unstrittig ist, dass der Staat nicht indirekt tun kann, was er direkt nicht tun darf.»

Überdies ist bekannt, dass die US-Regierung Organisationen finanziert hat, die Werbetreibende zwingen, Medienorganisationen und soziale Netzwerke zu boykottieren, die a) jede Zensur ablehnen und/oder b) Desinformation verbreiten, darunter auch angebliche Verschwörungstheorien.

Das Stanford Internet Observatory, die University of Washington in Seattle, das Digital Forensic Research Lab des Atlantic Council und das Datenanalyseunternehmen Graphika, sie alle haben unzureichend offengelegte Beziehungen zum Verteidigungsministerium, zur CIA und zu anderen Geheimdiensten. Sie arbeiten mit verschiedenen US-Behörden zusammen, um zu er-



## Twitter-Files: Schweres Geschütz gegen Journalisten

Nach den Zwischenwahlen im November 2022 haben Republikaner im US-Kongress die Kommission zur «Weaponization of Government» einberufen. Sie soll untersuchen, wie US-Regierungsbehörden jahrelang Informationen als «Waffe» gegen die Rechte und die Freiheit von Bürgern eingesetzt haben.

Letzte Woche befasste sich die Kommission zum ersten Mal mit den sogenannten Twitter-Files. Dabei handelt es sich um firmeninterne Dokumente, die ab Dezember 2022 vom neuen CEO Elon Musk zur Veröffentlichung freigegeben wurden. Die Files zeigen, dass auf der weltweit einflussreichen Plattform jahrelang eine rigide Zensurpraxis herrschte.

Am 9. März waren nun Michael Shellenberger und Matt Taibbi, zwei Schlüsselfiguren der Twitter-Files-Forschung, vor der Kommission als Zeugen geladen. Die Vertreter der Demokraten liessen nichts unversucht, um die preisgekrönten Journalisten zu diskreditieren. Sie warfen ihnen vor, sie seien von Geld- und Machtmotiven getrieben. Die Abgeordnete Stacey Plaskett bezeichnete die beiden – die nach eigenen Aussagen für Joe Biden gestimmt haben – gar als «direkte Bedrohung» für jene Menschen, die sich ihnen widersetzen.

Im Gespräch mit der *Weltwoche* erklärt Shellenberger, die Meinungsfreiheit in den USA sei massiv gefährdet. «Progressive Demokraten» würden versuchen, «über unsere Universitäten, liberale Philanthropien und soziale Medien ein nationales Zensursystem» einzuführen.

Urs Gehrig

reichen, dass an Dutzenden von Universitäten und Denkfabriken zum Thema «Zensur» geforscht wird.

Es ist wichtig, die Arbeitsweise dieser Gruppen zu verstehen. Sie führen mit ihren Kritikern keinen offenen Gedankenaustausch. Sie treten nicht für eine breite öffentliche Diskussion über die Grenzen des ersten Verfassungszusatzes ein. Sie erstellen vielmehr schwarze Listen von missliebigen Personen und fordern die sozialen Netzwerke dann auf, diese Leute zu verwarnen, zu zensieren, ja sogar zu sperren.

### Methoden der Manipulation

Wer sind diese Zensoren? Wir alle kennen solche Figuren. Allzu überzeugt von ihrer Fähigkeit, Wahrheit von Unwahrheit, gute Absichten von bösen Absichten zu unterscheiden, erinnern sie an Aufsicht führende Schüler, die jeden Vorfall petzen und, wenn der Lehrer nicht wie gewünscht reagiert, zum Schuldirektor laufen. Ein solches Vorgehen mag in einem Internat und an vielen Eliteuniversitäten funktionieren, aber es ist Machtmissbrauch und unvereinbar mit Freiheit.

Diese Organisationen und andere verfolgen auch ihre eigenen Interessen, oft getarnt als «fact-checking». Die intellektuellen Anführer dieses Zensurkomplexes haben Journalisten und Führungskräften von sozialen Medien eingeredet, dass korrekte Informationen Desinformation und fundierte Hypothesen Verschwörungstheorien seien und mehr Selbstzensur zu genauerer Berichterstattung führe. In vielen Fällen ist Zensur, etwa das Kontextualisieren von Inhalten in sozialen Medien, Teil der Operation, Tatsacheninformationen zu diskreditieren.

Der Zensur-industrielle Komplex kombiniert bewährte Methoden der psychologischen Manipulation, die teilweise vom US-Militär während des globalen Kriegs gegen den Terror entwickelt wurden, mit hochmodernen Instrumenten der Computerwissenschaft, einschliesslich künstlicher Intelligenz. Die führenden Köpfe dieser Industrie werden von der Furcht umgetrieben, dass rechte Populisten und Extremisten, deren Ansichten man für gefährlich hält, durch soziale Netzwerke gestärkt werden. Mitarbeiter der Bundesregierung, Sicherheitsorgane und Dienstleister bekämpfen nicht nur Propagandisten des «Islamischen Staats» und russische Bots, sondern gehen inzwischen auch gegen gewöhnliche Amerikaner und missliebige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens vor.

Staatliche Überwachung und Zensur, anfänglich mit «Terrorbekämpfung» und «Extremismusbekämpfung» begründet, werden inzwischen schlicht mit dem Kampf gegen Falschinformation gerechtfertigt. Der Staat braucht keinen Beweis mehr, um jemanden als Terroristen oder Extremisten zu bezeichnen und Ressourcen für die Bekämpfung der poli-



*Eisenhowers Sorge war begründet.*

tischen Aktivitäten der betreffenden Person bereitzustellen. Er muss einfach behaupten, dass die Meinung, die jemand in einem sozialen Netzwerk zum Ausdruck bringt, falsch ist.

Dies geht so weit, dass etablierte Medienorganisationen beeinflusst beziehungsweise unter Druck gesetzt werden. Seit 1971, als die *Washington Post* und die *New York Times* Geheimdokumente des Pentagons über den Vietnamkrieg veröffentlichten, wissen Journalisten, dass sie verpflichtet sind, über geleakte Dokumente zu berichten, deren Inhalte von öffentlichem Interesse sind, selbst wenn sie gestohlen wurden. Dennoch wurden Journalisten im Jahr 2020 vom Aspen Institute und dem Stanford Cyber

### *Der Staat braucht keinen Beweis mehr, um jemanden als Terroristen oder Extremisten zu bezeichnen.*

Policy Center gedrängt, entgegen dem Pentagon-Paper-Prinzip nicht über geleakte Informationen zu berichten, um die Verbreitung von «Desinformation» zu verhindern.

Um ihren Ruf nach Zensur zu rechtfertigen, sprechen staatlich geförderte Zensoren oft von Schadensprävention, aber sie definieren Gefahr sehr viel grosszügiger als der Oberste Gerichtshof. Tatsächlich arbeiten die Zensoren mit einer so weit reichenden Definition von Gefahr, dass es gerechtfertigt erscheint, wenn Facebook akkurate Informationen beispielsweise über Corona-Impfstoffe zensiert, um «geringer Impfbereitschaft» entgegenzuwirken. Ihnen geht es offensichtlich nicht darum, die Wahrheit zu schützen, sondern, die Öffentlichkeit zu beeinflussen. Einflussnahme auf verdecktem Weg ist Zensur.

Und immer öfter erklären die Zensoren, dass es ihre Aufgabe sei, Informationen einzuschränken, die den Staat, Unternehmen und Medienorganisationen «delegitimieren». Dieses Selbstverständnis ist so schwammig, dass damit jede Kritik am Status quo – von gewählten Amtsträgern bis hin zu Institutionen und Gesetzen – mühelos unterbunden werden kann. Diese extreme, reaktionäre Haltung ist, um es ganz klar zu sagen, unamerikanisch.

### Sicherheit und Freiheit

Der Kongress sollte unverzüglich jede staatliche Finanzierung der Zensoren streichen und ihre Aktivitäten unter die Lupe nehmen. Zweitens sollte er vorschreiben, dass jedes Gespräch zwischen Führungskräften von sozialen Netzwerken, Regierungsmitarbeitern und Dienstleistern zum Thema «Moderation von Inhalten» unverzüglich gemeldet werden muss. Drittens sollten die weitreichenden Befugnisse sozialer Medien, Inhalte zu zensieren und Propaganda zu verbreiten, vom Kongress eingeschränkt werden.

Unabhängig davon muss die amerikanische Öffentlichkeit die Gefahr staatlicher Zensur erkennen, die darin liegt, dass hinter den Kulissen Druck auf Medienunternehmen ausgeübt wird. «Nur wache und informierte Bürger», sagte Eisenhower in seiner Rede, «können die erforderliche Einhegung des gigantischen industriell-militärischen Apparats mit friedlichen Mitteln und Zielen durchsetzen, auf dass Sicherheit und Freiheit gemeinsam florieren mögen.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Fressen und gefressen werden

Der kleine Goldfisch interessierte mich bald mehr als die ganze Welt.



*Verdammt, das war euer Bruder!*

In den ratlosesten Momenten fragte ich mich, Lob Goldfische Kannibalen sind. Das Bauchgefühl sagte nein, der Verstand ja. Man kennt ja das gnadenlose Gemetzel im Tierreich, weiss von Löwen, die den Nachwuchs eines anderen totbeissen, oder von Sandtigerhaien, bei denen die Erstgeborenen noch im Mutterleib ihre Geschwister verspeisen.

In meinem Teich schwimmen fünf knapp einjährige Goldfische, kurz vor dem Winter gesellte sich ein kleiner dazu, kaum länger als ein Streichholz. Sie überstanden alles, die Winterkälte des Wassers, die Eisschicht darüber, Hagel, Stürme, hungrige Katzen.

Man sah sie sich bewegen, mal mehr, mal weniger. Ich dachte, sie würden sich in die Winterruhe begeben, sich ganz tief unten einbuddeln, ihren Stoffwechsel verlangsamen und in eine Art Winterschlaf fallen, was ich mir auch manchmal wünschte: fressen, was das Zeug hält im Frühling, im Sommer und im Herbst, dann Tür zu, hinlegen, einlullen, wegdämmern, ade Welt, und dann, wenn die Wärme zurückkommt, mal zuerst eine Sonnenbrille aufsetzen und vorsichtig in die Welt schauen und mich freuen. Ich frage mich, weshalb die Evolution uns keinen Winterschlaf gönnt.

So ein Winterschlaf des Menschen, träumte ich, wäre für das Ökosystem, die Pedosphäre, die Atmosphäre, die Hydrosphäre und die Biosphäre eine substanzielle Entlastung; während wir schlafen, könnten sie sich aktiv erholen. Welch eine Welt wäre das,

ganze Kontinente würden sich abwechselnd einfach schlafen legen.

Als die Vorboten des Frühlings über den Teich zogen, ich meine Goldfische lobte für ihren tapferen Überlebenskampf, war der Kleine plötzlich weg. Zuerst zuckte ich die Schultern, Natur halt, man weiss, dass sie nicht nur nett ist. Jeden Morgen nahm ich meinen Espresso, meine Zigarette, meinen Bademantel und Schlappen, lief zum Teich und wartete. Nichts. Ich begann ihn zu vermissen, dachte über sein Schicksal nach; je länger, desto obsessiver. Ich schimpfte mit den Grossen: «Verdammt, das war euer Bruder.»

Der kleine Goldfisch interessierte mich bald mehr als die ganze Welt, ich wurde sentimental, senil wahrscheinlich auch. Sein Verschwinden, sein Verbleiben wurde existenzieller als das wässrige, aufgeschwollene Knie meiner Partnerin oder die physischen und psychischen Gräueltaten der Welt. Mein Herz schlug nur noch für den kleinen Goldfisch.

Ich staunte über mich selbst, über den Menschen im Allgemeinen, seine Neigung, mehr mit dem Schicksal eines Goldfisches zu hadern als mit jenem der Welt, oder dass ein kleiner Goldfisch, der nicht einmal weiss, dass es mich gibt, meine Welt wird.

Ich hatte mich schon an die morgendliche Leere beim Blick auf den Teich gewöhnt, mich abgefunden mit dem Tod des Kleinen; auch so ist der Mensch, die ganz tiefen Gefühle ge-

langen dann doch relativ schnell an die Oberfläche, auf der sie verwässern.

Ich war zum Schluss gekommen, dass die fünf grossen Fische den kleinen verspeist hatten, weil, wie mir ein Goldfischzüchter am Telefon erklärte, die machten das schon, aus Hunger. Dennoch blieben Fragezeichen. Die Fische konnten nur hungrig gewesen sein, als sie kein Futter bekommen hatten, und das war, als eine Eisschicht den Teich überdeckte. Und als das Eis schmolz, lebte der Kleine noch.

Könnte es sein, fragte ich mich, dass grosse Goldfische kleine aus Spass fressen, oder weil ihnen die kleinen den letzten Nerv rauben, weil sie die ganze Zeit für wellige Unruhe sorgen? Ist ein Fisch einfach ausgeflippt, hat überreagiert, den Kleinen gebissen und ist dann blutauschig geworden? Könnte er sich nicht vorstellen, sagte der Züchter, das wäre ein absolut atypisches Verhalten, ein neuer Wesenszug.

Vielleicht, dachte ich daraufhin, wenn alles doch mit allem zusammenhängt, könnte es doch sein, dass der Goldfisch, wie der Mensch auch gerade, kriegerischer wird, brutaler, rücksichtsloser und so weiter. Wahrscheinlich steckt doch die ganze Welt auch in einem kleinen Goldfisch, so wie ein ganzes Universum in der Welt steckt.

Am nächsten Morgen war der Kleine wieder da. Tat so, als ob nichts gewesen wäre, zog seine rassigen Bahnen, als ob das Leben eine einzige Freude wäre.

## PERSONENKONTROLLE

Baume-Schneider, Verlinden, Parmelin, Sigrist, Zwingli, Cavelty, Turner, Bach, Lineker, Pavel, Zeman, Zazou, Kadyrow



*Des einen Leid:* Chefredaktor Cavelty.

**Elisabeth Baume-Schneider**, Sprachvirtuosin, hat als Bundesrätin schnell Fuss gefasst. Staatsmännisch parlierte die SP-Justizministerin bei einem Arbeitstreffen mit ihrer belgischen Amtskollegin **Annelies Verlinden**. Auch Fragen auf Englisch konnte die Jurassierin souverän beantworten. Sie ist im Moment daran, ihre Kenntnisse in der Lingua franca aufzufrischen. Was sich bereits bezahlt macht. (*odm*)

**Guy Parmelin**, Prediger, kommt auf eine Visite nach Zürich. Am Dienstag spricht der SVP-Bundesrat im Grossmünster – auf Einladung von **Christoph Sigrist**. Der umtriebige Pfarrer dieser historischen Wirkungsstätte von Reformator **Huldrych Zwingli** will sich mit dem Waadtländer Protestanten «über Gott und die Welt» unterhalten. Für den Wirtschaftsminister sicher eine gute Gelegenheit, einige Fakten und Zusammenhänge ins richtige Licht zu rücken. Immerhin bezieht Sigrist des Öfters zu kontroversen Fragen Stellung – wie bei seinem Einsatz für die Konzernverantwortungsinitiative. (*odm*)

**Gieri Cavelty**, Leidensmann, erfindet immer neue Opfergruppen. Mittlerweile zählt der Chefredaktor des *Sonntagsblicks* sogar alle Schweizer dazu. Nämlich wegen der EWR-Abstimmung von 1992, «an deren Folgen die Schweiz bis heute leidet». Was Cavelty verschweigt: Unser Leiden besteht höchstens darin, dass seither Millionen von leidenden EU-Bürgern in die Schweiz zugewandert sind, um hier ein besseres Leben zu führen. Und um zu beobachten, wie ihre Heimatländer in der EU unter Inflation, Teuerung und innereuropäischen Spannungen leiden. Cavelty hat als privilegierter Schweizer den Merkspruch ins Gegenteil verkehrt: Er hat gelernt zu klagen, ohne zu leiden. (*mö*)



*Dankbar:* Popstar Turner.

**Tina Turner**, Pop-Diva, litt unter Bluthochdruck. Weil sie diesen lange nicht behandelte, verschlechterten sich ihre Nierenwerte massiv, bis sie schliesslich eine Transplantation benötigte. Der 83-jährige Megastar: «Heute bereue ich es, dass ich die Diagnose nicht früher ernst genommen habe.» Sie sei zwischenzeitlich auf Homöopathie umgestiegen. «Ich hatte Glück, dass mir mein Mann **Erwin Bach** anbot, eine seiner Nieren zu spenden. Das war der erste Schritt zur Transplantation, einem sehr komplexen Verfahren.» Heute sei sie praktisch ganz genesen. Ein Hoch auf die Spitzenmedizin! (*ah*)

**Gary Lineker**, Fussball-Legende, soll wieder vor die Kamera. Der englische Ex-Nationalspieler wurde von der BBC als Moderator der Sendung «Match of the Day» suspendiert, nachdem er die Wortwahl der Regierung zur Einwanderungspolitik mit Nazi-Rhetorik verglichen hatte. Nach einer grossen Sympathiewelle für Lineker ruderte die BBC zurück. (*ky*)

**Petr Pavel**, Sexsymbol, sitzt auf dem Trockenen. Bei seinem Einzug in die Prager Burg musste der wie ein Model aussehende, neue tschechische Staatspräsident feststellen, dass die amtlichen Alkoholvorräte praktisch komplett aufgebracht sind. Pavels Vorgänger **Milos Zeman** galt als trinkfreudig. (*ky*)

**Zazou**, Vollblut, ist wohl wieder daheim bei Tschetscheniens Staatschef **Ramsan Kadyrow**. Unbekannte entführten seine 20 000-Dollar-Stute aus einem Gestüt bei Prag, wo sie wegen Sanktionen hätte bleiben müssen. Kadyrow hat sich über die Verletzung der Rechte von Pferden beklagt, den «friedlichsten, freundlichsten und sanftesten Tieren der Welt». (*ky*)



## Biden biegt rechts ab

Jetzt sagen sie es uns. Die Mainstream-Medien enthüllen, dass Präsident Joe Biden, nachdem er versprochen hatte, das Land zu vereinen, in den letzten zwei Jahren von links regiert hat. Die *New York Times* erklärt: «Biden versucht, die zentristische Identität wiederzuerlangen, die ihn lange Zeit ausgemacht hat.» Die Zeitung zitiert eine Gruppe von Demokraten der Mitte, die frohlockt: «Es ist ein guter Tag, ein gemässiger Demokrat zu sein.

Wir sind wieder da, besser als je zuvor.» Damit wird natürlich stillschweigend zugegeben, dass die gemässigten Demokraten verschwunden waren, verbannt in die kühlen Aussenbezirke der Partei. Aber jetzt, wo die Ankündigung einer Wiederwahl-Kampagne bevorsteht, hat Amtrak-Joe sie zurück in die Herde gelassen. Schliesslich war er für die Mitte, bevor er gegen sie war.

Zugegeben, der Rechtsruck des Präsidenten verursacht bei einigen seiner Verbündeten auf der linken Seite ein Schleudertrauma. *Politico* berichtet, dass der Vorsitzende der Demokraten seit seiner Rede zur Lage der Nation «eine Reihe von öffentlichkeitswirksamen Schritten unternommen hat, die die Progressiven enttäuschen». Der *Washington Post* zufolge bezeichnen einige Berater des Präsidenten Bidens Rechtsruck in den Bereichen Kriminalität, Einwanderung und Energiepolitik als «Kapitel zwei» – eine Anerkennung dafür, dass «Kapitel eins» abgeschlossen ist und er die Seite umblättert.

Aber keine Angst. In seiner Rede letzte Woche, in der er seinen 6,9 Billionen Dollar schweren Haushaltsentwurf vorstellte, prangerte der Präsident sechzehn Mal die «MAGA-Republikaner» an. Die Opposition gegen Donald Trump ist immer noch der Klebstoff, der die Demokraten zusammenhält.

*Amy Holmes*

## MÖRGELI

### Drei Wochen krankfeiern

Dem *Sonntagsblick* ist Alarmierendes zu entnehmen: Laut Geschäftsbericht 2022 der Schweizer Post sei der Gesundheitszustand der Mitarbeiter besorgniserregend. Die 46 500 Post-Angestellten waren letztes Jahr im Durchschnitt 15,8 Tage krank. Also mehr als drei bezahlte Wochen – zusätzlich zu sechs, ab 59 Jahren sieben Wochen Ferien. Erkrankt ein Post-Mitarbeiter während der Ferien, werden die entsprechenden Ferientage «nachgewährt».

Seit 2010 sind die durchschnittlichen Absenztage bei der Post Jahr für Jahr gestiegen. Die Zunahme der Krankenschreibungen scheint mittlerweile zuverlässiger als die Postzustellung. Selbstverständlich jammern die Gewerkschaften über «Arbeitsdruck als Ursache» sowie «immer mehr Stress und Druck». In Wirklichkeit ist das Arbeitsvolumen in den Sortierzentren und bei den Zustellungen ständig zurückgegangen. Die beliebtesten Begründungen der drei medizinisch verordneten Freiwochen sind selbstverständlich so diffus wie jene, die wir von der Invalidenversicherung kennen: «psychische Leiden» und «Probleme des Bewegungsapparats».

Drei Wochen Krankenferien scheinen umso bedenklicher, als es sich um einen Durchschnittswert handelt. Zweifellos gibt es auch bei der Schweizer Post viele zuverlässige, einsatzfreudige und motivierte Mitarbeiter. Sie lassen sich möglichst wenig krankschreiben und erledigen ihre Arbeit klaglos. Was gleichzeitig heisst, dass viele Post-Angestellte noch weit mehr als drei Wochen Krankenferien einziehen. Es wäre höchste Zeit, dass die Politik und die Post-Führung unter Christian Levrat (SP) diese Auszeiten und Ausreden unterbinden.

Zumal der Innendienst der Post von der epidemieartigen Ausbreitung des Krankfeierns noch mehr betroffen ist als der Aussendienst. Dabei hat die Post in den letzten zwei Jahren 500 Stellen geschaffen, «um die Arbeit auf mehr Schultern zu verteilen». Die wegen Covid reduzierten Öffnungszeiten wurden nach der Pandemie vielerorts gleich beibehalten. Und dennoch sind die Post-Mitarbeiter immer kränker. Möglicherweise handelt es sich ja um Standschäden.

Christoph Mörgeli

## Russen-Roulette

Die Sanktionen sind ein juristisches Minenfeld. Auch Ahnungslose sind gefährdet.

Alex Baur

Seine Kritik, so betont Strafrechtsprofessor Marcel Alexander Niggli in einer kürzlich publizierten *Rechtsschrift*<sup>\*</sup>, richte sich nicht gegen die Sanktionen gegen Russland an sich. Es ist die Methodik, nach der die Strafaktion gegen Russland und die Russen erlassen wurde. In dieser Hinsicht greift Niggli aber zum dicken Rotstift: «Juristisch handelt es sich einfach um schlechtes Handwerk.» Aussergewöhnliche Situationen verlangen nach aussergewöhnlichen Massnahmen, mag man einwenden. Allerdings nur, solange man selbst nicht betroffen ist. Ein Rechtsstaat, der sich über seine eigenen Prinzipien hinwegsetzt, wird zum Unrechtsstaat. Das passiert hier gemäss Niggli. Nicht auf Nebenschauplätzen, sondern ganz im Kern der Sache.

### Keine Strafe ohne Gesetz

Wer gegen die verfügten Sanktionen verstösst, macht sich strafbar. Strafbarkeit setzt aber voraus, dass der Rechtsunterworfenen zum Zeitpunkt der Tat kundig machen konnte, was er darf und was verboten ist. Das Prinzip «Keine Strafe ohne Gesetz» (nulla poena sine lege) war schon den Römern heilig. Doch die ständig, bisweilen täglich wechselnden, oft unscharfen Bestimmungen und Erlasse machen es ihm faktisch unmöglich, sich ein verlässliches Bild zu machen.

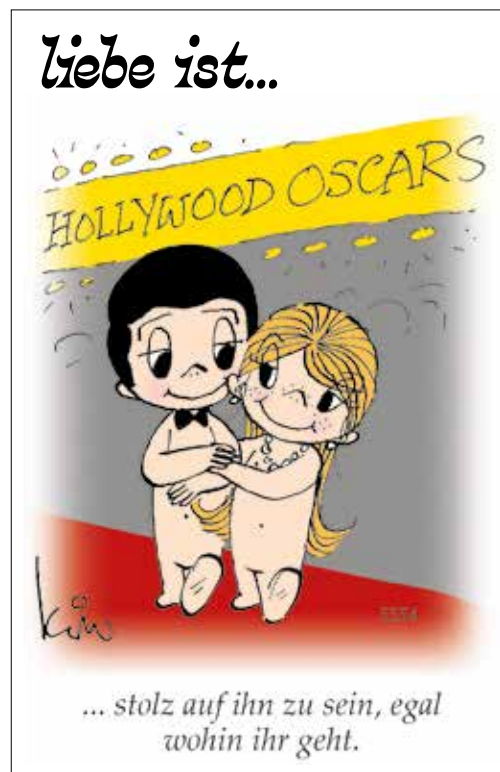
Es herrscht nicht nur ein Chaos zwischen den Landessprachen. Neuerdings basiert das Schweizer Strafrecht auch auf Texten, die nur auf Englisch abrufbar sind. Es ist keineswegs so, dass sich die Eidgenossenschaft einfach internationalen Sanktionen angeschlossen hat. Wer vom Schweizer Bann getroffen wird, darf unter Umständen in den USA oder in Grossbritannien geschäften (oder umgekehrt), aus der Schweiz dürfen womöglich Güter exportiert werden, die in Deutschland auf dem Index stehen. Aber klar ist das oft nicht.

So macht sich jeder strafbar, der Gelder annimmt oder verwaltet, von denen «anzunehmen ist», dass sie unter die Sperrung fallen. Sogar jene, die von zweifelhaften «wirtschaftlichen Ressourcen wissen», stehen mit einem Bein im Gefängnis. Aber wer weiss schon, was andere zu «wissen» glauben oder was «anzunehmen» ist. Richtig, die Anwälte. Doch das Sanktionspaket

verbietet ihnen die Rechtsberatung von potenziell Gefährdeten explizit. Erst wenn die Betroffenen ins offene Messer gelaufen sind und ein Strafverfahren eröffnet wurde, dürfen die Anwälte aktiv werden. Damit, so findet man, sei der Rechtsstaatlichkeit Genüge getan.

Was die Sanktionen wie genau bewirken sollen, bleibt nebulös. Irgendwie geht es darum, dem russischen Regime und seinen Untertanen möglichst grossen wirtschaftlichen Schaden beizufügen. Mag sein, dass die Rechtsunsicherheit, die hier systematisch geschaffen wird, eine effiziente Waffe ist. Denn Ungewissheit ist das schlimmste Gift für jede wirtschaftliche Aktivität. Ob sich der Unrechts-Herrscher Wladimir Putin damit in die Knie zwingen lässt, ist die eine Frage. Ob wir dafür wirklich den eigenen Rechtsstaat opfern wollen, die andere.

<sup>\*</sup> «Die Sanktionen gegen Russland und der Rechtsstaat» in der *Anwaltsrevue* vom Februar 2023, online abrufbar unter <https://anwaltsrevue.recht.ch>





# Rösti muss den Grimsel-Tunnel beerdigen

Und stattdessen die Strom-Neat zwischen Bickigen und Pallanzeno realisieren.



Alle, die etwas von Bahnen verstehen, sind Agegen einen Grimsel-Eisenbahntunnel. Hinter vorgehaltener Hand selbst die ehemaligen und heutigen Verantwortlichen der Matterhorn-Gotthard-Bahn. Und erst recht das Bundesamt für Verkehr.

Diese Schmalspurbahn würde – wenn sie denn je gebaut werden sollte – ein Mega-Flop werden. Erstens ist kein Autoverlad vorgesehen. Und zweitens gibt es kein attraktives touristisches Produkt, das man auf die Schiene bringen könnte.

Es ist zehn Mal faszinierender, mit dem Zug von Andermatt über den Oberalp nach Disentis zu fahren, als im stockfinsternen Tunnel von Innertkirchen nach Oberwald zu rattern. Und für die Gäste aus Asien haben die erfolgreichen Jungfraubahnen eben erst 400 Millionen Franken investiert, um diese schneller aufs Jungfraujoch zu bringen. In diesem Segment des Tourismus gilt: *time is money*. Die Jungfraubahnen sind – wenn nicht gerade Corona herrscht – die Geldmaschine im Berner Oberland. Lernen muss man von jenen, die im Tourismus Geld verdienen, nicht von jenen, die Geld verlieren.

Touristische Nichtschwimmer wie die Ständeräte Beat Rieder und Hans Wicki darf man nicht ernst nehmen. Leider hat der Ständerat ihr Fantasieprojekt noch nicht völlig abstürzen lassen, sondern den beiden Bruchpiloten, die nicht in den Ausstand treten wollten, vorerst nur die Flügel gestutzt. Die Demontage erfolgt nach den Wahlen. Immerhin.

Bahnseitig braucht das Schmalspureisenbahnherz der Schweiz drei Dinge. Erstens ge-

nügend und richtiges Rollmaterial für die Matterhorn-Gotthard-Bahn. Es darf nicht sein, dass der erfolgreiche Party-Wagen zwischen Andermatt und Disentis nicht mehr an die Züge angehängt werden kann. Zweitens eine Fluchtröhre für den Furkatunnel, besonders wegen des Autoverlads – so wie der Autotunnel am Grosse Sankt Bernhard eine Fluchtröhre kennt. Sonst kommt es früher oder später zu einem Flammeninferno. Und drittens drei als Dampf-

## *Die Jungfraubahnen sind – wenn nicht gerade Corona herrscht – die Geldmaschine im Berner Oberland.*

loks getarnte batteriegetriebene Elektroloks für die Furka-Dampfbahn, damit diese Touristenattraktion in trockenen Sommern nicht die Bergwälder in Brand steckt.

Immer nur zu kritisieren, bringt es auch nicht. Positiv ist der Entscheid von Swissgrid, die Grimsel-Hochspannungsleitung – auch ohne Eisenbahntröhre – in einen Mikrotunnel zu verlegen. Bisher hatte sich Swissgrid immer gegen erdverlegte Hochspannungsleitungen zur Wehr gesetzt. Etwa zwischen Chamoson und Chippis im engen und dichtbesiedelten Mittelwallis.

Was die Schweiz braucht, ist eine Strom-Neat zwischen Bickigen und Pallanzeno, die das Wallis – Chippis, Ackersand und Bitsch – mit diesen beiden Endpunkten verbindet.

**Vorteil 1** — Die Gemmi-Leitung, die auch die Heimat von Bundesrat Rösti neu mit 380 kV belastet und verunstaltet, käme endlich in den

Boden. Denn zwischen Kandersteg und Bickigen leben 500 Mal mehr Menschen als zwischen Oberwald und Innertkirchen.

**Vorteil 2** — Die Strecke, die der Strom zwischen Bickigen und Pallanzeno zurücklegen muss, wird verkürzt. Kürzere Strecken mit genügend Kapazität bedeuten – vorerst unabhängig von der verwendeten Technologie – weniger Stromverluste. Weil sich die Strompreise mittelfristig wohl zwischen sieben und acht Rappen pro Kilowattstunde einpendeln werden, finanzieren geringere Verluste einen grossen Teil der Investition.

**Vorteil 3** — Alles steigt im Hochspannungsbereich schrittweise auf Gleichstromleitungen um. Hier sind die Verluste zusätzlich weit kleiner als beim Wechselstrom.

**Vorteil 4** — Der Bundesrat hat das Rahmenabkommen mit der EU versenkt, ohne das Volk zu befragen. Ohne Rahmenabkommen kein günstiges Stromabkommen. Eine Strom-Neat am richtigen Ort macht uns zu einem attraktiveren Partner.

**Vorteil 5** — Die italienischen Tiefbauunternehmen sind – wie die meisten Unternehmen – erpicht auf Aufträge. Die Aufträge für die 200 Kilometer lange Strom-Neat müssen international ausgeschrieben werden.

**Vorteil 6** — Das Wallis kann mit Solarenergie mehr Strom produzieren als mit Wasserkraft. Sofern die Grünen nicht länger als billige Handlanger der Atomenergie unterwegs sind. Rösti hätte da eine Trumpfkarte in der Hinterhand.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Asyl-Aufstand in den Gemeinden

Der Zustrom von Flüchtlingen gefährdet den Frieden im Land. Vielerorts formiert sich Widerstand, die Hilfsbereitschaft sinkt.

Hubert Mooser

**K**aspar Jodok Stockalper, Unternehmer und Renaissance-Fürst aus dem Oberwallis, würde sich wundern: SP-Staatsrat Mathias Reynard, der kantonale Sozialdirektor, will eine von dessen Hinterlassenschaften im historischen Kern von Brig und in unmittelbarer Nähe zum bekannten Stockalperschloss (laut Tourismusbüro Sehenswürdigkeit Nummer 26) für sechs Millionen Franken aufkaufen und darin ukrainische Flüchtlingsfamilien und Asylsuchende aus aller Welt unterbringen.

Es geht um das Gästehaus des Klosterkomplexes St. Ursula. Baron Stockalper soll es im 17. Jahrhundert für eine seiner Töchter erbaut haben. Heute ist es im Besitz der Ursulinen-Nonnen. Doch die Schwestern sind in die Jahre gekommen und möchten das Haus verkaufen. Und nun ist in Brig der Teufel los.

Denn das Thema Asylunterkünfte ist heikel, es ist Wahljahr, es fehlt nicht an Emotionen, aber an praktikablen Lösungen – und manchmal auch an gesundem Menschenverstand. Wie kommt man nur auf die Idee, im touristisch attraktiven alten Stadtteil von Brig eine Asylunterkunft zu eröffnen?

## Warnmeldung aus Bern

Die grosse Solidaritätswelle für die Ukraine ist abgeebbt, wie die *Sonntagszeitung* jüngst feststellte, die Gemeinden ächzen landesweit unter dem grossen Zustrom an Flüchtlingen und Asylsuchenden. Die Zahlen für das verflossene Jahr 2022 sind eindrücklich: 75 000 Kriegsgeflüchtete aus der Ukraine, weitere 25 000 Asylsuchende aus anderen Weltgegenden – so viele wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr.

Und es ist kein Ende in Sicht. Das Staatssekretariat für Migration verschickte Anfang Jahr eine Art Warnmeldung: Man müsse mit 25 000 bis 40 000 Asylgesuchen rechnen.

Der Schaffhauser SVP-Ständerat Hannes Germann, Präsident des Schweizerischen Gemeindeverbandes, spricht von einer «grossen Herausforderung». Die Flüchtlingswelle sei von heute auf morgen über die Gemeinden hereingebrochen, sie hätten keine Vorbereitungszeit gehabt. Der Direktor des Gemeindeverbandes, Christoph Niederberger, ergänzt: «Wir haben ein Mengen-, kein Systemproblem.»

Kantone und Gemeinden wirken dementsprechend überfordert. Luzern und Aargau haben gar den Notstand ausgerufen. Aus Angst davor, dass die Solidarität mit den Flüchtlingen erodieren könnte, stellen sich die Behörden bei der Suche nach Unterbringungsplätzen zuweilen auch höchst ungeschickt an und operieren zeitweilig im Halbdunkeln.



«Mengenproblem»:  
Christoph Niederberger.

Französisch über seine Pläne orientiert. Der Stadtpräsident, der offenbar kaum Französisch spricht, habe aber nur Bahnhof verstanden.

Es gibt jedenfalls kein Protokoll und keine Korrespondenz über dieses Treffen – was der Briger Stadtrat Michael Graber, der für die SVP im Nationalrat sitzt, weniger lustig findet. Er wirft die rhetorische Frage auf: «Ist dies die Art, wie der Kanton seinen Verpflichtungen nachkommt?» Graber spielt dabei auf ein Gesetz an, gemäss dem der Staatsrat die Gemeinden über eine geplante Unterkunft für Personen aus dem Asylbereich vorab informieren muss. Stattdessen erfuhren die Briger davon aus einer Pressemitteilung, die der Kanton interessanterweise über die Weihnachtstage verschickte.



Asylunterkunft im historischen Stadtteil:

Aufgeschreckt durch diese Meldung, brachte Graber den Deal zwischen dem Kanton Wallis und den Ursulinen-Nonnen im Stadtrat zur Sprache. Als einer von wenigen Politikern hatte er auch den Mut, sich öffentlich gegen die geplante Umnutzung des «Marienheims» (so hiess das Gästehaus früher) zur Wehr zu setzen. Viele in Brig denken jedoch wie Graber, das zeigte sich bei einer vom Stadtrat in Windeseile organisierten Gemeindeversammlung. 800 Bürger marschierten auf, eine Rekordbeteiligung.

## Landesweite Empörung

Die Versammlung beschloss, wie von Graber vorgeschlagen, das Gebäude selber zu kaufen – um es dann dem Kanton zu vermieten. «So könnten wir die Spielregeln diktieren und die Übung abbrechen, wenn statt Frauen und Kindern aus der Ukraine Asylsuchende aus Nordafrika oder Afghanistan im Briger Stadtzentrum untergebracht werden sollen», so

*Es fehlt nicht an Emotionen, aber an praktikablen Lösungen – und an gesundem Menschenverstand.*

Graber. Nur kam der Entscheid zu spät, der Deal zwischen dem Kanton und den Nonnen ist inzwischen besiegelt. Reynard wird sich aber gut überlegen müssen, ob er im Gästehaus auch abgewiesene Asylbewerber oder bloss ukrainische Frauen und Kinder unterbringen will, wenn er keinen weiteren Aufstand der Briger Bürger riskieren will.



Gästehaus des Klosters St. Ursula in Brig.

Auch anderswo verschärft sich die Debatte über die Unterbringung von Asylsuchenden. Der Fall Windisch im Aargau sorgte tagelang und landesweit für Empörung. 49 Mieter einer Liegenschaft erhielten die Kündigung, damit der Kanton dort Asylsuchende einquartieren kann. Wie in Brig wurde die Übung an der Gemeinde vorbei aufgegleist. Schweizer auszuquartieren, um Asylsuchende dort zu logieren, sei die schlimmste Entscheidung, die man treffen könne, kriti-

sierte SVP-Präsident Marco Chiesa den Entscheid von Parteikollege Jean-Pierre Gallati, dem zuständigen Aargauer Regierungsrat.

In Seegräben ZH muss ein Mieter Asylsuchenden Platz machen. Im Kanton Schwyz wollte die Gemeinde Galgenen die Dorfvereine aus ihren Übungslokalen rauswerfen. Dagegen formierte sich Protest, am Ende musste die Behörde zurückkriechen.

### Fehlentwicklung geht weiter

In Mettmenstetten ZH regt sich erbitterter Widerstand, weil die Gemeinde über eine Million Franken für eine Wohnung für Asylsuchende bezahlen will. Der Gemeinderat von Bonstetten ZH will zur Unterbringung von Asylsuchenden ein Haus für 1,2 Millionen Franken kaufen. In Meggen LU soll ein Containerdorf für Kriegsgeflüchtete entstehen – trotz Einsprachen von Anwohnern. Seit der Kanton Aargau plant, die unterirdische Sanitätsnotstelle im Spital und Pflegeheim in Leuggern für einen Bezug durch Asylsuchende vorzubereiten,

formiert sich auch in dieser Gegend Protest gegen diese Umnutzungspläne.

Brig, Windisch, Seegräben, Mettmenstetten, Bonstetten, Meggen – für alt Bundesrat Christoph Blocher sind das die Folgen einer jahrelangen illusionären Asylpolitik, die mit Schengen/Dublin auch einen Namen habe. Und die Fehlentwicklung gehe weiter. «Höchste Zeit, etwas dagegen zu unternehmen. Es wäre einfach», so Blocher. Zum

Beispiel durch die Kündigung der Schengen/Dublin-Abkommen. Wegen dieser Verträge darf die Schweiz ihre Grenzen nicht mehr systematisch kontrollieren. Dass man die illegale Zuwanderung an der Schengen-Aussengrenze abwehren könne, habe sich aber längst als gefährliche Illusion entpuppt. Als die Schweiz über die Teilnahme an Schengen/Dublin 2005 abstimmte, wurde den Stimmbürgern versprochen, die Zahl der Asylgesuche würde sinken. Passiert ist das Gegenteil. Italien hat seit Dezember 2022 die Dublin-Rückübernahmen ausgesetzt, was Bund und Kantone noch mehr unter Druck setzt.

Durch die von einer Mitte-links-Mehrheit beschlossene Asylpolitik der letzten Jahre, eine Kombination aus minimalem Grenzschutz,

### *Die illusionäre Asylpolitik hat die Schweiz zum bevorzugten Zielland für Wirtschaftsflüchtlinge gemacht.*

einer grosszügigen Rundumversorgung von Asylsuchenden und hoher Wahrscheinlichkeit auf ein Bleiberecht, hat sich die Schweiz zum bevorzugten Zielland für Wirtschaftsflüchtlinge aus aller Welt entwickelt. Mit der neuen linken Justizministerin Elisabeth Baume-Schneider sind die Migrationstüren noch mehr aufgegangen. Sie will die von ihrer Vorgängerin Karin Keller-Sutter (FDP) auf Eis gelegten Resettlement-Programme wieder aufnehmen. Will heissen: Hunderte vom Uno-Hilfswerk ausgesuchte schutzbedürftige Personen sollen aus Flüchtlingslagern eingeflogen werden. Als ob Kantone und Gemeinden nicht schon heute überfordert wären.

## BUNDESHAUS

### Alle dürfen bleiben: Junge Asylbewerber in der Schweiz

Im Schweizer Asylwesen gibt es einen neuen Trend: Viele Gesuchsteller sind erstaunlich jung, ein erheblicher Teil ist minderjährig. Nationalrat Marcel Dettling (SVP) hat von Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider (SP), der Vorsteherin des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements, die neusten Zahlen verlangt. Demnach gingen im vergangenen Jahr 2877 Gesuche von sogenannten unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden (UMA) ein. Fast alle dieser UMA waren männlich (weiblich: 103). Die meisten jugendlichen Asylbewerber gehörten der Alterskohorte der Sechzehn- bis Siebzehnjährigen an. Unter vierzehn waren lediglich 95 Personen.

Der eigentliche Aufreger ist allerdings die Tatsache, dass nur die wenigsten UMA als Flüchtlinge anerkannt werden – dass aber trotzdem praktisch alle bleiben können. Wer in die Schweiz einreist und «Asyl, Asyl» ruft, hat bereits gewonnen, egal, ob er ein politischer Flüchtling ist oder nicht.

Die Zahlen im Detail: Von den 2877 UMA, die 2022 ein Asylgesuch eingereicht haben, erhielten bisher lediglich 115 Asyl. Nur gut einer von acht jugendlichen Asylbewerbern entspricht also den Anforderungen des Asylgesetzes und wird als politisch verfolgt eingestuft. Bei 36 UMA wurde das Asylgesuch abgelehnt. Auf 8 Gesuche trat der Bund nicht ein, und bei 158 Personen wurde es abgeschrieben. 668 Verfahren sind noch hängig.

Und was ist mit dem grossen Rest? Das ist die entscheidende Frage. Ganze 1892 UMA erhielten die sogenannte vorläufige Aufnahme. Sie dürfen bleiben, obwohl sie in ihrer Heimat nicht politisch verfolgt sind. Wie die Erfahrung zeigt, ist die «vorläufige» Aufnahme praktisch gleichbedeutend mit einem dauerhaften Bleiberecht. Dazu passt diese Aussage von Elisabeth Baume-Schneider: «Es fanden keine zwangsweisen Rückführungen statt (Heimat- oder Drittstaat).»

Fazit: Wenn wir das Asylchaos unter Kontrolle bringen wollen, müssen wir die Praxis der vorläufigen Aufnahme überdenken und Nichtflüchtlinge konsequent ausschaffen.

*Philipp Gut*

# Anschlag auf die Demokratie

Deutsche Aktivisten der «Letzten Generation» rufen nach Bürgermitsprache in der Klimapolitik. Sie sehen darin ein Instrument, um ihre radikalen Ziele diktatorisch umzusetzen.

Margit Osterloh und Bruno S. Frey

Die radikalen Klimaaktivisten der «Letzten Generation» wollen einen «demokratischen Umbau der Gesellschaft» durch einen «Gesellschaftsrat» herbeiführen. Dieser soll per Los aus der gesamten Bevölkerung gewählt werden. Mehrere deutsche Zeitungen – unter anderen die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, die *Süddeutsche Zeitung* und die *Zeit* – haben wohlwollend darüber berichtet. Leider sind sie der «Letzten Generation» auf den Leim gegangen: Die radikalen Klimaaktivisten haben keineswegs mehr Demokratie im Sinn, sondern wollen ihre Ziele, welche anderweitig nicht durchsetzbar sind, demokratisch verbrämen.

## Quoten erübrigen sich

Sie missbrauchen damit das Losverfahren auf undemokratische Weise. In der Schweiz hat die NZZ das Thema aufgenommen, aber mit der Kritik am «Gesellschaftsrat» das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Das zutiefst demokratische Losverfahren wird insgesamt diskreditiert.

Worum geht es? Der «Gesellschaftsrat» soll aus einem repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung bestehen. Von Expertinnen und Experten beraten, soll er in professionell moderierten Kleingruppen politische Massnahmen vorschlagen. So weit, so gut.

Die Zufallsauswahl von Mitgliedern politischer Gremien hat in der Tat Vorzüge gegenüber anderen politischen Verfahren. Sie ermög-

licht echte Repräsentativität. Diskriminierung, etwa nach Geschlecht, Ausbildung oder Hautfarbe, wird verhindert. Quoten erübrigen sich. Im Gegensatz dazu sind in den heutigen Parlamenten gutorganisierte Interessengruppen und bestimmte Berufe krass übervertreten: Im Nationalrat sind nicht weniger als 37 Prozent Berufspolitiker. 61 Prozent der Mitglieder des Nationalrats haben einen Hochschulabschluss, gegenüber 27 Prozent in der Gesamtbevölkerung. Ausgerechnet die SP hat einen besonders hohen Akademikeranteil, nämlich 80 Prozent. Damit ist der Nationalrat ein hochselektives Organ, das weit davon entfernt ist, für die Bevölkerung repräsentativ zu sein.

Wer den Aufruf der «Letzten Generation» für einen Gesellschaftsrat (<https://letztegeneration.de/gesellschaftsrat/>) genauer anschaut, merkt rasch: Hier sollen Ziele erreicht werden,

*Hier sollen Ziele erreicht werden, die auf demokratischem Weg nicht erreichbar sind*

die auf demokratischem Weg nicht erreichbar sind. Dem «Gesellschaftsrat» wird ein präzises inhaltliches Ziel vorgegeben, nämlich null Emissionen bis 2030. Nur die Massnahmen zur Erreichung dieses Ziels dürfen beraten werden, nicht aber, ob dieses Ziel vernünftig oder demokratisch legitimiert ist. Die vom «Gesellschaftsrat» beschlossenen Massnahmen sind von der Regierung eins zu eins umzusetzen. Damit wird ein wichtiges Merkmal demokratischer Verfahren auf den Kopf gestellt, nämlich dass ergebnisoffen über aktuelle Fragen diskutiert werden kann.

Per Los gewählte «Bürgerräte» werden in einigen Ländern bereits erfolgreich eingesetzt – etwa in Irland zur Änderung der Verfassung. Diese Gremien muss man vor falschen Freunden wie den Klimaaktivisten schützen, welche das zutiefst demokratische Losverfahren diskreditieren. Losverfahren sind in den letzten Jahren wieder verstärkt in die Diskussion ge-

raten. Sie waren bis zur Französischen Revolution in zahlreichen Schweizer Gemeinden allgegenwärtig, so in Basel, Bern und Glarus. Danach sind sie verschwunden, unter anderem weil die nach wie vor dominanten Eliten die unteren Klassen von der Macht fernhalten wollten.

## Chancen für Aussenseiter

Wie kann man diese Verfahren heute wieder beleben? Eine Idee wäre, aus allen Bevölkerungsschichten zufällig gewählte Ausschüsse zu installieren, die nach einer ergebnisoffenen Diskussion dem Parlament Vorschläge unterbreiten. Diese Vorschläge müssten vom Parlament beraten werden.

Eine weitere Idee ist die qualifizierte Zufallsauswahl. So könnten die für den Bundesrat Kandidierenden innerhalb der Parteien ausgeschrieben werden. Innerparteilich müsste eine Vorauswahl nach Eignung getroffen werden, dann würde das Los entscheiden. In einem Experiment haben wir gezeigt, dass sich bei einer solchen Ausschreibung im Vergleich zu den herkömmlichen Verfahren mehr leistungsfähige Personen aus bisher wenig vertretenen Gruppen bewerben. Katja Rost und Malte Doehne von der Universität Zürich legten dar, dass auf diese Weise in Basel im 18. Jahrhundert der Einfluss des berüchtigten *Daigs* beträchtlich reduziert wurde. Mehr als dreimal so viele – vorher chancenlose – Aussenseiter wurden gewählt, welche die Interessen der kleinen Leute besser berücksichtigten.

Mit Hilfe solcher Verfahren würden die falschen Freunde des Losverfahrens rasch in den Senkel gestellt werden. Es würde deutlich: Die «Letzte Generation» will keinen «demokratischen Umbau der Gesellschaft», sondern einen autoritären Staat.

Margit Osterloh und Bruno S. Frey sind emeritierte Ökonomieprofessoren sowie Forschungsdirektoren bei Crema (Center for Research in Economics, Management and the Arts), Zürich.



# Gut gemacht, Medien

In Deutschland flossen in den letzten fünf Jahren 1,5 Millionen Euro an 200 Journalisten. Toll, dass darüber berichtet wird.

Harald Martenstein

In Deutschland kam heraus, dass aus den diversen Portefeuilles der Regierung 1,5 Millionen Euro an, soweit bisher bekannt, genau 200 Journalisten geflossen sind. Auffällig üppig wurden Mitarbeiter der öffentlich-rechtlichen Sender bedacht, nämlich mit fast 900 000 Euro. Diese Sender stehen, passenderweise, in immer heftigerer Kritik wegen allzu grosser Regierungsnähe und eines schwer zu übersehenden Linksdralls. Konservative Stimmen gibt es dort an prominenter Stelle praktisch nicht mehr. Sogar der Liberale Dieter Nuhr steht unter wokem Dauerfeuer. Also: nicht schön, das Ganze.

Gezahlt wurde das Geld für Moderationen, Texte, Lektorate, womöglich von Regierungsverlautbarungen, auch für Medientraining, unter anderem einen Lehrgang für Pressesprecher durch einen ZDF-Mitarbeiter. Ob dieser Mensch über eine Pressekonferenz berichtet hat, die ein von ihm geschulter Sprecher abhielt, wusste man natürlich gerne. Die Namen der Empfänger werden von der Regierung nicht publiziert, sie beruft sich auf Datenschutz.

## Enthüllung dank AfD

Durchgesickert sind aber zwei prominente Fälle. Besonders unangenehm ist die Sache bei Judith Rakers, die als «Tagesschau»-Sprecherin ja ihrem Publikum geradezu als Inkarnation der überparteilichen Unparteilichkeit präsentiert wird. An sie gingen 6000 Euro vom Wirtschaftsministerium (zurzeit grün) und 4000 Euro vom Arbeitsministerium (SPD). Das ehemalige «Tagesschau»-Gesicht Linda Zervakis, inzwischen beim Privatsender Pro Sieben, bekam für eine Moderation im Kanzleramt ein erstaunlich hohes Honorar von 11 000 Euro. Dafür absolvierte sie aber bei anderer Gelegenheit ein TV-Interview mit dem Bundeskanzler für bescheidene rund 1000 Euro «Kostenpauschale». Olaf Scholz hatte sich seine Interviewerin selber aussuchen dürfen, was diese ihm durch den weitgehenden Verzicht auf kritische Fragen dankte. Für solche TV-Interviews war auch schon Angela Merkel berühmt.



Glücklicher Zufall.

So entsteht das Bild eines Netzwerks dort, wo man sich als Zahler von Zwangsgebühren und als Demokrat ja doch eher Gewaltenteilung wünschen würde. Natürlich geht es hier nicht um Korruption. Dazu sind die Summen, in Anbetracht der Gehälter bei ARD und ZDF, viel zu niedrig. Ausserdem muss sicher niemand Jour-

*Die Regel scheint zu lauten: Ab einem siebenstelligen Betrag handelt es sich nicht mehr um Einflussnahme.*

nalisten dafür bezahlen, dass sie grüne oder SPD-Positionen beziehen, das tun viele gern freiwillig. Es geht um die Fassade der Unabhängigkeit, die umso sorgsamer gepflegt werden will, je weniger die Leute daran glauben. Nun hat sie halt ein paar Risse mehr.

Ein Lichtblick ist es, dass über diese Dinge in Deutschland berichtet wird, betroffen sind ja auch private Medienhäuser. Dass die Enthüllung einer Anfrage der rechten AfD zu ver-

danken ist, wird nicht, was ich befürchtet hatte, als Ausrede benutzt, um sie zu verschweigen. Schon über den Skandal im ARD-Sender RBB, der von einer Clique um die ehemalige Intendantin als eine Art persönliches, zur Selbstbedienung freigegebenes Lehen missverstanden wurde, wurde breit und kritisch berichtet, auch im betroffenen Sender.

Ausserdem – ist es denn wirklich so einfach, Leute zu kaufen? Ich habe einmal Geld für die Mitarbeit an einer Feier zur deutschen Einheit bekommen. Ob mich das staatsfromm gemacht hat, müssen andere beurteilen. Ich selbst habe nicht den Eindruck. Vor einigen Jahren wurde ich vom Verband der Versicherungswirtschaft gefragt, ob ich für deren Website hin und wieder etwas Kolumnenartiges zum Thema «Versicherung» schreiben wolle. Es dürfe gern kritisch sein. In den Zeitungen, für die ich arbeitete, schrieb ich niemals über Versicherungen. Ich sagte also zu und verfasste als Erstes etwas Kauziges über die Klischeefigur «Versicherungsvertreter». Das Honorar betrug 500 Euro. Daraufhin wurde ich im *Handelsblatt* als ein vom Versicherungswesen gekauftes Subjekt angeklagt. Ich fand das ein bisschen unfair. Zu einem zweiten Text kam es trotzdem nicht.

## Fünf Millionen für den Spiegel

Journalisten, die hin und wieder solche Jobs annehmen, sollte man nicht pauschal unter Verdacht stellen – sage ich, als gebranntes Kind. In dieser Hinsicht sind die Sitten in Deutschland aber recht streng, was man ja durchaus begrüssen kann. Dass, auf der anderen Seite, Verlagshäuser üppige Spenden etwa der Bill & Melinda Gates Foundation entgegennehmen, passt allerdings nicht ganz zu der harten Linie, die man beim Fussvolk fährt. Allein der *Spiegel* bekam über fünf Millionen Euro. Das ist eine andere Grössenordnung. Die Regel scheint zu lauten: Ab einem siebenstelligen Betrag der Spende handelt es sich nicht mehr um versuchte Einflussnahme, sondern einfach nur einen glücklichen Zufall.

# Schicksal der Ukraine

Das Bild, das im Westen von Wolodymyr Selenskyj gezeichnet wird, hat so wenig mit der Realität zu tun wie die russische Propaganda. Seit seinem Amtsantritt 2019 hat er sich stark verändert.

Ivan Katchanovski

Ottawa

**W**olodymyr Selenskyj, der Präsident der Ukraine, wird im Westen von Politikern, Medien und grossen Teilen der Öffentlichkeit als moderner Churchill gefeiert, der den Krieg mit Russland gewinnen wird. Sie sehen in ihm einen Kämpfer für Freiheit, Demokratie und europäische Werte, der die Souveränität der Ukraine heldenhaft verteidigt. Den russischen Angriffskrieg bezeichnen sie als Völkermord. Selenskyjs Reden vor westlichen Parlamenten, Universitäten, Unternehmern, bei Kultur- und Sportveranstaltungen lösen Ovationen aus. Interviewpartner behandeln ihn wie einen Star. Russische Politiker und Medien bezeichnen ihn dagegen als Clown, als Drogenabhängigen, als eine Marionette der Amerikaner und als Chef eines Neonazi-Regimes, das an der russischsprachigen Bevölkerung des Donbass einen Genozid verübt.

## Vermögen in Steueroasen

Das Bild, das im Westen von Selenskyj gezeichnet wird, hat ebenso wenig mit der Realität zu tun wie das russische Pendant. Beides ist Propaganda beziehungsweise Fiktion. Auch im Ukraine-Krieg war die Wahrheit das erste Opfer, und das gilt auch für Selenskyj.

2019 gewann er die Präsidentschaftswahl dank der Unterstützung des mächtigen Oligarchen Ihor Kolomojskyj. In dessen Fernsehsender 1+1 lief seit 2015 die satirische TV-Serie «Diener des Volkes», in der Selenskyj einen fiktiven Präsidenten der Ukraine spielte. Der Titel der Serie lieferte auch den Namen seiner Partei.

Durch die sogenannten Pandora Papers kam ans Tageslicht, dass Selenskyj unerklärte Vermögenswerte in Steueroasen geparkt hatte und geschäftliche Beziehungen zu Kolomojskyj pflegte. Nachdem er das Präsidentenamt angetreten hatte, brachte er viele Freunde und Kollegen aus seiner Schauspielkarriere in einflussreichen Positionen unter. Eine dieser Personen, die zum Chef des Präsidentenbüros ernannt wurde, soll laut Berichten ukrainischer Medien sogar bestimmte Funktionen des Präsidenten ausüben. Diverse Quellen berichten von



«Diener des Volkes»: Präsident Selenskyj.

Korruption in Selenskyjs Umfeld, und unlängst soll er auf amerikanischen Druck einige Beamte entlassen beziehungsweise ihre Verhaftung angeordnet haben.

Nach seinem Wahlsieg setzte er, nach einer kurzen Phase relativer Demokratisierung, einen weitgehend undemokratischen Regierungsstil durch. Selenskyj ging auf Konfrontation mit dem Verfassungsgerichtshof und nahm die russische Invasion zum Anlass, sechzehn Oppositionsparteien zu verbieten und sechs führende Oppositionspolitiker, darunter seinen Vorgänger Petro Poroschenko, wegen Hochverrats anzuklagen.

## «Armee! Sprache! Glaube!»

Selenskyj hatte während des Wahlkampfes versprochen, eine friedliche Lösung des Kriegs im Donbass anzustreben, die Korruption zu bekämpfen, die Gehälter zu erhöhen und die Energiepreise zu senken. Er wurde mit grosser Mehrheit gewählt, vor allem von den russisch-

sprachigen Ukrainern im Süden und Osten des Landes. Amtsinhaber Poroschenko, der mit dem nationalistischen Slogan «Armee! Sprache! Glaube!» angetreten war, verlor die Wahl.

Doch schon bald nach seinem Wahlsieg rückte Selenskyj von seinen Versprechen ab und verwandelte sich, von rechtsextremen Kräften und dem Westen unter Druck gesetzt, in einen zweiten Poroschenko. Rechtsextreme, einschliesslich Neonazis, lehnten sein Eintreten für einen Truppenrückzug aus dem Donbass gemäss der Pariser Vereinbarung vom Dezember 2019 ab und griffen unter den Augen der Polizei seinen Amtssitz an. Dies zeigte, dass Rechtsextreme die Macht haben, Selenskyj zu stürzen. Die bekannte olivgrüne Montur, die er bei seinen öffentlichen Auftritten trägt, wird von einer populären Marke hergestellt, die auch Kleidung mit Neonazi-Symbolen produziert.

Selenskyj ist aber kein Nazi. Er ist Jude und ein Populist, der sich bei seinen Entscheidungen davon leiten lässt, welche Zustimmung sie

finden werden. Dass er aus Gründen des Machterhalts die zahlenmässig kleine, aber starke und gewaltbereite extreme Rechte toleriert, wurde von Russland als Vorwand genutzt, um den völkerrechtswidrigen Überfall auf die Ukraine am 24. Februar 2022 zu rechtfertigen.

Obwohl ihm Informationen der US-Geheimdienste vorlagen, schloss Selenskyj die Augen vor einem möglichen russischen Angriff. Sein Versprechen, der Nato beizutreten und die selbsternannten Separatistenrepubliken im Donbass und die besetzte Krim zurückzuerobern, und die Massnahmen zur Zurückdrängung der russischen Sprache wurden von Russland als Rechtfertigung für die illegale Invasion präsentiert. Selenskyj floh nach Kriegsbeginn jedoch nicht ins Ausland, und der von Putin geplante Regimewechsel in Kiew fand nicht statt.

### Zurück aus dem Geheimbunker

Der ehemalige israelische Ministerpräsident Naftali Bennett gab unlängst bekannt, dass Putin ihm zwei Wochen nach Kriegsbeginn versprochen habe, Selenskyj nicht zu töten. Selenskyj verliess seinen Geheimbunker, filmte sich in seinem Amtssitz und erklärte, dass er keine Angst habe. Angeblich sollen während des Kriegs mehrere russische Anschläge auf ihn verübt worden sein, doch dafür gibt es keine Belege. Selenskyj ist ein talentierter Schauspieler, der genau weiss, wie er sein Publikum für sich gewinnen kann. In seinen täglichen Videoansprachen und bei seinen öffentlichen Auftritten stellt er das immer wieder unter Beweis, und das hat ihm während des Kriegs zu ungeheurer Popularität verholfen.

Aber seine Macht ist weitgehend von der Unterstützung der USA abhängig. Nach seinem Amtsantritt übernahm Washington Kolomojkyjs Rolle als Förderer von Selenskyj. Bennett sagte weiter, dass die Friedensgespräche,

### Nach seinem Amtsantritt übernahm Washington Kolomojkyjs Rolle als Förderer von Selenskyj.

die er im März 2022 auf Bitten Selenskyjs zwischen Russland und der Ukraine geführt habe, von der US-Regierung und führenden Politikern anderer westlicher Staaten blockiert worden seien, weil man Putin weiterhin habe bekämpfen wollen. Laut Bennett hätten seine Vermittlungsgespräche gute Chancen gehabt, und Putin habe zugesagt, dass man auf eine Entmilitarisierung der Ukraine verzichten wolle, während Selenskyj bereit war, von einem Nato-Beitritt der Ukraine abzusehen. Fiona Hill, vormals Russland-Spezialistin im Nationalen Sicherheitsrat und Sonderberaterin von Präsident Trump, schrieb in der Zeitschrift *Foreign Affairs* unter Berufung auf hochrangige US-Beamte, dass sich «Russland



und die Ukraine über die Umriss eines verhandelten Übergangsabkommens geeinigt» hätten. Zuvor hatte die Zeitung *Ukrainska Pravda* unter Berufung auf Quellen im Umfeld von Selenskyj berichtet, dass die Friedensgespräche abgebrochen worden seien, nachdem der britische Premier Boris Johnson bei seinem Besuch in Kiew im April 2022 Selenskyj die Aufforderung des Westens übermittelt habe, keine Verhandlungen mit Putin zu führen, sondern ihn weiterhin «unter Druck zu setzen». Der Westen werde keinerlei Sicherheitsgarantien leisten, selbst wenn die Ukraine ein Friedensabkommen mit Russland schliessen werde.

### Antwort auf das Maidan-Massaker

Daraufhin verabschiedete sich Selenskyj von einer friedlichen Lösung des bewaffneten Konflikts, in der Hoffnung, den Krieg gegen Russland mit massiver militärischer, geheimdienstlicher, wirtschaftlicher und humanitärer Hilfe des Westens zu gewinnen, der auf diesem Weg Russland schwächen will.

Diese Entscheidung hat weitreichende Folgen für die Ukraine. Selenskyj erklärte, der Krieg werde erst mit der Rückeroberung aller verlorenen ukrainischen Gebiete beendet sein, also nicht nur des Donbass und der russisch besetzten Teile der Bezirke Cherson und Saporischschja, sondern auch der Krim, die 2014 besetzt wurde – als Antwort auf den vom Westen unterstützten gewaltsamen Sturz der prorussischen Regierung, das Maidan-Massaker und die versuchten Anschläge auf den damaligen Präsidenten Wiktor Janukowitsch. Die Kosten für die Ukraine (militärische und zivile Opfer, Verlust von Territorium und wirtschaftlicher Niedergang) sind jedoch hoch und werden durch die bevorstehende russische Offensive wohl noch deutlich steigen.

Der Ausgang dieses Krieges dürfte nicht nur für die Zukunft der Ukraine entscheidend sein, sondern auch für das Schicksal von Selenskyj.

Ivan Katchanovskij ist ein ukrainisch-kanadischer Politikwissenschaftler der University of Ottawa.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Saudi-Arabien und Iran nähern sich an

Xi Jinping, Präsident der Volksrepublik China, der ein Global Player sein will, hat einen beachtlichen Erfolg erzielt. Dank seiner Vermittlung haben zwei Erzfeinde im Mittleren Osten zueinander gefunden: der schiitische Iran und das sunnitische Saudi-Arabien. Sie wollen im Frühsommer erstmals nach sieben Jahren wieder Botschafter austauschen.

Das ist ein geopolitisches Erdbeben und eine schallende Ohrfeige für US-Präsident Joe Biden. Denn damit naht das Ende einer Epoche: Seit Jahrzehnten sind die USA und Saudi-Arabien militärische und ökonomische Partner. Doch Riad traut Washington offenbar nicht mehr über den Weg – und der Administration Biden schon gar nicht.

Aus Sicht der Saudis ist das aus mehreren Gründen verständlich. Er werde dem saudischen Kronprinzen Mohammed bin Salman (MBS) eine Lektion in Menschenrechten erteilen und ihn zum Paria stempeln, hatte Biden während seines Wahlkampfes gedroht. Kaum war er im Januar 2021 im Weissen Haus eingezogen, gab Biden einen Bericht der amerikanischen Geheimdienste zur Veröffentlichung frei, in dem der De-facto-Herrscher MBS für die Ermordung des saudischen Journalisten Jamal Khashoggi am 2. Oktober 2018 in Istanbul verantwortlich gemacht wird. Dann vergass Biden sein Wahlkampfversprechen, dass er sich für ein Ende des Kriegs im saudischen Nachbarstaat Jemen einsetzen werde. Schliesslich ist es Biden nicht gelungen, mit dem Iran ein Atomabkommen neu auszuhandeln, um die regionalen Spannungen zu entschärfen.

China schlug nun aus dem Zerwürfnis Profit und ist in das Vakuum gestossen. Im Februar empfing Xi den iranischen Präsidenten Ebrahim Raisi in Peking, schon im Dezember hatte er in der saudischen Hauptstadt mit der Spitze des Königshauses und mit den ölreichen arabischen Golfstaaten konferiert, die für Chinas Energielieferungen entscheidend sind.

Ob Xis Erfolg Bestand hat oder ob die neue sunnitisch-schiitische Freundschaft bald wieder an alten Interessenkonflikten zerbricht, kann derzeit zwar niemand wissen. Sicher ist aber: Chinas diplomatische Leistung zeigt mit aller Deutlichkeit, wie bescheiden der Einfluss der USA im Orient geworden ist.

Pierre Heumann

# Trump schleicht zurück ins Rampenlicht

Je länger der Ukraine-Krieg dauert, desto wahrscheinlicher wird sein Comeback. Denn der Ex-Präsident lag in vielen Punkten einfach richtig.

Urs Gehriger

Seit Donald Trump seine erneute Kandidatur als US-Präsident bekanntgegeben hat, bewirtschaften die Mainstream-Medien ihren Lieblingsfeind mit frischem Elan. Angesichts der rasch drehenden Negativ-Trump-News-Spirale müsste Amtsinhaber Joe Biden in allen Umfragen haushoch führen. Doch das tut er nicht. Gemäss Emerson College Polling würden heute gar 44 Prozent der US-Wähler Trump zum Präsidenten wählen. Bloss 41 Prozent gäben Biden ihre Stimme. Und in einer Umfrage der Harvard University verbucht Trump 46 Prozent der Wählerstimmen, Biden lediglich 41. Bemerkenswert dabei ist: Die Organisatoren dieser beiden Umfragen zählen de facto zum demokratischen Establishment.

## Frontstellung gegen Putin

Mit dem chaotischen Abzug aus Afghanistan hatte Biden die USA auf der Weltbühne als klägliche Verlierer blamiert. Da kam Russlands Invasion in der Ukraine – so zynisch es klingt – für den US-Präsidenten wie ein Segen. Wenigstens in der Frontstellung gegen Putin konnte Biden den heillos zerstrittenen US-Kongress hinter sich einen. Die republikanische Ab-

geordneten zeigen sich gemeinsam mit den Demokraten entschlossen, Russland eine «strategische Niederlage» zuzufügen. Doch die Einheit in den Korridoren der Macht repräsentiert nicht die Stimmung im weiten Land.

Die Unterstützung der Republikaner ist in den letzten zwölf Monaten auf unter 50 Prozent gesunken. Auch bei anderen Wählersegmenten dreht die Stimmung. Die Unterstützung für

*Er bläst zum Angriff gegen «Spinner, Neokonservative, Globalisten und Fanatiker der offenen Grenzen».*

Waffenlieferungen an die Ukraine ist landesweit auf 48 Prozent abgesackt, wie eine neue Umfrage von The Associated Press-NORC Center for Public Affairs Research dokumentiert. Im Mai 2022, weniger als drei Monate nach Beginn des Krieges, sprachen sich 60 Prozent der US-Stimmbürger dafür aus. Die zähen, aber kontinuierlichen Vorstösse der Russen auf dem ukrainischen Schlachtfeld zeigen, dass die von Biden anvisierte Niederlage Putins von Wunschdenken geleitet ist. Er hat Amerika an das ukrainische Schicksal gekettet und führt den Westen immer tiefer in den Kriegssumpf. Ein langer Abnutzungskrieg droht für den US-Präsidenten, der offiziell mit dem Gedanken spielt, 2024 erneut als Kandidat anzutreten, zur Hypothek zu werden.

Trump hingegen präsentiert sich als Friedensbringer. «Ich werde den dritten Weltkrieg verhindern», sagte er unlängst an der Conservative Political Action Conference (CPAC), dem traditionellen Forum der Republikaner. Und blies damit zum Frontalangriff gegen seine partei-internen Konkurrenten, die er als «Spinner, Neokonservative, Globalisten, Fanatiker der offenen Grenzen und Dummköpfe» bezeichnete. Bislang hält er sie in Umfragen allesamt deutlich in Schach.

Die Ukraine ist längst nicht die einzige Krise, die Biden und seinem Land zu schaffen macht. Die durch Fentanyl ausgelöste Suchtepidemie greift dramatisch um sich. Das künstlich hergestellte Opioid fordert jedes Jahr mehr Tote als

der gesamte Vietnamkrieg (1961 bis 1975). Mehr als 70 000 junge US-Bürger starben 2021 an der Drogenseuche – ein Anstieg um ein Viertel im Vorjahresvergleich. Das Drogenelend hat direkt mit der gescheiterten Grenzpolitik Bidens zu tun, die wiederum zu einer dramatischen Zunahme der illegalen Einwanderung geführt hat.

Biden ist ein Paradeexemplar jener Politikelite, die seit Jahrzehnten in Washington regiert. Das Vertrauen in diese Kaste schwindet – nicht zuletzt dank Recherchen mutiger Journalisten. Sie belegen, dass Regierungsmitarbeiter, namentlich aus dem Zirkel der Geheimdienste und des militärischen Komplexes, soziale Netzwerke gedrängt haben, unliebsame Nutzer und Inhalte zu zensieren. Täglich kommen neue Fakten ans Licht, die zeigen, wie Nachrichten über die restriktive Covid-Strategie der Biden-Regierung manipuliert wurden.

## Erfolge in Nahost

Dies betrifft auch den Ursprung der Pandemie. Als Trump vor fast drei Jahren erklärte, er habe Beweise gesehen, die ihn «sehr zuversichtlich» stimmten, dass Covid-19 aus einem Labor in China stamme, wurde er als Verschwörungstheoretiker und später als «Rassist» diffamiert. Unterdessen erklären US-Behörden wie das FBI und das Department of Energy, die *lab leak*-Theorie sei die plausibelste Erklärung für das globale Massensterben.

Immer wieder zeigt sich, dass Trump mit seinen zum Teil schrill vorgetragenen Aussagen richtiggelegen hat. Vor einem Jahr erklärte der Ex-Präsident, Russland wäre nie in die Ukraine eingedrungen, wenn er noch im Weissen Haus gegessen hätte. Beweisen lässt sich die Kraftmeierei nicht. Messbar indessen sind seine Taten im Amt. Diese weisen Trump als «Friedenspräsidenten» aus. Er hat – anders als die meisten seiner Vorgänger – keinen Krieg vom Zaun gerissen und mit den Abraham Accords eine friedliche Annäherung in Nahost in die Wege geleitet. Die Tyrannen und Autokraten hielten sich mit Aggressionen zurück. Sein Leistungsausweis zeigt, dass Trump fähig ist, eine konfliktgeladene Situation zu entschärfen.



«Dritten Weltkrieg verhindern»: Trump.



# Enthauptung eines Chefredaktors

Bei Ringier herrschen die Jakobiner. Es ist brutal, wie sie *Blick*-Chef Christian Dorer geköpft haben.



Ein bisschen gewundert haben sie sich damals schon bei der *Aargauer Zeitung*. Ihr Chefredaktor Christian Dorer, anders als sonst üblich auf Redaktionen, wollte keine weibliche Sekretärin. Er wollte einen Sekretär. Es war ein gefälliger, junger Mann.

Dass er ein Flair für gefällige, junge Männer hat, daraus hat Christian Dorer gegenüber seinen Berufskollegen nie ein Geheimnis gemacht. Er hat es aber auch nie an die grosse Glocke gehängt.

Dieses Flair hat ihn nun den Kopf gekostet, zumindest indirekt.

Christian Dorer, seit 2017 publizistischer Chef der Blick-Gruppe, wird von seinem Verlags- haus Ringier für sechs Monate in eine Auszeit verbannt, also de facto entlassen. Vorgeworfen wird ihm eine «bevorzugte Behandlung einer bestimmten Mitarbeitenden-Gruppe».

Die scheinbar bevorzugte Gruppe, das wurde in der Branche natürlich schnell ruchbar, sind «junge, gutaussehende Männer», wie der *Tagesanzeiger* das beschrieb.

Dorer umgab sich auf Redaktionen stets schon mit dieser Spezies, etwa wenn er junge Praktikanten einstellte. Auch beim *Blick* setzte er auf eine Truppe junger Journalisten, mit denen er etwa joggen oder schwimmen ging. Auch journalistisch förderte er sie.

Natürlich wurde auf den Redaktionen über Dorers speziellen Stil getuschelt. Aber die Tuschelei hielt sich in Grenzen. Denn Dorers Burschentruppe war kein homosexueller Zirkel, sondern es waren meist Männer mit Freundinnen und gar Ehefrauen. Und zum Zweiten liess sich der Chefredaktor nichts zuschulden kommen.

Christian Dorer, muss man wissen, ist ein äusserst korrekter, schon fast überkorrekter Typus, dem distanzierte Selbstkontrolle wichtig ist. Niemand von der *Aargauer Zeitung* oder vom *Blick* beklagte sich intern je, dass es zu Unsauberkeiten gekommen wäre und er vom Chefredaktor verbal oder physisch belästigt worden wäre.

Dass sie Dorer dennoch absägten, ist darum ein Stück aus der aktuellen Sexismus-Kulturgeschichte. Erst rief Ladina Heimgartner, die

*Nun war Dorer auf einmal ein Frauenfeind, und der feministische Stein kam ins Rollen.*

CEO der Blick-Gruppe, intern dazu auf, jeden noch so kleinen Übergriff zu melden. Manchen im Hause kam das schon fast als Aufforderung zur Denunziation vor.

Nun meldete sich eine junge Journalistin, die noch nicht sehr lange beim *Blick* ist. Sie beklagte, dass Männer auf der Redaktion bevorzugt würden, indem sie etwa auf die interessantesten Storys angesetzt würden, die Männer mehr zu sagen und auch mehr Karrierechancen hätten. Daneben gab es eine zweite Beschwerde, die in eine ähnliche Richtung ging.

Nun war Dorer auf einmal ein Frauenfeind, wenn nicht gleich ein Frauenverächter, und der feministische Stein kam ins Rollen.

Es ist in solchen Fällen schwierig zu beurteilen, ob es sich wirklich um einen internen Machtmissbrauch oder um eine interne Intrige handelt. Ich neige stark der zweiten Möglichkeit zu.

Ich denke, bei Ringier haben die radikalen Jakobiner der Sittenstrenge die Herrschaft übernommen. Dafür spricht die Art und Weise, wie sie Dorer abgehalftert haben.

Dorer war immerhin der *Blick*-Chef mit der zweitlängsten Amtszeit in der Historie des Blatts. Nur der legendäre Peter Uebersax stand etwas länger an der Zeitungsspitze. Wenn man so einen über Nacht in eine sechsmonatige Auszeit schickt, ist das ein überdeutliches Signal. Man sagt zuerst, der Fall habe derart enorme Ausmasse, dass es zur Abklärung ein volles halbes Jahr brauche. Und man sagt dann, der Fall habe derart enorme Ausmasse, dass man darum einen der verdientesten Chefredaktoren der *Blick*-Geschichte opfern müsse.

Ich glaube, die Geschichte nimmt ein trauriges Ende. So wie ich Christian Dorer kenne, wird Ringier ihm keinen ernsthaften Machtmissbrauch gegenüber Frauen nachweisen können.

Dorer ist kein Frauenfeind, wie die interne Intrige behauptet. Dagegen spricht schon, dass er viele Frauen in Leitungsfunktionen gehoben hat. Bundeshaus-Chefin beim *Blick* ist eine Frau, Sport-Chefin ist eine Frau, Blattmacherin ist eine Frau, Nachrichtenchefin ist eine Frau, Produktions-Chefin ist eine Frau, Video-Chefin ist eine Frau, Community-Chefin ist eine Frau. Alles sind hochrangige Jobs.

Ich glaube, die Geschichte nimmt darum ein trauriges Ende, weil Dorer von den Vorwürfen entlastet werden wird. Aber zurück in den Job wird er nicht mehr können. Die Jakobiner haben ihn in einem Schauprozess bereits öffentlich enthauptet.

# «Niederlagen schärfen das Profil»

FDP-Präsident Thierry Burkart hat turbulente Tage hinter sich. In der wichtigen Neutralitätsdebatte unterlag er im Parlament. Trotzdem bleibt er zuversichtlich. Seine Partei sei auf dem richtigen Weg. Es gebe unter ihm keinen Linksrutsch.

Roger Köppel und Christoph Mörgeli

**Weltwoche:** Herr Burkart, seit bald einem Jahr setzen Sie sich für indirekte Waffenlieferungen der neutralen Schweiz an die kriegsführende Ukraine ein. Obwohl Sie die geballte Medienmacht hinter sich hatten – SRF, NZZ, Tamedia, Ringier, CH Media, eigentlich alle Medien mit Ausnahme der *Weltwoche* –, scheiterten Sie auf der ganzen Linie mit Ihrem Anliegen. Bundesrat, Ständerat, Nationalrat liessen Sie auflaufen, nicht mal Ihre vollständige Fraktion konnten Sie überzeugen. Wann treten Sie als FDP-Präsident zurück?

**Thierry Burkart:** Vorab, es geht nicht um indirekte Waffenlieferungen, sondern um Kriegsmaterial, das vor Jahren für den Eigengebrauch von anderen Ländern in der Schweiz gekauft wurde und nun weitergegeben werden soll. Aber massgebend ist doch nicht meine Befindlichkeit. Ich wusste vor der Beratung im Ständerat, dass ich wahrscheinlich verlieren werde. Ich hätte den Vorstoss zurückziehen können. Ich stehe aber zum Anliegen, und meine freisinnigen Kollegen im Ständerat bestärkten mich darin, die Sache durchzuziehen. Es ging um eine sicherheitspolitisch hochbedeutsame Grundsatzdiskussion. Auch die Fraktion war mit diesem Vorgehen einverstanden. Selbstkritik gehört selbstverständlich immer dazu. Aber ich spüre in meiner Partei breite Unterstützung. Die Frage eines Rücktritts stellt sich nicht. Niederlagen gehören in der Politik dazu.

**Weltwoche:** Es gibt in der FDP namhaften Widerstand gegen Ihren Kurs. Nationalrätin Jacqueline de Quattro oder Nationalrat Hans-

Peter Portmann kritisierten Ihren Vorstoss, ein für Sie zentrales Geschäft, als neutralitätswidrig. Haben Sie noch Autorität in Ihrer Partei?

**Burkart:** Aber sicher. Die grosse Mehrheit der Fraktion ist auf meiner Linie, in bester freisinniger Tradition. Wir stehen zur Neutralität, haben aber immer gesagt, die Schweiz müsse bewaffnet neutral sein. Dafür braucht unsere Rüstungsindustrie gewisse Exportmöglichkeiten. Das Haager Abkommen von 1907, das unsere Neutralität völkerrechtlich regelt, verbietet direkte Lieferungen, lässt solche Weitergaben aber zu. Das heutige Wiederaus-

*«Ich sehe mich nicht als Glamour-Politiker. Als Aargauer bin ich dazu auch gänzlich ungeeignet.»*

fuhrverbot, das die Weitergabe von Schweizer Kriegsmaterial durch Drittstaaten verbietet, kam auf Druck der Schweizer Linken zustande. Sie wollen unsere Armee zerstören und greifen dafür die Rüstungsindustrie an. Das ist ihre Taktik seit den achtziger Jahren. Die FDP hat immer zusammen mit der SVP dagegen angekämpft. Wir haben in den letzten Jahren oft verloren, weshalb wir jetzt in dieser Situation sind.

**Weltwoche:** Trotzdem, das Wiederausfuhrverbot ist geltendes Recht, und wenn Sie dieses Recht im Kriegsfall ändern, um faktisch nur eine Seite zu begünstigen, namentlich die Ukraine, dann sind Sie auf Kollisionskurs mit der Neutralität.

**Burkart:** Ich sehe es anders. Wir bekommen heute Gesuche für die Weitergabe von Kriegsmaterial, die wir abschlägig beantworten müssen. Damit greifen wir, ohne es zu wollen, in diesen Konflikt ein, denn wir blockieren die Unterstützungen anderer Länder zugunsten der Ukraine, die sich gegen Russland verteidigen muss. Das wird nicht verstanden. Wenn wir dieses Verbot abschaffen, wären wir wirklich neutral, da die Schweiz dann nichts mehr tun muss – auch kein Gesuch annehmen oder ablehnen.

**Weltwoche:** Das Verbot sollte für Staaten mit den «gleichen Werten» fallen, forderten Sie in Ihrem Vorstoss. Damit geriete die Schweiz neutralitätspolitisch in Teufels Küche. Als neutrales Land wären wir plötzlich der Weltschiedsrichter, der die Staaten in Gut und Böse aufteilt.

**Burkart:** Hier gebe ich Ihnen einen Punkt. Die Formulierung «gleiche Werte» war unglücklich. Eigentlich sind damit Demokratien gemeint. Ich übernahm sie aus der Kriegsmaterialverordnung des Bundesrats. Im Anhang 2 sind dort 25 Staaten aufgelistet, die ähnliche strenge Ausfuhrbestimmungen für Kriegsmaterial haben wie die Schweiz. Diese Staaten sollten wir ohne Auflagen beliefern. Darum ging es mir. Und das steht in vollständigem Einklang mit der Neutralität.

**Weltwoche:** Wir haben eine andere Theorie: Sie sind jung, intelligent, gut aussehend, erfolgreich, weit über die Parteigrenzen hinaus geschätzt, ein Glamour-Politiker, ein Mann auf der Steigflughahn in Richtung Bundesrat. Sie dachten, motiviert von Persönlichkeiten wie dem Aargauer Verleger Peter Wanner, Sie könnten mit Ihrem Ukraine-Vorstoss punkten, Sympathien gewinnen, ein paar tiefhängende Früchte pflücken, auf Kosten neutralitätspolitischer Grundsätze. Im Herzen aber waren Sie nicht überzeugt.

**Burkart:** Gut, es ist immer verlockend und sehr billig, einem Politiker niedere Motive zu unterstellen ...

**Weltwoche:** ... weniger niedere Motive, eher Populismus ...

**Burkart:** Unsinn. Im Übrigen sehe ich mich nicht als Glamour-Politiker. Als Aargauer bin ich dazu auch gänzlich ungeeignet. Nein, ich glaube nach wie vor an die Verteidigungsfähigkeit unseres Landes, an die bewaffnete Neutralität, an die Notwendigkeit einer einheimischen Rüstungsindustrie. Gleichzeitig erachte ich das transatlantische Verhältnis als entscheidend für Europas Sicherheit und Stabilität. Das zeigt auch die Geschichte. Das heisst, ich verstehe die Schweiz als Teil des Westens, als neutralen Teil des Westens zwar, aber als Teil des Westens.





«Ich glaube an die bewaffnete Neutralität»: Ständerat Burkart vor dem Bundeshaus.

**Weltwoche:** Und als Teil der Nato?

**Burkart:** Nein, ich bin gegen den Nato-Beitritt der Schweiz. Ich finde aber, wir sollten unsere bereits bestehende Zusammenarbeit mit der Nato intensivieren, denn es gibt Bedrohungsszenarien für die Schweiz, wie zum Beispiel Mittel- und Langstreckenraketen, denen wir nichts entgegenzusetzen haben. Sollte die Schweiz bedroht sein, dürften mit grosser Wahrscheinlichkeit weite Teile Europas im Krieg sein. Die Zusammenarbeitsfähigkeit ist dann für unsere Sicherheit entscheidend. Ich plädiere für gemeinsame Trainings. Wir sollten uns für den Ernstfall alle Verteidigungsmöglichkeiten offenhalten. Vergessen wir nicht: Würde die Schweiz angegriffen, wäre die Neutralität hinfällig.

**Weltwoche:** Wo ziehen Sie die Grenze? Eine Schweiz, die de facto zum Mitglied der Nato würde, wäre definitiv nicht mehr neutral.

**Burkart:** Für mich ist klar, dass wir keine Truppenübungen an der Ostflanke Europas machen dürfen. Aber dass wir zu einem gewissen Grad interoperabel werden, also im Ernstfall mit der Nato zusammenarbeiten können, darin sehe ich keinen Verstoß gegen die Neutralität. Es schafft für uns eine Verteidigungsoption, die unserem Land mehr Sicherheit bietet.

**Weltwoche:** Die internationale Lage ist so angespannt wie lange nicht mehr. Müsste die Schweiz da nicht zurück zur orthodoxen Neutralität à la Bundesrat Walther Stampfli und NZZ-Chefredaktor Willy Bretscher: bedingungslose Gleichbehandlung aller Kriegsparteien. Warum sind Sie heute anderer Ansicht als diese früheren FDP-Größen?

**Burkart:** Die Konfliktsituation ist eine andere. Es herrscht nicht wie in der Vergangenheit Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. Die potenzielle Bedrohung geht in erster Linie von autoritären Mächten aus. Ausserdem verletzte

*«Vergessen wir nicht: Würde die Schweiz angegriffen, wäre die Neutralität hinfällig.»*

die Schweiz im Zweiten Weltkrieg mehrfach die Neutralität. Und im Kalten Krieg richteten sich alle Ernstfallplanungen gegen den Osten, und wir schlossen uns 1951 den westlichen Boykotten kommunistischer Staaten an. Ganz so orthodox, wie Sie jetzt sagen, lebte die Schweiz ihre Neutralität nie. Trotzdem, ich sehe keinen Widerspruch bei meinem Konzept. Mein Konzept ist das Konzept des Haager Abkommens

und besagt: Die Schweiz beginnt keine Kriege, sie beteiligt sich an keinen fremden Kriegen, sie liefert keine Waffen direkt aus staatlichen Beständen in Kriegsgebiete, und bei privaten Beständen gilt das Gleichbehandlungsgebot. Zudem müssen wir die Neutralität durchsetzen und unser Land verteidigen können. Kurz: Ich bin für die bewaffnete Neutralität, wie wir sie kennen. Und dazu gehören eine starke Armee sowie eine eigene Rüstungsindustrie, denn ohne sie sind wir nicht verteidigungsfähig.

**Weltwoche:** Als die staatliche Schweizer Rüstungsfirma Ruag ihre Munitionssparte Ammotec an das italienische Unternehmen Beretta verkaufen wollte, stimmten Sie im Parlament zu.

**Burkart:** Bei der ersten Abstimmung noch nicht. Meine Zustimmung erfolgte erst beim zweiten Mal, weil ich der Auffassung war, dass vor kurzem gefällte Entscheide respektiert werden sollten. Die treibende Kraft war SVP-Bundesrat Ueli Maurer. Heute würde ich wohl anders entscheiden, da meine Position im Sinne von Respektierung gefällter Entscheide nicht verstanden wird.

**Weltwoche:** Ihre Schwester sitzt im Verwaltungsrat der Ruag International Holding AG. Sehen Sie da keinen Interessenkonflikt? >>>

**Burkart:** Als der Verkauf von Ammotec im Parlament debattiert wurde, war sie noch nicht Verwaltungsrätin. Sonst wäre ich in den Ausstand getreten – ohne dass ich dies von Gesetzes wegen hätte tun müssen. In unserem Milizsystem stimmen Politiker andauernd über Vorlagen ab, in denen auch persönliche Interessen berührt werden können. Meine Schwester ist übrigens nicht Verwaltungsrätin der Ruag MRO, des Rüstungsteils der Ruag.

**Weltwoche:** Wann erfuhren Sie, dass Ihre Schwester Ruag-Verwaltungsrätin wird?

**Burkart:** An einem Familienfest im Oktober oder November 2021.

**Weltwoche:** Das muss für Sie eine unangenehme Situation gewesen sein. Es war klar, dass die Frage nach Interessenkonflikten aufkommen würde. Wie reagierten Sie darauf?

**Burkart:** Ich kann meiner Schwester keine Karriereanweisungen geben. Wir haben auch keinen besonders engen Kontakt. Ich habe mit ihr noch nie über einen meiner politischen Vorstösse gesprochen. Meine Schwester ist nach meiner Wahrnehmung ein eher unpolitischer Mensch.

**Weltwoche:** Wir sind in einem eidgenössischen Wahljahr, die FDP und Sie hatten viel medialen Rückenwind. Nun müssen Sie enttäuschende Ergebnisse in wichtigen kantona-

*«Wir sind bei allen Differenzen der SVP näher als den Grünliberalen»*

len Wahlen verdauen, erst in Zürich, jetzt auch in St. Gallen. Wurden Sie vielleicht zu sehr hochgejubelt? Glaubten Sie am Ende selber, was die Journalisten schrieben, und vergassen darüber den Wahlkampf?

**Burkart:** Ich weiss nicht, welche Medien Sie konsumieren. Die Zeitungen, die ich kenne, waren mir gegenüber fast alle skeptisch bis ablehnend eingestellt. Man beschrieb mich bei meiner Wahl zum FDP-Präsidenten als rechtsfreisinnig. Das war nicht als Kompliment gemeint.

**Weltwoche:** Sie haben sich dann aber auch schnell nach links bewegt.

**Burkart:** (Lacht) Ich glaube, diese Ansicht hat die Weltwoche exklusiv. Aber zurück zu Ihrer Frage: Ja, ich hatte mir in einzelnen kantonalen Wahlen mehr erhofft. Aber wir haben in den meisten kantonalen Wahlen seit Ende 2021 zugelegt, auch in Zürich. Das lasse ich mir nicht zu einem Misserfolg umdeuten.

**Weltwoche:** Sie stehen jetzt eineinhalb Jahre an der Spitze der FDP, einer anspruchsvollen Partei, die eigentlich nur aus Generälen besteht, einer Partei der besonders Schwererzieh- und Schwerführbaren. Was braucht es, um eine solche Partei erfolgreich zu steuern?

**Burkart:** (Lacht erneut) Ich sehe, wir sind nicht in allen Punkten uneins, auch wenn ich es posi-

tiver formulieren würde. Die FDP ist eine sehr traditionelle Partei, die in den Regionen, in den Kantonen entstanden ist. Daher rühren die angesprochenen Unterschiede, die eine schöne Vielfalt ergeben und ein Abbild unseres Landes sind. Das ist aber für eine nationale Partei, die geschlossen wahrgenommen werden soll, selbstverständlich eine grosse Herausforderung.

**Weltwoche:** Was sind Ihre Ziele? Was muss man sich unter dem Burkart-Freisinn vorstellen?

**Burkart:** Ich will, dass wir klare Kante zeigen, geschlossen auftreten und Themen setzen. Dabei versuche ich, meine persönliche Haltung möglichst stark in die Partei hineinzutragen. Am Ende bin ich aber an die Entscheide der Gremien gebunden.

**Weltwoche:** Inhaltlich gesprochen? Wo sehen Sie zum Beispiel die härtere Konkurrenz für Ihre Partei, rechts bei der SVP oder links bei den Grünliberalen?

**Burkart:** Wir sind bei allen Differenzen der SVP näher als den Grünliberalen, die in der Finanzpolitik zuletzt stark nach links gezogen sind. Ausserdem verfolgen wir eine grundsätzlich andere Energiepolitik als die GLP. Wir sind für einen massiven Zubau inländischer Produktion und für Technologieoffenheit. Neue Kernkrafttechnologie darf kein Tabu sein.

**Weltwoche:** Wie weiter in der Europapolitik?

**Burkart:** Wir brauchen eine gute, stabile, durchaus auch enge Zusammenarbeit mit der Europäischen Union, aber sie darf unsere Souveränität nicht gefährden. Unsere direkte Demokratie ist nicht verhandelbar.

**Weltwoche:** Ein grosses Thema ist das Asylwesen. Österreichs Bundeskanzler Karl Nehammer und der niederländische Ministerpräsident Mark Rutte sagen, das Schengen-Dublin-Abkommen sei gescheitert. Ähnlich klingt es in der Schweiz bei der SVP. Wie sehen Sie das?



*«Weitermachen, weitermachen. Am Schluss muss man einfach weitermachen.»*

**Burkart:** Schengen funktioniert nicht allzu schlecht. Da geht es um die gemeinsame Kriminalitätsbekämpfung. Dublin hat grosse Mängel, keine Frage. Aber ohne dieses Ab-

*«Hart, aber fair, lautet unser Motto. Die Gesetze müssen für alle gelten und vollzogen werden.»*

kommen wäre die Asylproblematik in der Schweiz noch grösser. Wir haben trotz allem einen Überschuss an Dublin-Rückführungen. Und die Bemühungen, die Migranten an der Ostflanke Europas zurückzuhalten, hilft uns. Wir haben vor allem innenpolitisch grossen Handlungsbedarf. Das Gesetz ist relativ streng, der Vollzug teilweise miserabel.

**Weltwoche:** Warum?

**Burkart:** Abgewiesene Asylbewerber werden nicht ausgeschafft. Das ist unverständlich.

**Weltwoche:** Ihre Lösung?

**Burkart:** Die FDP macht Druck in den Kantonen, weil dort der Vollzug stattfindet. Hart, aber fair, lautet unser Motto. Die Gesetze müssen für alle gelten und vollzogen werden.

**Weltwoche:** Die Credit Suisse ist im freien Fall. Muss die Politik eingreifen?

**Burkart:** Zurzeit nicht. Für die beängstigende Situation ist alleine das Missmanagement der Bank in der Vergangenheit verantwortlich.

**Weltwoche:** Man könnte argumentieren, die Politik habe sich bei den Grossbanken schon so weit eingemischt, dass sie eigentlich in der Verantwortung stehe.

**Burkart:** Die Politik hat mit der sogenannten *too big to fail*-Gesetzgebung die Voraussetzungen geschaffen, dass die Bank mit genügend Eigenmitteln unterlegt ist. Die Frage ist aber, ob die Liquidität reicht.

**Weltwoche:** Zum Schluss: Wie motivieren Sie sich nach Rückschlägen?

**Burkart:** Weitermachen, weitermachen. Ich hinterfrage mich immer, habe auch Zweifel, bin ab und zu frustriert. Aber am Schluss muss man einfach weitermachen. Niederlagen können fruchtbar sein. Sie schärfen das Profil. Auf lange Sicht nützt das einer Partei.

**Weltwoche:** Solange man die richtige, die rechte Seite der Klinge schärft.

**Burkart:** Einverstanden. Aber da habe ich jetzt keine Bedenken. Unsere Position in der Neutralitätsdebatte ist stimmig. Ich spüre eine grosse Motivation an der Basis. Ich habe noch nie so viele positive Rückmeldungen bekommen wie in den vergangenen Wochen. Das freut mich, im Wissen darum, dass wir noch einen weiten Weg vor uns haben. Wir sind noch nicht dort, wo ich gerne wäre. Leben heisst, immer vorwärtszugehen, ohne jemals anzukommen. Ich bin nach wie vor hochmotiviert, an dieser Aufgabe zu wachsen!

# Blick fürs Wesentliche

Die Lebenslügen und Widersprüche haben sich zu einem unentwirrbaren Problemknäuel verdichtet.



Im zerstörten Nachkriegsdeutschland wurden von 1950 bis 1980 rund 16 Millionen Wohnungen neu errichtet, durchschnittlich 530 000 Wohnungen im Jahr, in Spitzenjahren konnten es auch über 700 000 sein.

Das 2021 verkündete Ziel der Bundesregierung, jedes Jahr 400 000 Wohnungen neu zu bauen, klingt vor diesem Hintergrund nicht sehr ehrgeizig. Tatsächlich scheint es auf absehbare Zeit unerfüllbar zu sein: 2020 wurden lediglich 280 000 Wohnungen fertiggestellt, und 2023 werden es wohl nur 240 000 Wohnungen sein. Das sorgt für Unmut, denn es wird enger: Die Bevölkerung in Deutschland ist in den letzten zehn Jahren durch den Zuzug von Flüchtlingen und illegalen Einwanderern trotz Überalterung und Geburtenarmut um vier Millionen gestiegen und hat Anfang 2023 mit 84,2 Millionen einen historischen Höchststand erreicht.

Die Antwort der Bundesregierung ist hilflos: Verstrickt in überzogene Standards zu Energieeinsparung und Umweltfreundlichkeit, hat die Politik den Wohnungsneubau auf Quadratmeterpreise von 4000 bis 5000 Euro getrieben. Das macht den Neubau von Mietwohnungen unwirtschaftlich und das Eigenheim für die meisten Interessenten unerschwinglich.

Eine Antwort der Politik gibt es nicht. Im Gegenteil: Im Bundeshaushalt wurden die spärlichen Zuschüsse für den Wohnungsneubau fast gänzlich gestrichen. Der Fokus der Politik liegt jetzt auf mehr Wärmedämmung und Wärmepumpen im Wohnungsbestand, damit entsteht keine einzige neue Wohnung. Zudem sorgt die steigende Lebenserwartung dafür, dass Rentner und Witwen ihre grossen Wohnungen viel länger

bewohnen als noch vor Jahrzehnten. Durch das soziale Mietrecht und die Mietpreisbremsen hat die Politik diese Tendenz noch unterstützt.

Was immer die Politik in dieser Situation tun könnte, aber absehbar nicht tun wird – nämlich 1.) Förderung des Neubaus von Sozialwohnungen und Wohneigentum; 2.) Lockerung

## *Das generelle Krankheitsbild der deutschen Politik besteht in exekutiver Impotenz.*

der Mietpreisbremsen; 3.) Reduktion der Umwelt- und Energiestandards; 4.) Ausweisung von mehr Bauland in den Ballungsräumen –, würde, wenn es denn käme, wegen der Vorlaufzeit beim Planen und Bauen frühestens in fünf Jahren zu steigenden Neubauzahlen führen.

Bis dahin wird wegen der weiter steigenden Zahl von Flüchtlingen und illegalen Einwanderern die Bevölkerung in Deutschland um weitere zwei bis drei Millionen angewachsen sein.

Die Lebenslügen und Widersprüche in der Umwelt-, der Wohnungs-, der Asyl- und Flüchtlingspolitik haben sich zu einem unentwirrbaren Problemknäuel verdichtet.

Am Neubauziel von 400 000 Wohnungen pro Jahr will die Bundesregierung nicht rütteln lassen. Wie sie das aber schaffen will, verrät sie der Öffentlichkeit nicht. Dieses Muster gilt auch für andere zentrale Politikfelder:

Um die Ausbauziele beim Windstrom zu erreichen, müssten in Deutschland bis 2029 täglich sechs neue Windkraftträder errichtet werden.

2022 – dem ersten vollen Amtsjahr der Ampelregierung – wurden täglich 0,6 Windräder gebaut. Der Ausbau müsste also aus dem Stand verzehnfacht werden. Das ist schon kapazitätsmässig ein Ding der Unmöglichkeit: Der Beton, der in die Fundamente von Windrädern gegossen wird, kann nicht gleichzeitig in die Fundamente von Neubauwohnungen fliessen.

Das generelle Krankheitsbild der deutschen Politik besteht in exekutiver Impotenz. Dies zeigt sich auch bei der sogenannten Zeitenwende für die Bundeswehr. Von den 100 Milliarden Euro Sondervermögen zur Modernisierung der verrotteten Streitkräfte sind nach einem Jahr nicht einmal 1 Prozent ausgegeben, und der deutschen Nato-Brigade in Litauen fehlt bis heute die notwendige und zugesagte Zahl an einsatzfähigen Panzern.

Das kriegszerstörte Westdeutschland baute von 1955 bis 1965 nicht nur jährlich mehr als 500 000 Neubauwohnungen, es stellte gleichzeitig in der norddeutschen Tiefebene als seinen Beitrag zur Nato zwölf Divisionen der Bundeswehr mit 5000 Panzern bereit. Gegenwärtig hat die Bundeswehr noch 391 Panzer, von denen ein grosser Teil nicht fahrfähig ist.

Die deutschen Bundespolitiker müssen aufpassen, dass sie nicht zu allseits verspotteten Maulhelden werden – bei Wohnungsneubau, Windrädern und Panzern gleichermassen. Aber die Politik tröstet sich ja mit der Freigabe von Haschisch, mit dem Werbeverbot für Süssigkeiten und der Erleichterung von Geschlechtsumwandlung. Man muss sich eben stets den Blick für das Wesentliche bewahren.

# Schön ist schlank

Tracy Anderson trainiert Stars wie Madonna, Gwyneth Paltrow und Jennifer Lopez. Vom Motto «Liebe deinen Körper, wie er ist» hält sie wenig.

Sarah Pines

New York

**T**racy Anderson, Trainerin der Stars, Star aller Trainerinnen, ist fast so berühmt wie ihre meist weiblichen Kunden. In New York City und Los Angeles definierte sie den schönen Körper neu: schlank, drahtig bis an die Grenze zur Fiesheit, nahezu alterslos. Anderson trainiert Madonna, Gwyneth Paltrow, Victoria Beckham, Jennifer Lopez. Ihre Studios befinden sich in New York, L.A., den Hamptons, in Palm Beach, Madrid und London.

Der Unterricht – auf Matten, mit Hanteln und Fussgewichten – findet bei 38 Grad Celsius und 75 Prozent Luftfeuchtigkeit in fensterlosen Räumen statt. Gesprochen wird während der dreissig- bis fünfzigminütigen Lektionen nicht, unter keinen Umständen, um nicht vom inneren, über die Übungen zustande gekommenen Band zwischen Körper und Geist abzulenken. Die Musik ist laut bis an die Grenze zum Schreien, die nur per Handgeste Anweisungen gebenden Trainer und Trainerinnen sind interessanterweise oft fülliger als die mageren Wesen hinter ihnen.

## Jungbleiben mit Methode

Wer bei Tracy Anderson trainiert, ist dünn und glücklich – als «Familie» bezeichnen sich ihre Anhänger weltweit; wer für Tracy arbeitet, ist erschöpft. Trainer wechseln stakkatoartig zwischen Klassen und Privatstunden, kriegen Hitzekrämpfe oder Hämorrhoiden. An den Wänden des Studios im Manhattaner Stadtteil Tribeca wächst wegen der feuchtheissen Luft Schimmel. Dennoch: *It's Tracy and her method*, und dafür geben alle alles. Ehemalige Trainer, die Andersons Methode kopieren und eigene Studios eröffnen, werden verklagt.

Bei strikter Befolgung ihrer «Methode», so Anderson, pausiere der Alterungsprozess des Körpers, vielleicht für immer und egal, wie der Einzelne genetisch veranlagt sei. Jeder könne das eigene Erbgut bekämpfen und einen «klitzekleinen Tänzerinnenkörper» haben. Und wie? Nun, mit einer Stunde Training pro Tag, sechs Tage die Woche, für den Rest des Lebens.

Tracy Anderson, überwältigend attraktiv, mit Haaren, die sich in einer Geste unbeschwerter

Lässigkeit zurückwerfen lassen, und orange-stichiger Haut (Relikt ihrer Sonnenbank-Sucht), weiss, wovon sie redet, denn sie war mal pummelig. 1975 geboren, wuchs sie in Indiana auf. Dort hatte Andersons Mutter vergeblich versucht, Ballerina zu werden, dann geheiratet und ein Tanzstudio eröffnet. Über ihren Vater sagt Anderson, er habe ausgesehen wie Danny DeVito, von ihm habe sie die Tendenz zur Fettleibigkeit. Um ihre Mutter stolz zu machen, wollte Anderson Ballerina werden. Doch sie stopfte Süssigkeiten, *frozen yogurt*, Oreos in sich hinein, dann kam der Jo-Jo-Effekt, eine endlose, unerträgliche Schleife.

Als sie 1993 den Basketballspieler Eric Anderson traf, hörte sie auf zu tanzen, zog nach New York, wurde schwanger und nahm knapp

## Jeder könne das eigene Erbgut bekämpfen und einen «klitzekleinen Tänzerinnenkörper» haben.

dreissig Kilo zu. Weiterhin besessen davon, einen perfekten Tänzerinnenkörper zu haben, las sie Fitnessbücher und wissenschaftliche Abhandlungen mit Schwerpunkt postnatale Gewichtszunahme. Ihre Methode entstand: eine Mischung aus Cardio und Krafttraining, die Gewichte sind nicht schwerer als 1,5 Kilo, die Übungen kurz und schnell, wechseln ständig – Anderson glaubt an die Stärkung kleinerer Muskelgruppen, nicht an Wiederholung, Monotonie und schwere Gewichte. Joggen kann sie nicht leiden. Die meisten Frauen, die permanent joggten, hätten trotzdem schlaffe Hintern. Das liege daran, dass Joggen nur die Gesässmuskeln trainiere, andere Muskelgruppen aber auslasse.

In Indiana eröffnete Anderson schliesslich ein Fitnessstudio als Versuchslabor für ihre Methode. Es klappte: Hunderte Frauen kamen, verloren Gewicht, strafften Bäuche und Pos, sagten geplante Fettabsaugungs-OPs wieder ab. 2004 ging Anderson nach L.A., 2006 wurde sie Gwyneth Paltrows *personal trainer*, dann Madonnas.

Mit Gwyneth Paltrow ist Anderson weiterhin befreundet, die Schauspielerin investierte in mehrere ihrer Studios und wirbt auf ihrer

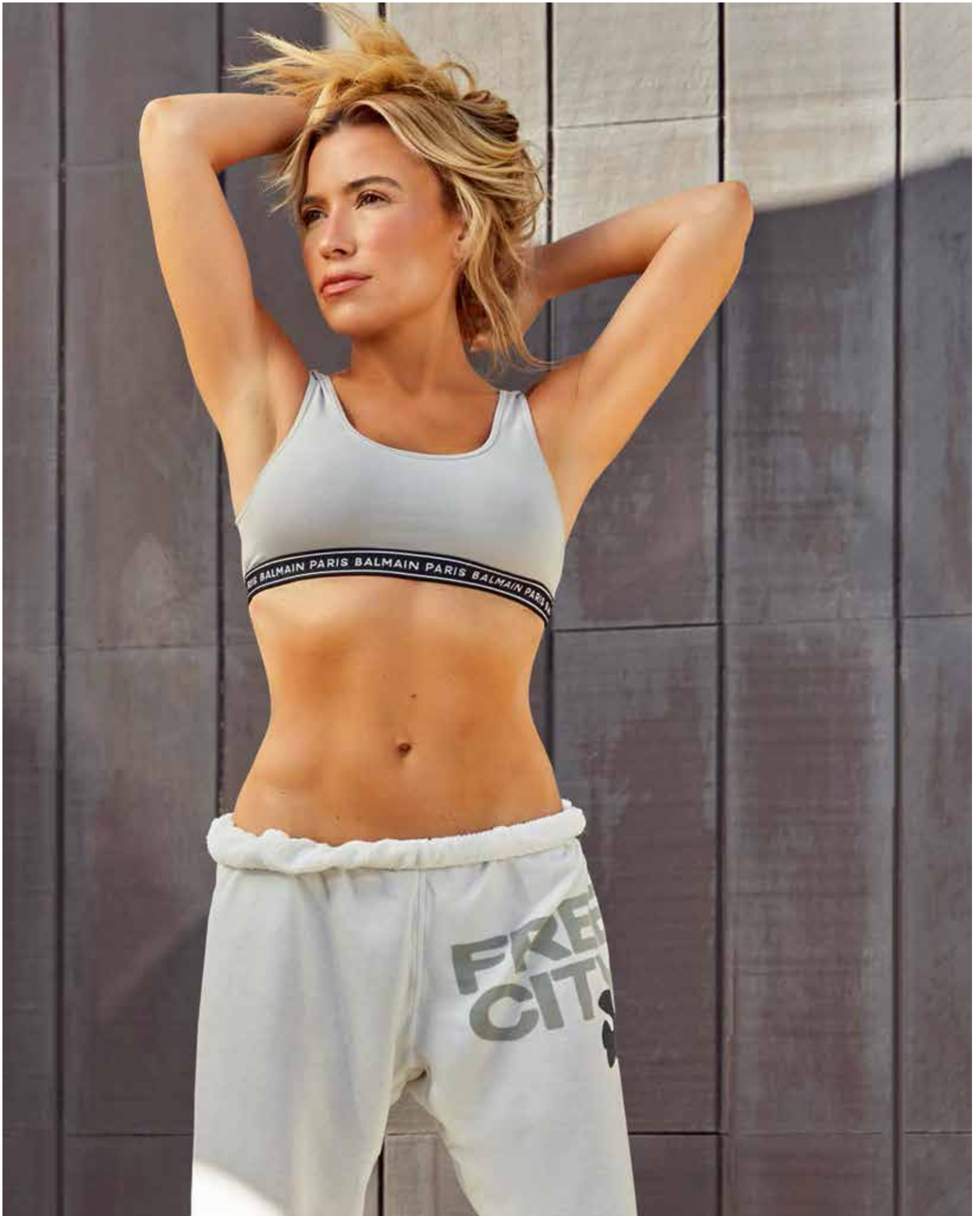
Lifestyle-Website Goop mit Andersons Methode. Mit Madonna kam es irgendwann zum Streit. Warum, ist nicht ganz klar. Anderson habe sie mit den eigenen Problemen überfrachtet, sagte Madonna kryptisch in einem Radiointerview. Beide allerdings, Paltrow und Madonna, waren entsetzt über Andersons Fast-Food-Sucht, Cheeseburger, Kekse, Glace – ja, für eine Ballerina sei sie zu dick und zu gefräßig gewesen, erzählt Anderson freimütig in Interviews, wog nicht 40 Kilo, sondern 45. Manchmal denke sie, sie mache das alles hier, nur um essen zu können.

## Vorbild Jane Fonda

Vom Fast-Food-Image rückt Anderson inzwischen ab: Ihr *Tracy Anderson Magazine*, «eine moderne Wellness-Publikation für Geist, Körper und Seele», erscheint zu den vier Jahreszeiten und enthält Rezepte für gesundes Essen, viele Körner, viele grüne Blätter. Auf Andersons Website kann man Hanteln kaufen, Matten mit ihrem Logo drauf und Workout-Mode, «Tracy-Anderson-Proteinpulver», Workout-DVDs, Duftkerzen und Hautcreme.

Anderson lebt in Malibu und in Sag Harbor im ehemaligen Haus eines Walfischfängers. Sie spielt Klavier und Schach und isst «nichts, was vier Beine hat». Das erste Kind bekam sie mit 23, das zweite vierzehn Jahre später. Beide Ex-Männer – Eric Anderson und Matthew Mogol – sind tot; kurz nach der Verlobung 2018 sagte Andersons neuer Partner, Hedge-Fund-Manager Nicholas Riley, die Verlobung wieder ab. Sie hätte gerne noch ein drittes Kind gehabt, sagt Anderson.

Andersons Vorbild ist die erste «Fitness-Influencerin» Jane Fonda. Damals, zu Beginn der Fitness-Bewegung, sei die Einstellung Sport gegenüber noch rein gewesen, sagt sie. Heute verkomme der Sport für viele zum Lebensstil-Accessoire. Dabei sind alle Körper wichtig, nicht nur die ihrer berühmten Kunden. Wenn sie die Strasse langgeht, mustert Anderson jeden, es ist wie ein Zwang. Was liesse sich hier machen? Welche Übungen brauchte dieser Mann, diese Frau, um perfekt zu sein? Von *body positivity* und dem Motto «Liebe deinen Körper, wie er ist» hält Anderson wenig. Schön ist schlank.



*Eine Stunde Training pro Tag, für den Rest des Lebens:* Fitness-Unternehmerin Anderson.

# Gallisches Dorf am Obersee

In Rapperswil-Jona bebt die Erde: Die Bürger lehnen erneut die Schaffung eines Parlaments ab. Das Establishment ist entsetzt und will das Resultat nicht wahrhaben.

Thomas Renggli



Stachel im Fleisch der Obrigkeit.

Rapperswil-Jona

Die Stadt am oberen Zürichsee ist ein Ort des ewigen Frühlings: Seepromenade, Kinderzoo, Circus Knie – und die Eishockeyaner der SCRJ Lakers, die seit dieser Woche ein ernsthaftes Wörtchen um den Meistertitel mitsprechen wollen.

## Tor zum Zürichsee

Doch Rapperswil-Jona ist mehr als nur Pedalos, Giraffen und Glace mit Blick auf die Insel Ufenau. Der Ort, 2007 aus der Fusion der Gemeinden Rapperswil und Jona zur zweitgrössten Stadt des Kantons St. Gallen befördert, steht wie nur wenige für die kulturellen und gesellschaftlichen Schnittstellen und Grenzerfahrungen in der Deutschschweiz: irgendwie dörflich, aber mit überproportional gutbetuchten Bürgern – darunter schon bald Roger Federer.

Politisch zu St. Gallen gehörend, aber verwurzelt in der Agglomeration Zürich. Der Ostschweizer Dialekt ist nur in Spurenelementen hörbar. Das «SG» auf den Autonummern wirkt wie ein Missverständnis. Das Schloss thront einem Mahnmal ähnlich über der Altstadt. In den Gassen grüssen sich selbst wildfremde Menschen überaus freundlich.

Esther Friedli, die Berner SVP-Frau aus Ebnat-Kappel, sagt: «Für uns Toggenburgerinnen und Toggenburger ist Rapperswil-Jona das Tor zum Zürichsee. Immer wenn ich etwas südländisches Flair möchte, freue ich mich auf einen Abend an der Seepromenade.» Am vergangenen Sonntag konnte Friedli jubeln. Zwar ist sie als Vertreterin ihrer Wahlheimat noch nicht in den Ständerat gewählt, doch es müsste abenteuerlich zu und her gehen, wenn sie nicht als erste SVP-Vertreterin den Sprung ins Stöckli schaffen würde.

Im Stadthaus von Rapperswil-Jona dagegen sah man am Sonntag unter den Politikern lange Gesichter – und zwar parteiübergreifend: von links (Grüne) bis rechts (SVP). Entgegen dem Willen aller politischen Gremien und Instanzen sagte das Rapperswil-Joner Stimmvolk nein zur neuen Gemeindeordnung – und damit nein zur Einführung des Stadtparlaments. Damit bleibt Rapperswil-Jona (mit 28 000 Einwohnern) die grösste Schweizer Stadt, die noch von einer Bürgerversammlung regiert wird.

Schon 2015 hatte sich das Volk am Obersee gegen den Strukturwandel entschieden – damals noch mit einer Zweidrittelmehrheit. Diesmal fiel der Entscheid denkbar knapp aus: 4355

## Im Stadthaus sah man am Sonntag unter den Politikern lange Gesichter – und zwar parteiübergreifend.

Abstimmende (51,72 Prozent) stellten sich gegen die Vorlage, 4065 (48,28 Prozent) waren dafür. Die Stimmbeteiligung lag bei 45,33 Prozent. Dabei war die Ausgangslage für das Ja-Komitee dankbar und klar: Alle sieben Ortsparteien votierten für seine Vorlage. Und auch der Stadtrat legte sich mächtig ins Zeug.

Doch die Befürworter machten die Rechnung ohne den Wirt – beziehungsweise ohne ein Nein-Komitee aus politischen Quereinsteigern: Software-Ingenieur Robert Hegner, Journalistin Franziska Kohler, Gastronom Joe Kunz und Unternehmer Martin Casal. Die vier besaßen zwar die Unterstützung von einigen

namhaften und solventen Persönlichkeiten, doch faktisch stellten sie sich mit ihrem Anliegen alleine gegen das gesamte Polit-Establishment. Ihre Hauptargumente: «Ein Parlament verteuert die Administration, verhindert das politische Mitspracherecht und unterwandert so die Demokratie.»

## Genervte Freisinnige

So trivial diese Schlagworte auch tönten, so sehr trafen sie den Nerv der Bevölkerung. So musste Stadtpräsident Martin Stöckling (FDP) nicht nur «das knappste Resultat, das ich je gesehen habe», verkünden, sondern auch eine persönliche Niederlage erklären. Immerhin nahm er die Abfuhr mit sportlichem Humor: «Wir sind das letzte gallische Dorf der Schweiz, das sich gegen die üblichen Strukturen stellt.»

Gar kein Verständnis dagegen hatte Stöcklings Parteikollege Christian Meier, Mitglied des Pro-Komitees. Er zog über die politische Disziplin der Bevölkerung her, nervte sich über die tiefe Stimmbeteiligung und stellte eine grundsätzliche Drohung in den Raum: «So müssten sich die Parteien eigentlich überlegen, sich ganz aus dem politischen Geschäft zurückzuziehen. Dieses Resultat ist ein Beweis, dass vor allem mit Geld Politik gemacht werden kann.» Dass es ein Armutszeugnis für die Parteien ist, wenn sie nicht genügend stimmende Personen mobilisieren können, blendete Meier ebenso grosszügig aus wie den Fakt, dass er vermutlich der erste Vertreter seiner Partei ist, der sich über den Erfolg des politischen Kapitalismus enerviert.

Auf sich sitzen lassen wolle man diese Abfuhr aber nicht. Meier kündigte an, dass die Diskussion weitergehen werde und dass Rapperswil-Jona nicht das letzte Mal über ein Parlament abgestimmt habe. Mit anderen Worten: Geht es nach dem Willen der Parteien, wird sich das gallische Dorf am Obersee auch in Zukunft gegen die politische Obrigkeit verteidigen müssen.

Thomas Renggli ist Chefredaktor des Nachrichtenportals Linth24.ch in Rapperswil und freier Mitarbeiter der *Weltwoche*.



# Brüste frei in Berlin

Im Brennpunkt Freibad ist neuerdings oben ohne erlaubt. Wer getraut sich?



**B**isweilen gelangt man als konservativer Bürger häufiger zu dem Eindruck, dass die linke Weltsicht und die aktuelle Realität in Deutschland zwei Dinge sind, die nur wenige Berührungspunkte miteinander aufweisen. Wie weit sie tatsächlich auseinanderliegen, lässt sich dieser Tage abermals in Berlin beobachten. Dort, wo nicht nur regelmässig linke Vollzeit-Klimaaktivisten, die sich auf die Strasse kleben, auf die *working class* im Auto treffen, wurde nun auch das Oben-ohne-Schwimmen für «weibliche Personen bzw. für Personen mit weiblich gelesener Brust» erlaubt. Erstritten hatte dies eine Frau, die Beschwerde bei der «Landesstelle für Gleichbehandlung» eingereicht hatte, nachdem ihr untersagt worden war, in einem Berliner Schwimmbad oben ohne zu schwimmen.

Als nichtspiessig sozialisierte Frau begrüesse ich das natürlich. An einer weiblichen Brust ist nichts Verwerfliches. Allein der Glaube, dass das ausgerechnet von Berliner Schwimmbadbesuchern so ohne weiteres hingenommen wird, fehlt mir.

Und da sind wir wieder bei der Kluft zwischen linken Luftschlössern und der tatsächlichen Realität: Wer in den letzten Jahren auch nur einmal in einem Freibad in Berlin unterwegs war oder geteilte Handy-Videos aus ebendiesen angesehen hat, weiss, dass die fehlende Gleichbehandlung von Männern und «weiblichen Personen bzw. Personen mit weiblich gelesener Brust» in Sachen Badebekleidung das geringste Problem für Frauen an diesen Orten ist.

Um ehrlich zu sein, wundert es mich, dass es überhaupt noch deutsche Badegäste in Berlins

Schwimmbädern gibt, hatten sich diese meiner Meinung nach doch längst in den eigenen Garten mit neu gebautem Pool zurückgezogen. Spätestens seit 2016 kann man die meisten Freibäder in deutschen Grossstädten im Zuge der Nachwehen der Flüchtlingskrise und einer seit Jahrzehnten scheiternden Integration von Muslimen getrost als okkupiertes Land betrachten, in das sich kaum noch ein Deutscher vorwagt. Und nun soll es auch noch

*Der Oben-ohne-Vorstoss ist vielleicht eine Chance, sich verloren geglaubte Orte zurückzuholen.*

Frauen geben, die dafür kämpfen, an diesem unwirtschaftlichen Ort oben ohne herumzulaufen? Dies lässt nur einen Schluss zu: dass hier zwei Welten aufeinandertreffen, die sich zuvor noch nie begegnet sind.

**A**us welcher links-woken Vorhölle die Idee entspringt, erkennt man bereits am Wording der Berliner Justizverwaltung, die von «weiblichen Personen bzw. Personen mit weiblich gelesener Brust» spricht. Hierbei handelt es sich nicht etwa um den leicht unästhetischen Männerbusen, mit dem sich manch korpulenter Mann herumschlägt, sondern tatsächlich jener weibliche Busen, der zu einer Frau gehört, die sich jedoch als Mann identifiziert. Klingt kompliziert und irre und ist es tatsächlich auch.

Jedenfalls bin ich mir ziemlich sicher, dass sich der Durchschnitts-Freibadbesucher in Berlin noch nie Gedanken über gefühlte Ge-

schlechter gemacht hat und ob eine Brust nun genuin weiblich ist oder nur als weiblich gelesen wird. Auch und vor allem, weil dieses in seinem zumeist islamisch geprägten Weltbild eine noch geringere Rolle spielt als beim Durchschnittsdeutschen selbst, der sich seine Zustimmung zu diesem ideologischen Blödsinn bisweilen noch mittels der pseudomoralischen Keule abpressen lässt.

**I**ch warte jedenfalls sehnsüchtig auf den Tag in diesem Sommer, an dem jene Personen mit entblösster «weiblich gelesener Brust» auf diejenigen Badegäste treffen, für die schon eine Frau ohne Burkini eine unausgesprochene Einladung zum sexuellen Übergriff darstellt.

Vielleicht ist der Oben-ohne-Vorstoss aber auch ein Chance, sich längst verloren geglaubte Orte zurückzuholen. Gerade vielen streng gläubigen Mitbürgern könnte der Anblick einer entblössten Frauenbrust aufs Gemüt schlagen, und sie ziehen sich in der Folge zurück. Möglich ist jedoch auch, dass dann wiederum genau jene religiösen Moralwächter mit Verweis auf die Diskriminierung ihrer kulturellen Sitten Beschwerde bei der Stadt Berlin einlegen, die sich dann natürlich im Sinne der allgegenwärtigen Toleranz für alles und jeden erneut damit auseinandersetzen müsste.

Und genau das sind dann die Momente, in denen man sich als ewiggestriger «Nazi» entspannt zurücklehnt und einfach nur beobachtet, wie das linke Spektrum langsam, aber sicherlich realisiert, dass man entweder Freiheit für «weiblich gelesene Brüste» oder Multikulti haben kann.

# Was wusste Olaf Scholz?

Der deutsche Kanzler kennt die Hintergründe der Nord-Stream-Sabotage besser, als er zugibt. Vielleicht hat er das Attentat sogar gebilligt.

Oliver Stock

Dieser Bericht beruht weder auf Geheimdienstinformationen noch auf anonymen Quellen, er ist schlicht das Ergebnis der Auswertung öffentlich zugänglicher Dokumente. Diese Feststellung steht hier am Anfang, denn im Bemühen um Aufklärung des Sprengstoffanschlags auf die Nord-Stream-Pipelines stammen bisher die allermeisten Informationen aus Quellen, die ein eigenes Interesse haben und deswegen nicht namentlich genannt werden wollen.

Es geht in diesem Bericht allerdings nicht darum, was wer auf dem Meeresgrund verübt hat – das ist nach wie vor unklar. Die Frage lautet hier vielmehr: Was wusste der deutsche Bundeskanzler Olaf Scholz darüber? Falls er eingeweiht gewesen ist, wäre dies ein Politikum ersten Ranges: Ein deutscher Kanzler nimmt hin, dass ein Energieversorgungssystem zerstört wird, in das einheimische Firmen Milliarden investiert haben und das für die eigene Bevölkerung und die Unternehmen im Land entscheidend ist. Was also weiss Olaf Scholz?

## Lob des Kremls

Die Aktenlage sieht so aus: Im September 2021 hat Deutschland gewählt, und es formiert sich in Berlin eine Ampelkoalition. Der scheidende Bundeswirtschaftsminister Peter Altmaier (CDU) leitet am 21. Oktober eine «Versorgungssicherheitsanalyse» an die Bundesnetzagentur weiter, die für die Energieversorgung in Deutschland zuständig ist. Der Bericht ist mit dem designierten Kanzler Olaf Scholz, damals noch Vizekanzler, abgestimmt. In dem Gutachten wird Nord Stream 2 als strategisches Projekt des Kremls und als Beitrag für die «europäische Versorgungssicherheit» gelobt. Der Analyse zufolge gefährdet die Erteilung einer Zertifizierung die Sicherheit der Gasversorgung der Bundesrepublik Deutschland und der Europäischen Union nicht. Der künftige Kanzler lässt die Analyse passieren, die ein weiterer Baustein für die Inbetriebnahme von Nord Stream 2 sein soll. Klar wird: Scholz war zu diesem Zeitpunkt Befürworter des Projekts – so wie viele seiner SPD-Parteifreunde.

Vor allem im nördlichen Bundesland Mecklenburg-Vorpommern, wo die Nord-Stream-Röhren 1 und 2 enden, unternimmt die dortige SPD-Landesregierung unter Ministerpräsidentin Manuela Schwesig alles, um das Projekt umzusetzen. Weil die Amerikaner mit Sanktionen gegen deutsche Firmen drohen, die beim Pipeline-Bau helfen, gründet das Land eine «Klima- und Umweltschutzstiftung». Sie hat einen wirtschaftlichen Zweig, der mit rund 200 Millionen Euro von der russischen Gazprom unterstützt wird.

Von dem Geld werden Aufträge zur Fertigstellung der Pipeline bezahlt und mit dieser Stiftungsstruktur Sanktionen umgangen. Vorsitzender der Stiftung ist der SPD-Spitzenpolitiker Erwin Sellering, der als Ministerpräsident Vorgänger von Schwesig war. Es ist die alte, noch von Gerhard Schröder geprägte SPD, deren Generalsekretär Olaf Scholz einst war, die den Bau politisch flankiert. Sie ist offen gegenüber Russland und Machthaber Wladimir Putin.

Erst mit seiner Kanzlerwerdung am 8. Dezember beginnt bei Scholz ein Prozess des Umdenkens. Elf Tage später, am 19. Dezember 2021, geht er zum ersten Mal öffentlich

## Am 19. Dezember 2021 geht Scholz zum ersten Mal öffentlich auf Distanz zu Nord Stream 2.

auf Distanz zu dem Projekt – wenn auch nur ein bisschen: Er lässt an diesem Tag über seinen Sprecher ausrichten, bei Nord Stream 2 handle es sich «um ein privatwirtschaftliches Vorhaben, das weitgehend abgeschlossen ist». Nun sei von der Bundesnetzagentur nur noch die Einhaltung europäischer Vorgaben zu prüfen. «Das ist ein Verwaltungsverfahren, das jetzt nach Recht und Gesetz abgeschlossen wird, und es hat keine politische Dimension.» Als Kanzler weiss er mehr: Es gibt kein deutsches Wirtschaftsprojekt zu dieser Zeit, das so viel politische Sprengkraft besitzt wie Nord Stream 2.



Das Durcheinander ist perfekt:

Am 7. Februar 2022 erleben deutsche und amerikanische Zuschauer eine Schlüsselszene im Ringen um Nord Stream. Bewusst wird das den allermeisten aber erst einige Monate später. Scholz ist zum Antrittsbesuch zu US-Präsident Joe Biden geflogen. Nach ihren Gesprächen stehen beide auf einer gemeinsamen Pressekonferenz im Weissen Haus Journalisten Rede und Antwort.

## «Harte Reaktion gegenüber Russland»

Biden wird gefragt, wie es mit Nord Stream weitergehe, falls Russland in die Ukraine einmarschiere. Der Präsident antwortet wörtlich: «Wenn Russland zum Beispiel mit Panzern und Truppen die Grenze zur Ukraine überquert, wird es Nord Stream 2 nicht mehr geben.» Auf die Zusatzfrage: «Wie genau meinen Sie das?», das Projekt stehe schliesslich unter der Kontrolle Deutschlands, fügt Biden hinzu: «Ich verspreche Ihnen: Das werden wir schaffen.» Scholz hört zu und ergänzt dann: «Wir stehen da zusammen. Wir sind hier absolut einer Meinung. Wir unternehmen die gleichen Schritte. Wir werden eine harte Reaktion gegenüber Russland fahren.»



Scholz (l.), Biden im Oval Office, 3. März.

Zwei Tage vor dem Angriff der russischen Truppen, am 22. Februar, als sich der Krieg bereits abzeichnet, erklärt Scholz, er habe das Bundeswirtschaftsministerium gebeten, die nötigen verwaltungsrechtlichen Schritte zu unternehmen und eine Zertifizierung der Pipeline zu verhindern. Gemeint ist damit, dass die Versorgungssicherheitsanalyse, die Scholz zunächst durchgewunken hatte, zurückgezogen werden soll. Damit fehlt eine Grundlage für die Zertifizierung. «Und ohne diese Zertifizierung kann Nord Stream 2 ja nicht in Betrieb gehen», erklärt der Kanzler.

Die bereits mit Gas gefüllten Röhren von Nord Stream 2 liegen damit unbenutzt auf dem Meeresgrund. Der Gasfluss durch Nord Stream 1 stockt immer mehr, mal sind es Wartungsarbeiten, mal fehlen angeblich Ersatzteile. Die russische Seite pokert, Putin nutzt sein Gas, das er mal liefert und dann wieder nicht, als Waffe gegen die EU im Krieg.

Nachdem bereits seit dem Sommer gar kein Gas mehr durch Nord Stream geflossen ist, detonieren am 26. September in der Nacht von Sonntag auf Montag und dann im Laufe des Vormittags drei der insgesamt vier Pipeline-

Stränge von Nord Stream 1 und 2. Olaf Scholz meldet sich am Montagmorgen mit der Diagnose «Corona mit leichten Symptomen» für eine Woche vom politischen Tagesgeschäft ab. Er verstummt öffentlich.

Ermittler aus fast allen Ostsee-Anrainerstaaten begeben sich auf Spurensuche. Die US-Regierung hingegen lehnt eigene Ermittlungen ab, sie vertritt die Auffassung, dass sie nicht für die Aufklärung von Ereignissen zuständig ist, die sich nicht auf US-Territorium ereignen. Ein deutsches Polizeiboat kreuzt über dem Tatort, der in gut siebzig Metern Tiefe auf dem Meeresgrund liegt. Den deutschen Tauchern gelingt es nicht hinabzukommen, sie untersuchen die gesprengten Röhren mit einer Unterwasserdrohne. Die Ergebnisse werden nicht veröffentlicht.

### Ohne Presse in Washington

Als die Fraktion der AfD am 4. November im Deutschen Bundestag nach Erkenntnissen zu den Urhebern des Anschlags fragt, wird sie genauso wie die Linken-Abgeordnete Sahra Wagenknecht, die das vorher schon in einem Brief ans Justizministerium gemacht hatte, im Unklaren gelassen. Das Ministerium verweist darauf, dass das Informationsinteresse des Parlaments «hinter dem berechtigten Geheimhaltungsinteresse zum Schutz der laufenden Ermittlungen» zurücktreten müsse. Eine Auskunft «würde konkret weitergehende Ermittlungsmassnahmen erschweren oder gar vereiteln».

Die AfD erhält auf sechzehn ihrer detaillierten Fragen überhaupt keine Antwort. Etwa auf die Frage, ob der russische Energiekonzern Gazprom als Hauptgeschädigter an den Untersuchungen beteiligt ist und welche deutschen Ermittlungsbehörden eingeschaltet seien. Auch auf die Frage, ob der vierte Strang der Pipeline noch intakt sei, kommen nur vage Mutmassungen. Während Experten glauben, dass er noch funktioniert, heisst es von der Bundesregierung, dass er eventuell in Mitleidenschaft gezogen sein könnte. Keine Auskunft kommt auch von den betroffenen deutschen Konzernen Wintershall Dea und Eon. Sie haben sich am Bau beteiligt und müssen jetzt Milliarden abschreiben. Aus Aktionärsicht müssten sie alles tun, um Schadenersatz zu erhalten. Doch sie schweigen.

Am 3. März 2023 reist Olaf Scholz erneut zu Joe Biden nach Washington. Nachdem es um den Nord-Stream-Anschlag öffentlich eine Zeitlang ruhig geworden war, entfachte ein Bericht des 85-jährigen US-Investigativjournalisten Seymour Hersh das Interesse wieder. Hersh berichtet detailliert, allerdings aus anonymer Quelle, darüber, dass Amerikaner mit Hilfe von Norwegern den Anschlag verübt hätten. Die Darstellung wird umgehend vom Weissen Haus, von den US-Geheimdiensten

und der Regierung in Oslo dementiert, was allerdings nicht dazu führt, dass der Bericht unbeachtet bleibt.

Scholz fliegt, was ungewöhnlich für ihn ist, ohne Pressebegleitung nach Washington. Als er zurückkehrt, bleibt der Kanzler mit Blick auf die Diskussionen, die er mit Biden geführt hat, vage. Es sei um Fragen zum Krieg

### Die AfD erhält auf sechzehn ihrer detaillierten Fragen überhaupt keine Antwort.

in der Ukraine, zu Waffenlieferungen, Bildung, Fachkräftemangel, Rente und medizinischer Versorgung in ländlicher Region gegangen, sagt er. Zwei Tage später erscheint die *New York Times* mit einer Geschichte, wonach Spuren der möglichen Attentäter in die Ukraine weisen. In Deutschland kommen ARD und *Die Zeit* zeitgleich zu gleichen Ergebnissen und berufen sich dabei auf Erkenntnisse deutscher Ermittler.

Danach soll von einer Firma mit Sitz in Polen, die zwei Ukrainern gehört, eine Jacht angemietet worden sein. Die sechsköpfige Crew habe professionell gefälschte Reisepässe vorgelegt und das Boot dem Eigentümer später in ungereinigtem Zustand zurückgegeben. Auf dem Tisch in der Kabine haben Ermittler Spuren von Sprengstoff nachweisen können. Scholz' Parteifreund, Verteidigungsminister Boris Pistorius, warnt jedoch davor, diese Ergebnisse für bare Münze zu nehmen. Sie könnten auch eine bewusste falsche Spur sein. Das Durcheinander ist perfekt.

### Prinzip der Unionsparteien

Die AfD verlangt inzwischen einen Untersuchungsausschuss zum Nord-Stream-Anschlag. Sie benötigt dafür ein Viertel der Stimmen der Abgeordneten im Bundestag und braucht also die Unionsparteien. Die haben es sich jedoch zum Prinzip gemacht, nicht mit der AfD gemeinsam zu stimmen. Scholz' Chancen, unangenehmen Fragen zu entgehen, bleiben damit intakt.



# Schluss mit dem Asylchaos

Die illegale unkontrollierte Einwanderung in die Schweiz gefährdet die innere Sicherheit und den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Das geltende Asylgesetz hat ausgedient.

Fulvio Haefeli

Nach Angaben der Uno kommen jährlich zwei Millionen Einwanderer irregulär nach Europa. Die meisten stellen ein Asylgesuch. In den frühen 1950er Jahren wurde eine internationale Konvention abgeschlossen, die für die Entwicklung des Asylrechts von zentraler Bedeutung ist, nämlich die Genfer Flüchtlingskonvention (GFK). Diese war zwar für eine weltweite Anwendung vorgesehen, bezog sich aber nur auf Fälle vor dem Stichtag des 1. Januar 1951 und betraf deshalb vor allem Ereignisse, die auf den Zweiten Weltkrieg zurückzuführen waren. Die GFK entstand somit zu einer Zeit, als Frankreich, Grossbritannien, Belgien und Portugal noch über grosse Kolonialreiche herrschten. Dass wenige Jahrzehnte danach Europa mit einer Masseneinwanderung von vielen Millionen Menschen aus Asien und Afrika konfrontiert sein würde, war zum Zeitpunkt der Entstehung dieser Genfer Konvention unvorstellbar. Die entscheidende und in ihrer Auswirkung fatale Ausweitung des Anwendungsbereichs der GFK geschah mit dem Wegfall der zeitlichen Befristung durch das Zusatzprotokoll von 1967, das auch die Schweiz unterzeichnet hat.

## Italien hat Dublin ausgesetzt

Die Migrationskrise des Jahres 2015 sowie die aktuelle, durch den Krieg in der Ukraine verschärfte Asylproblematik zeigt, dass die Flüchtlingskonvention nicht für die Bewältigung von zahlenmässig grossen Migrationsbewegungen ausgelegt ist. So erreichten zum Beispiel zwischen 2011 und 2016 rund 630 000 Migranten Italien über das zentrale Mittelmeer; die geografische Herkunft zeigte ganz deutlich, dass

die Mehrheit dieser Personen nicht Flüchtlinge im Sinne der GFK waren, stammten doch rund 70 Prozent aus Ländern oder Regionen, die nicht unter gewalttätigen Konflikten oder unterdrückerischen Regime litten. Mit Ausnahme der Fluchtbewegung aus der Ukraine präsentiert sich die heutige Lage nicht anders.

Hingegen erlaubt Italien zurzeit keine Rückführungen mehr und hat das Dublin-Abkommen einseitig ausgesetzt. Dieses internationale Abkommen besagt, dass jeweils der erste Einreisestaat für ein allfälliges Asylverfahren zuständig ist. Italien verstösst mit der Aussetzung gegen seine völkerrechtlichen Verpflichtungen. Unser südliches Nachbarland vertritt offensichtlich wenig zimperlich seine

## Diese asylrechtliche Zeitenwende erfordert eine Änderung des schweizerischen Asylgesetzes.

eigenen Interessen. Es ist Zeit, dass die Schweiz dies auch tut, weil die unregelmässige Migration die grösste Herausforderung für die innere Sicherheit und den gesellschaftlichen Zusammenhalt der Schweiz darstellt.

Ein Recht auf eine freie Wahl des Einwanderungsstaates gibt es nicht; die Möglichkeit des Migranten, in diesem oder in jenem Land ein Asylgesuch zu stellen, liegt allein in der Wahl der Reiseroute. Unsere Asylverfahren dürfen aber nicht dazu führen, dass sie dem kritischen Steuerzahler als Fahrt auf einer milliardenteuren Geisterbahn staatlich veranstalteten groben Unfugs erscheint.

Dem Wortlaut der Flüchtlingskonvention lassen sich keine verbindlichen Leitlinien darüber entnehmen, welche verfahrensrechtlichen Pflichten die Staaten gegenüber Migranten übernommen haben. Es bleibt daher jedem der vertragschliessenden Staaten und somit der Schweiz überlassen, wie das Asylverfahren zu gestalten ist. Die illegale Einreise in die Schweiz zwecks Stellung eines Asylgesuchs muss deshalb ausgeschlossen werden, denn Asylsuchende, die sich nach der Ausreise aus dem Heimatstaat in

einem an die Schweiz angrenzenden Staat aufhalten, sind dort nicht verfolgt. Es ist ihnen deshalb zumutbar, ihr Gesuch an einem schweizerischen Grenzposten zu stellen. Die unmittelbar angrenzenden Nachbarländer Deutschland, Italien, Frankreich, Österreich und das Fürstentum Liechtenstein sind klarerweise sichere Drittstaaten, weshalb die illegale Einreise in die Schweiz weder aus der Sicht der Migranten notwendig noch von der Schweiz zu tolerieren ist.

## Kein Verfahren bei illegaler Einreise

Die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) spricht nicht gegen eine solche Sichtweise, denn Artikel 1 Ziffer 2 des 7. Zusatzprotokolls zur EMRK lässt eine formlose Ausweisung – also eine Entfernung ohne Verfahren aus dem Territorium – im Interesse der öffentlichen Ordnung oder aus Gründen der nationalen Sicherheit zu. Umso mehr ist deshalb eine formlose Wegweisung an der Grenze – ein *pushback* ohne Asylverfahren – zulässig, um den Migrationsstrom auf die Grenzübergänge zu kanalisieren und kontrollieren zu können.

Einlass in die Schweiz und somit Aufnahme in ein individuelles Asylverfahren würden somit nur Personen erhalten, die nachweislich – und dies erfordert entsprechende Identitätspapiere – aus einem Heimatstaat stammen, wo diese notorisch einer asylrechtlich relevanten Verfolgung ausgesetzt sind. Die papierlosen, nur mit einem teuren Handy ausgestatteten jungen Männer aus gewissen Ländern würden nicht in das Asylverfahren aufgenommen, kämen nicht in den Genuss von Sozialleistungen und würden an der Grenze zurückgewiesen – auch nach Italien. Italien wird sie nämlich über kurz oder lang zurücknehmen müssen, sofern der Bundesrat endlich intervenieren würde.

Diese asylrechtliche Zeitenwende erfordert eine grundsätzliche Änderung des schweizerischen Asylgesetzes. Auch wenn sich die üblichen Bedenkenräger und Gutmenschen mit Kräften dagegen wehren werden.

Fulvio Haefeli war von 2007 bis 2022 Richter am Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen.



# Triumph über die Schwerkraft

Michelle Yeoh wusste schon immer, dass sie als asiatische Schauspielerin härter austeilen und einstecken muss als andere.

Tom Kummer

**S**o haben wir diese Frau kennengelernt: Rennt kopfvoran durch Glaswände und bekämpft gleichzeitig zwei Arschlöcher mit der «Long Fist»-Technik». Jagt über Mauern, Dächer und schwankende Wipfel eines Bambushains und bricht dabei ihren Gegnern dank Schienbein- und Ellbogenschlägen die Knochen. Dazwischen springt sie vom Motorrad auf einen fahrenden Zug, während sie Feinde mit Fersenkicks demontiert. Es ist ein ständiger Triumph über die Schwerkraft, bei dem selbst erfahrenen Martial-Arts-Filmkollegen der Mund offensteht.

Michelle Yeoh – 163 Zentimeter Powerfrau, seit etwa vierzig Jahren im Schauspielgeschäft und privat seit zwanzig Jahren mit dem 77-jährigen, früheren Ferrari-Geschäftsführer und Präsidenten des Weltautomobilverbands, Jean Todt, verlobt – wurde zunächst in Hongkong-Actionfilmen berühmt, bevor sie 1997 die Rolle einer chinesischen Spionin im James-Bond-Film «Der Morgen stirbt nie» bekam. Nach Rollen in «Tiger and Dragon», «Die Geisha» und «Crazy Rich Asians» erhielt sie die Hauptrolle im Sci-Fi-Film «Everything Everywhere All at Once», dem grossen Oscar-Abräumer 2023.

## Superheldinnenversion ihrer selbst

Ursprünglich wollten die Regisseure Jackie Chan, den 68-jährigen Ex-Hongkong-Actionschauspieler für die Hauptrolle, einen verwaarlosten Waschsalonbesitzer, anheuern. Yeoh hätte Chans Frau spielen sollen. Aber sie lehnte ab, hatte andere Vorstellungen. Also tauschten die Filmemacher die Rollen und machten Yeoh zur eingewanderten Waschsalonbesitzerin, die mit einem scheiternden Geschäft und einer zerütteten Beziehung zu ihrer Tochter zu kämpfen hat – und, in einer übernatürlichen Wendung, als Superheldinnenversion ihrer selbst durch die Universen reist.

Es war eine grossartige Entscheidung der Produzenten: Zum ersten Mal tritt nun in einem Hollywoodfilm eine ältere asiatische Migrantin als Superheldin auf und hat die Möglichkeit, ihre Art von Kampfkunst zu demonstrieren. Denn die 1963 in Malaysia geborene Oscar-Preisträgerin spielt in Kung-Fu-Filmen ihre Stunts immer



163 Zentimeter Powerfrau: Oscar-Gewinnerin Michelle Yeoh.

selbst. Dabei fehlt ihr eine formale Kampfkunstausbildung, wie sie beispielsweise Jackie Chan hat. Doch dank einer Ballettausbildung als junges Mädchen und seither täglichem Kampftraining steht die Sechzigjährige ihren Kollegen

*Sie jagt über Mauern, Dächer und Wipfel eines Bambushains und bricht dabei ihren Gegnern die Knochen.*

heute in nichts nach. Yeoh wusste schon immer, dass sie als asiatische Schauspielerin härter austeilen und einstecken muss als andere.

Und so durften bei ihrer Dankesrede am vergangenen Sonntagabend auch nicht diese Sätze fehlen: «Mein Oscar ist für all die kleinen Jungen und Mädchen, die so aussehen wie ich, die heute Abend zuschauen. Es ist dies der Beweis, dass Träume wahr werden.»

Michelle Yeoh ist erst die zweite asiatische Schauspielerin, die in der fast zehn Jahrzehnte umfassenden Geschichte der Oscars in der Kategorie «Beste Schauspielerin» nominiert wurde. Die erste war Merle Oberon, eine in Mumbai geborene Schauspielerin – nominiert im Jahr 1935 für «The Dark Angel» –, die zu Lebzeiten jedoch alles tat, um ihre asiatische Herkunft zu verbergen.

Denn Hollywood war schon immer rassistisch. So wurden Asiaten gerne als nerdig und

Schwarze als angsteinflössend dargestellt. Die Liste rassistischer Karikaturen ist lang. Und noch heute zögern Produktionsteams, Schauspieler aus Minderheiten zu engagieren. Stattdessen setzen sie Weisse ein, um deren Rollen zu verkörpern. Diese Diskussion kam etwa auf, als Scarlett Johansson die Hauptrolle im Spielfilm zur klassischen japanischen Serie «Ghost in the Shell» übernahm oder als Tilda Swinton in «Doctor Strange» einen Charakter spielte, der ursprünglich asiatisch war.

## Politischer Opferwettbewerb

Logisch, dass in der Oscar-Nacht auch immer ein politischer Opferwettbewerb stattfindet: Wer war oder ist am meisten diskriminiert? Mal liegt diese Gruppierung vorn, mal jene. So werden die Dankesreden auch in den nächsten Jahren etwa so klingen wie bei Michelle Yeoh: «Natürlich bin ich überglücklich. Aber ich bin auch ein bisschen traurig, weil ich weiss, dass es vor mir schon viele grossartige asiatische Schauspielerinnen gab, auf deren Schultern ich stehe. Ich hoffe nun, dass ich diese verdammte gläserne Decke zum Einsturz gebracht habe, dass wir bald mehr von unseren Gesichtern dort oben sehen werden. Sonst muss ich nächstes Mal noch härter zuschlagen!»

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und literarischer Korrespondent der *Weltwoche*.

# «Von meinem Vater habe ich Demut und Bescheidenheit gelernt»

José Mourinho, 60, zählt zu den erfolgreichsten Fussballtrainern der Welt. Kompromisse duldet er keine. Hier zeigt er sich von einer anderen Seite.

Thomas Renggli

**A**ls er im Juli 2021 seine Arbeit als Trainer der AS Roma antrat, wurde er mit dem Transparent «HabeMOUs Papam» («Wir haben einen Papst») empfangen. Anderthalb Jahre später ist die Faszination an seiner Person ungebrochen – und der Erfolg gibt ihm recht. José Mourinho ist drauf und dran, die AS Roma, einen der faszinierendsten Klubs im Land des vierfachen Weltmeisters, zu alter Grösse zurückzuführen. Im Titelrennen dieser Saison ist Napoli zwar enteilt, aber im Schatten des künftigen Meisters hat sich die Roma in der Spitzengruppe festgekrallt – und den Traum vom ersten Titel seit 2001 zu neuem Leben erweckt.

Mourinho, dem der Ruf des Exzentrischen und Selbstbewussten vorausseilt, empfängt in einem Konferenzsaal auf dem klubeigenen Trainingsgelände Fulvio Bernardini im Süden der italienischen Hauptstadt. Er trägt einen schlichten Trainingsanzug, lächelt freundlich und grüsst mit einem kräftigen Händedruck.

**Weltwoche:** Signore Mourinho, wir sitzen hier in der Ewigen Stadt. Wie fühlt es sich an, in diesem Monument der Weltgeschichte zu arbeiten?

**José Mourinho:** Es ist ein grosses Privileg. Und das spüre ich jeden Tag. Wer in Rom lebt, wird bei jedem Schritt daran erinnert. Man fährt jeden Tag am Vatikan vorbei – oder am Kolosseum oder am Circus Maximus. Die Geschichte ist quasi eine ständige Begleiterin. Und die Stadt lässt dir keine Chance, zu vergessen, dass du an einem einzigartigen Ort bist. Ich lebe nun seit rund neunzehn Monaten hier. Aber dieses Gefühl lässt mich nicht los. Die Stadt ist wie ein grandioses Museum. Leider kann ich dieses Gefühl nicht total auskosten. Zu wichtig ist der Fussball – sportlich, aber auch gesellschaftlich. Er ist ein massgeblicher Teil des Stadtlebens.

**Weltwoche:** Die Römer sprachen von panem et circenses – Brot und Spielen. Hat heute der Fussball diese Rolle übernommen?

**Mourinho:** Nicht direkt. Aber die Menschen hier lieben und leben den Fussball. Das spüren vor allem die Spieler unseres Klubs. Die Leidenschaft der Öffentlichkeit ist so gross, dass sich

die Spieler gar kein soziales Leben leisten können – zumindest nicht an öffentlich zugänglichen Orten. Aber zurück zu Ihrer Frage: Die Stadt ist so schön, dass man nie genug von ihr kriegen kann.

**Weltwoche:** Können Sie sich überhaupt frei bewegen?

**Mourinho:** Das ist nicht einfach. Die Menschen sind sehr nett. Aber ich kann mich hier nicht so frei bewegen wie in London. Dort habe ich die Freiheit, die einem die römische Begeisterung für den Fussball nicht lässt. Gleich-

*«Natürlich will man immer Spiele gewinnen. Aber es ist fast noch schöner, die Menschen für sich zu gewinnen.»*

zeitig darf ich aber sagen: Die Reaktionen der Menschen in Rom sind immer auf der positiven Seite. Das gilt auch für Fans von anderen Klubs.

**Weltwoche:** Sie stehen mit der AS Roma derzeit auf dem vierten Platz und haben die Achtelfinals der Europa League erreicht. Wie sieht Ihre Momentaufnahme aus?

**Mourinho:** Die Momentaufnahme ist sicher positiv. Aber davon haben wir nichts. Ich will am Ende der Saison Bilanz ziehen – und dann auf der erfolgreichen Seite sein. Zum jetzigen Zeitpunkt kann ich aber sagen, dass wir immer alles geben, was wir haben. Das gilt für alle: für den Staff, die Spieler – und für mich. Und wenn du alles gibst, wirst du dir nie einen Vorwurf machen müssen, auch wenn die Resultate für einmal nicht stimmen sollten.

**Weltwoche:** Ihr Vater Félix Mourinho war eine sehr wichtige Bezugsperson für Sie – privat, aber auch sportlich. Wie sehr hat er Sie als Trainer geprägt?

**Mourinho:** Mein Vater war ein grosses Vorbild. Ich habe viel von ihm abgeschaut – vor allem von der Persönlichkeit, die er war. Natürlich war er ein Fussballtrainer – und dann ein Coach. Was ich aber von ihm gelernt habe, geht weit über das hinaus. Auch wenn nun einige Leute vielleicht ungläubig den Kopf schütteln oder sogar lachen, aber ich habe von meinem

Vater gelernt, demütig, bescheiden und respektvoll zu sein. Ich habe von ihm gelernt, mich um Menschen zu kümmern – und die Gruppe über den Individualisten zu stellen. Ich habe von ihm gelernt, den Angestellten in der Portierloge mit demselben Respekt zu begrüssen wie den Klubbesitzer. Ich habe von ihm die Lebensprinzipien gelernt – und so möchte ich von meinem Umfeld wahrgenommen werden.

**Weltwoche:** Was Sie beschreiben, unterscheidet sich stark vom öffentlichen Bild, das von Ihnen existiert.

**Mourinho:** Vermutlich. Die Öffentlichkeit sieht in mir wohl den Menschen, der ihr im Fernsehen, an der Seitenlinie oder an einer Medienkonferenz begegnet. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Hinter den Kulissen bin ich eine andere Person. Zu meinem 60. Geburtstag erhielt ich von den Klubangestellten ein Video mit Grussbotschaften. Da waren sehr persönliche und berührende Dinge dabei – bei denen es nicht entscheidend ist, wie viele Pokale und Titel ich gewonnen habe –, aber auch lustige. Man darf durchaus Scherze über mich machen. (*Lacht*) Diese Geste der Klubangestellten bedeutete mir sehr viel – viel mehr als ein teures Geschenk. Sie gab mir die Gewissheit, dass mich die Menschen verstehen und schätzen.

**Weltwoche:** Sie haben in einigen der grössten Vereine der Welt gearbeitet – Real Madrid, Barcelona, Chelsea, Manchester United, Inter Mailand. Lassen sich diese Topvereine vergleichen? Gibt es eine bestimmte DNA?

**Mourinho:** Nein. Jeder Klub ist anders, jeder Klub hat seine eigene DNA. Die Besitzer sind anders, die Organisationsformen variieren. Die Spieler sind anders – und die Angestellten. Die Ambitionen gehen auseinander. Eigentlich ist alles anders. Das Einzige, was bisher überall gleich war, waren mein Bekenntnis und meine Hingabe für den Klub und die Menschen dahinter. Natürlich will man immer gewinnen – ich spreche von Spielen und Pokalen. Aber es ist fast noch schöner, die Menschen für sich zu gewinnen. Dies war für mich immer zentral. Natürlich bin ich der Chef. Aber ich will von den Angestellten nicht aufgrund dieses Status res-

pektiert werden – sondern für meine Art. Eine hierarchische Vormachtstellung darf nicht genügen, um von den Angestellten respektiert zu werden. Ich will mir diesen Respekt erarbeiten.

**Weltwoche:** Sie trafen in Ihrer Karriere viele aussergewöhnliche Menschen – einer davon spielt momentan beim FC Sion in der Super League, Mario Balotelli. Einmal sagten Sie, dass Sie über ihn ein Buch schreiben könnten. Wie würde dies aussehen?

**Mourinho:** Das wäre ein grossartiges Buch – und auch ein süsses Buch. Es wäre eines über einen guten Mario – einen jungen, lustigen Mario. Ich traf ihn, als er neunzehn, zwanzig Jahre alt war. Und ich mochte ihn vom ersten Moment an. Wäre ich der Autor eines Buches über Balotelli, würde ich es mit viel Liebe schreiben. Ich glaube, es wäre ein Bestseller ... (*Lacht*)

**Weltwoche:** Selber haben Sie nie eine grosse Karriere als Spieler gemacht. War dies als Trainer nie ein Handicap?

**Mourinho:** (*Lacht*) Nein. Ich bin der Einzige, der die Wahrheit sagt. Darüber scherze ich auch gerne. Die meisten Trainer, die nie eine grosse

Spielerkarriere hatten, behaupten nachträglich, dass sie eigentlich sehr gute Spieler waren – aber von einer Verletzung oder vom Schicksal gebremst wurden. Alle haben eine grosse Entschuldigung oder Ausrede parat. Ich bin der Einzige, der offen zugibt: Ich war nicht gut genug. Deshalb bin ich Trainer geworden.

**Weltwoche:** Sie pflegen seit Jahren eine Partnerschaft mit der Schweizer Uhrenfirma Hublot. Wie wählen Sie Ihre persönlichen Sponsoren?

**Mourinho:** Hublot ist wie eine Familie. Jedes Mal, wenn ich nach Nyon komme und die Fabrik besuche, fühle ich mich wie ein Teil von ihr. Wenn ich eine Hublot-Uhr trage, fühlt es sich an, als würde ich etwas für die Familie tun. Hinter der Uhr stecken ein grossartiges Konzept, ein starkes Unternehmen und viele hochmotivierte Arbeitskräfte.

**Weltwoche:** Was bedeutet Ihnen die Uhr als Alltagsgegenstand?

**Mourinho:** Ich trage immer eine Uhr. Selbstverständlich habe ich auch immer ein Telefon dabei. Es gibt Menschen, die das Gefühl haben,

dass man eine Uhr durch ein Telefon ersetzen könne. Aber für mich funktioniert das nicht. Eine Uhr ist mehr als ein Zeitmesser. Sie ist quasi ein Teil meiner Persönlichkeit. Ich habe zu Hause ein kleines Uhrenmuseum. Und wenn ich einen Titel gewonnen habe, pflege ich ein Ritual. Die Uhr, die ich im entscheidenden Spiel – oder während des Wettbewerbs – am häufigsten getragen habe, kehrt zurück in die Box und wird ausgestellt. So ist meinen fünf Europacup-Titeln jeweils eine Uhr gewidmet.

**Weltwoche:** Wie beschäftigt Sie der Faktor Zeit in Ihrem Beruf als Trainer?

**Mourinho:** Pünktlichkeit ist mir sehr wichtige – als Zeichen von Respekt und Anstand. Ich bin fast ein bisschen versessen darauf. Vielleicht hat das damit zu tun, dass ich mich schon so lange in einer Chefrolle befinde. Schliesslich soll der Chef immer auch Vorbild sein. Das gilt auch für mein Privatleben. Wenn ich mich mit einem Freund um 20 Uhr zum Abendessen verabrede, bin ich um 20 Uhr da. Und ich erwarte, dass auch er da ist.

**Weltwoche:** In Rom läuft Ihr Vertrag (mindestens) bis 2024. Haben Sie als Trainer noch Träume?

**Mourinho:** Ja. Mein Traum ist es immer, das nächste Spiel zu gewinnen. Wenn ich nicht gewinne, geschieht dasselbe wie vor zwanzig Jahren: Dann schlafe ich schlecht, und ich bin frustriert. Ich werde mit meinem Kopfkissen diskutieren – und kehre am nächsten Tag auf den Platz zurück, um das nächste Spiel zu gewinnen. Ich habe schon alles gewonnen. So gibt es nichts, was ich noch unbedingt gewinnen müsste. Was mich aber viel stärker motiviert, ist der tägliche Wettbewerb. Und dieser Wettbewerb besteht immer darin, das nächste Spiel zu gewinnen.

**Weltwoche:** Haben Sie Ambitionen, die darüber hinausgehen? Wird man je einen Nationaltrainer José Mourinho sehen?

**Mourinho:** Ja, das werden Sie.

**Weltwoche:** In Ihrem Heimatland?

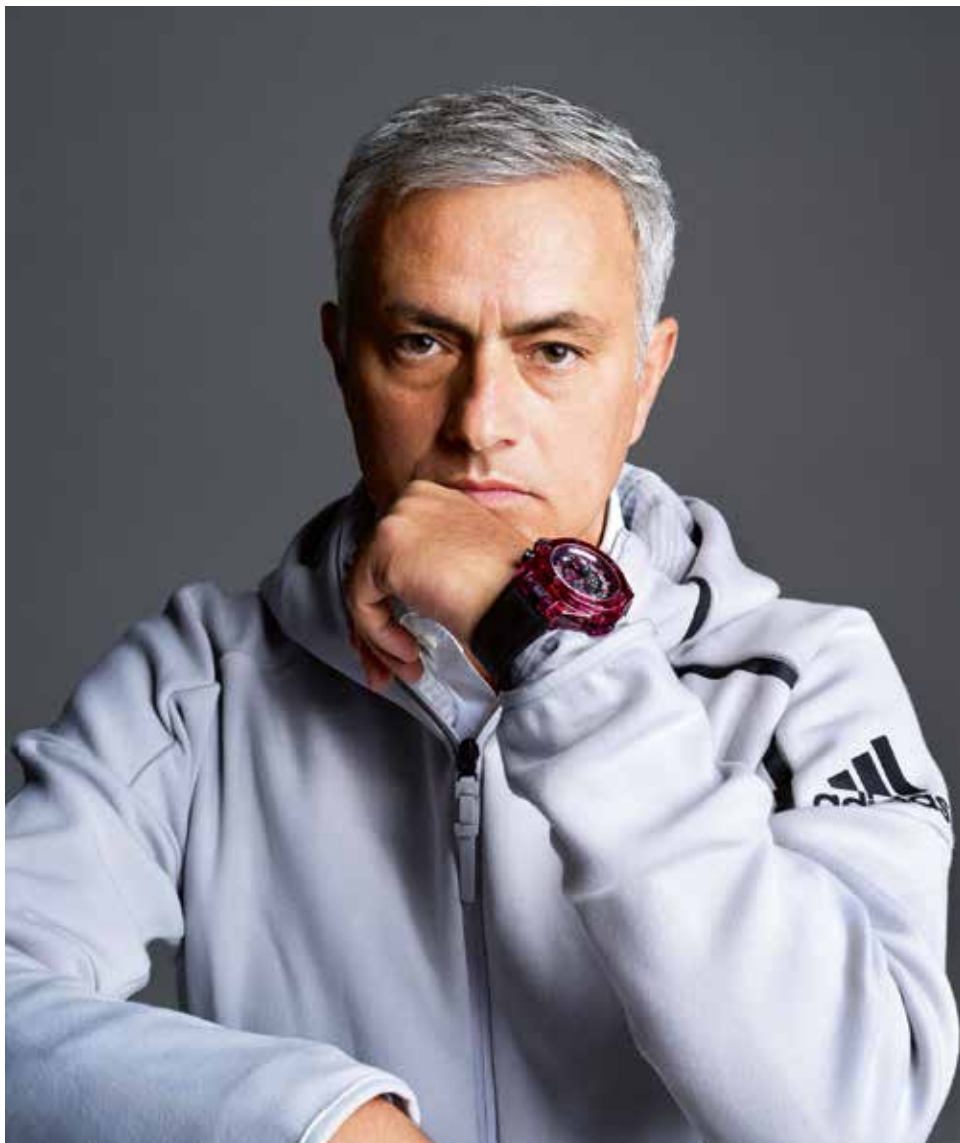
**Mourinho:** Wer weiss? Ich hatte mehrere Möglichkeiten, die portugiesische Nationalmannschaft zu übernehmen. Ich wurde schon dreimal für diesen Job angefragt. Das letzte Mal war ich einer Zusage nahe – entschied mich aber dann nach Absprache mit meinem Klub dagegen. Die Zeit wird jedoch kommen – wenn nicht mit Portugal, dann mit einem anderen Verband. Die Erfahrung, eine Mannschaft an eine WM-Endrunde zu führen, möchte ich unbedingt noch machen.

**Weltwoche:** Und wo werden wir Sie in zehn Jahren treffen können?

**Mourinho:** In meinem Haus!

**Weltwoche:** In Portugal?

**Mourinho:** Nicht zwingend. Im Moment habe ich ein Haus in London, eines in Portugal und eines in Rom. Rufen Sie mich in zehn Jahren an, dann sehen wir weiter.



«Pünktlichkeit, ich bin fast ein bisschen versessen darauf»: Meister Mourinho.

# Statt die Groteske abzubrechen, wird sie munter fortgesetzt

Die Beschaffung der Corona-Impfstoffe unter Bundesrat Berset ist ein Debakel. Die Schweiz muss Millionen Dosen vernichten. Und kauft trotzdem neue.

Philipp Gut

Die Corona-Politik des Bundesrats folgt je länger, desto mehr dem launischen Diktum von Friedrich Dürrenmatt: «Die schlimmstmögliche Wendung, die eine Geschichte nehmen kann, ist die Wendung in die Komödie.» So ähnlich wirkte es, als Bundesrat Alain Berset (SP) am Montag dieser Woche innert kurzer Zeit zum zweiten Mal Stellung nehmen musste zur Covid-19-Impfstoff-Beschaffung des Bundes. Die Fakten, die Nationalrat Roland Büchel (SVP) durch kritische Fragen hervorkitzelte, liegen seit letzter Woche auf dem Tisch: Der Bund hat sich vertraglich verpflichtet, 61 Millionen Impfdosen abzunehmen. Verabreicht wurden bisher aber nur rund 17 Millionen. 12,5 Millionen überflüssige Dosen lagert der Bund noch. Trotzdem muss er im laufenden Jahr weitere 13,5 Millionen Dosen beziehen. Der Vorrat beträgt also 26 Millionen Dosen – viel mehr, als in den vergangenen Jahren total verspritzt worden sind.

Ans Licht kommt also ein veritables Beschaffungsdebakel. Trotzdem sagte Berset in der Fragestunde vom Montag ungerührt: «Diese Strategie wird auch 2023 fortgesetzt.» Der Bundesrat wertet seine Beschaffungsstrategie, die er im Mai 2021 beschlossen hat, weiterhin als «erfolgreich». Es sei der Schweiz gelungen, die «weltweit besten Impfstoffe» zu erhalten, die zudem «jederzeit lieferbar waren».

## Absurde Knebelverträge

Das ist Schönsprech in Vollendung: Der Bund hat längst zugegeben, dass diese «weltweit besten Impfstoffe» nicht das leisten, was man sich von ihnen versprochen hat. Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) bestätigte dies vergangene Woche einmal mehr: «Die Wirkung

der Impfung auf die Übertragung der derzeit zirkulierenden Viren wird als minimal eingeschätzt.» Statt die Übung abzubrechen, wird sie aber munter fortgesetzt – und dies, obwohl der Bund einräumt, dass für die meisten «kaum noch ein Risiko» besteht, schwer an Covid-19 zu erkranken. Anfragen zu den Kosten schmettert der Bund ab. International geht man von Kosten pro Dosis von zwischen 20 (Pfizer/Biontech) und 37 Dollar (Moderna) aus. Die Schweiz dürfte demnach Milliarden Franken ausgegeben haben. Ein erheblicher Teil dieser Steuergelder landet im Abfall. Das BAG bestätigt auf Anfrage der *Weltwoche*, dass überflüssige Dosen «letztlich vernichtet werden müssen».



Vergiftetes Geschenk: Berset.

Halten wir also fest: Die Schweiz unterzeichnete Verträge mit den Herstellern, die sie auf Jahre hinaus verpflichten, experimentelle und darum nur befristet zugelassene Impfstoffe zu erwerben, auch wenn sie praktisch wirkungslos sind. Ein Chef einer privaten Firma, der solche Knebelverträge für ein kaum wirksames Produkt mit unklarem Risiko aushandelt, würde auf der Stelle entlassen. Berset sitzt nach wie vor im Sattel und reitet auf den Sonnenuntergang zu.

Nach so vielen Wendungen würde es wohl selbst einem kosmischen Komiker wie Dürrenmatt schwindlig werden. Doch damit ist diese Geschichte noch nicht zu Ende erzählt. Zu ihr gehört auch, dass 3,8 Millionen Dosen der «weltweit besten Impfstoffe» des Herstellers Astra Zeneca nicht bezogen werden konnten, weil sie nicht einmal die bescheidenen Zulassungskriterien erfüllten. Weitere 4,1 Millionen Dosen wurden nach Angaben des Bundes ins Ausland verschenkt. Konkreten Nachfragen dazu weicht Berset aus. Auch wenn der Bundesrat nicht sagen will, wohin die

«Geschenke» geflossen sind: Auf einem Daten-Dashboard der Unicef zum globalen «Covid-19-Impfstoff-Markt» findet man die Angaben. Demnach hat die Schweiz fast doppelt so viele Impfstoffspenden gemacht als vom Bundesrat kommuniziert, nämlich über acht Millionen. Die Empfängerländer – rund zwei Dutzend Staaten – sind allesamt in der Dritten Welt, von Ägypten über Botswana und Sierra Leone bis zu Tuvalu und Sambia.

## Risiko-Stoff für arme Länder

Dazu Berset in der Fragestunde: «Seit längerem sind jedoch global mehr Spendendosen verfügbar, als potenzielle Empfängerstaaten tatsächlich nachfragen und verimpfen können. Trotzdem konnten signifikante Mengen gesendet

*Nach so vielen Wendungen würde es selbst einem kosmischen Komiker wie Dürrenmatt schwindlig werden.*

werden, weitere Spenden sind in Abklärung.» Das ist Geschwurbel. Tatsache ist: Niemand will weitere Impfdosen, der globale Markt ist bis zum Hals übersättigt. Aber unser Gesundheitsminister klärt ab.

Ebenfalls kein Ruhmesblatt ist, dass die Schweiz auch grössere Mengen des Impfstoffs Vaxzevria von Astra Zeneca an arme Länder abgegeben hat – jenes Stoffs also, der in der Schweiz oder in Deutschland aus Sicherheitsgründen nicht mehr eingesetzt wird. Das deutsche Bundesministerium für Gesundheit – wahrlich kein Hort von Impfskeptikern – warnt vor Hirnvenenthrombosen, aber auch anderen «thrombotischen Ereignissen» wie Lungenembolien «bei jüngeren geimpften Personen» sowie vor weiteren teils schweren möglichen Nebenwirkungen. Dennoch lieferte der Bund den Risiko-Impfstoff an Entwicklungsländer und brüstet sich noch damit – mit dem Uno-Kinderhilfswerk als Komplizin. So erhielt Bangladesch 446 400 Vaxzevria-Dosen von der Schweiz, Indonesien 381 600 oder Nepal 144 000. Buchstäblich ein vergiftetes Geschenk.



# KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Es war eine Oscar-Nacht der Geschichten für die Geschichte. Vier (!) Oscars für einen deutschsprachigen grauisigen Antikriegsfilm ohne Helden und ohne Happy End – aber mit englischen Untertiteln. Der Genie-Streifen von **Edward «Eddy» Berger**, 52 («Deutschland 83», «Patrick Melrose», «Tatort», «Schimanski»), erobert die Streaming-Welt. Netflix-Chef **Ted Sarandos** zur *Weltwoche*: «Es ist ein grosser Tag für Deutschland!» Den tödlichen Oscar-Film nennen alle nur mit dem Spitznahmen «All Quiet» (nach dem US-Titel: «All Quiet on the Western Front»). Der Streaming-Welthit ist erfolgreicher als **Martin Scorseses** Mafia-Epos «The Irishman». Er hat höhere Einschaltquoten und ist auch finanziell ein Netflix-Hit des Jahres (die Quoten werden geheimgehalten).

Oscar-Kult-Preisträger **Florian Henckel von Donnersmarck** zur *Weltwoche*: «Das ist doch mal wirklich was schönes Neues aus dem Westen! Ich bin begeistert, dass es Eddy gelungen ist, nach anderthalb Jahrzehnten, endlich wieder einen Oscar nach Deutschland zu holen. Wir sind wieder Oscar!»

Happy «Eddy» hat mit Frau **Nele** und den beiden Kindern im Penthouse des Hollywood-hotels «The Pendry» durchgefeiert: «Ich will nicht ins Bett! Ich will trinken, tanzen und mit unserer fantastischen Crew feiern! Vier Oscars fühlen sich unglaublich an. Das ist mehr, als wir uns erhofft haben. Auch kein Oscar wäre ein Erfolg gewesen.»

Eddy Berger ist in VW-Wolfsburg geboren und hat eine Schweizer Mutter. Seinem ster-

benden Vater hat er noch den Film gezeigt. Leider hat der Ingenieur den Oscar nicht mehr miterlebt. Aber Berger trug die alte Uhr seines Vaters: «Damit ich ihn mit dabei hatte!»

Seinem Vater zuliebe wollte er auch Ingenieur werden. Als er in der ersten Vorlesung in Berlin sass, spürte er: «Das ist nichts für mich.» Er ging raus und ging nach New York. Dort klopfte er an die Tür bei einer Filmproduktion. Er bekam ein unbezahltes Praktikum. Ein Jahr später wollte ihn der Boss fest anstellen. Berger lehnte ab, und der Boss lächelte: «Gut gemacht! Du musst deinen kreativen Weg gehen!»

*Oscar-Gewinner Eddy Berger ist in VW-Wolfsburg geboren und hat eine Schweizer Mutter.*

Berger drehte mehrere «Tatort»-Krimis und die Kult-Spionageserie «Deutschland 83». Weltstar **Tom Hanks** zu mir: «Meine Lieblingsserie!» Es folgte das Suchtporträt «Patrick Melrose» mit **Benedict Cumberbatch**. Dann die Krimi-Hitserie «Your Honor» mit **Bryan Cranston**.

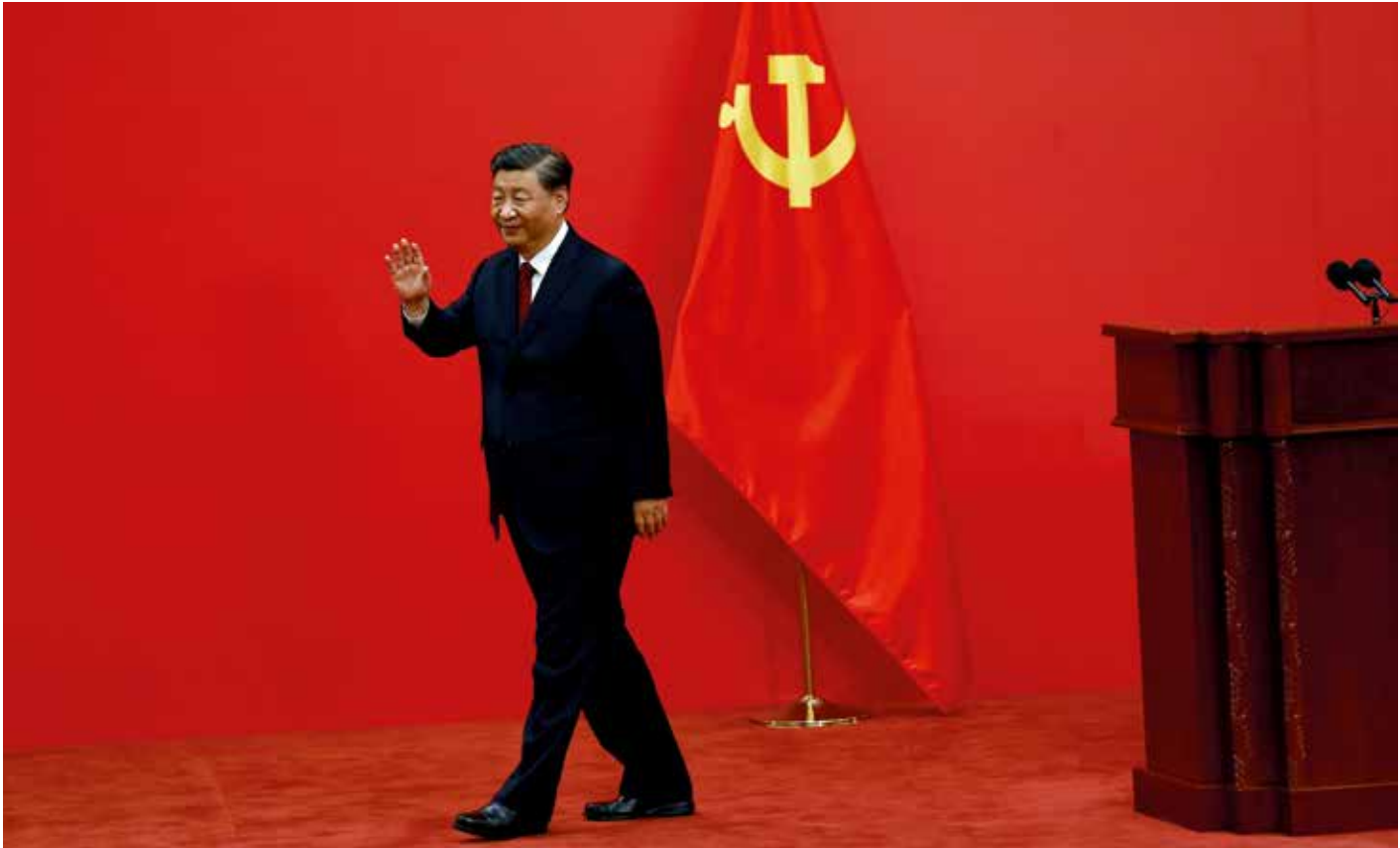
Als die neun Oscar-Nominierungen verkündet wurden, war er in einer Drehpause in Rom – bei dem Vatikan-Thriller «Conclave» von **Robert Harris** mit **Ralph Fiennes** und **Isabella Rossellini**. Er drehte fertig und flog nach Los Angeles. Hier hatte er vor acht Jahren ein Stipendium in der «Villa Aurora», wo im Zweiten Weltkrieg auch **Erich Maria Remarque** lebte. So schliesst sich der Kreis: «Die Zeit in L.A. hat

meinen Kopf befreit! Es war ein Reset für ein neues Leben.» Seine Tochter **Mathilda**, 17, hatte in der Schule «Im Westen nichts Neues» gelesen und gesagt: «Papa, das musst du drehen!» Der Rest ist Hollywoodgeschichte.

Es gab Krieg vor der Kamera – aber hinter der Kamera herrschten Freundschaft und Liebe zum Projekt: «Wir wollten die deutsche Perspektive. Wir Deutsche haben millionenfach Terror über die Welt gebracht.» Das war ein Jahr vor Putins Ukraine-Massaker. Die vier Oscars sind ein Appell gegen den grausamen Krieg. Musikgenie **Volker Bertelmann** («Hauschka») treibt mit seinen Beats die Spannung an. Die Produktionsdesigner **Christian M. Goldbeck** und **Ernestine Hipper** kreierten das Schlachtfeld. Die Visual-Effects-Crew um **Frank Petzold** liess die grausamen Grabenkämpfe des Ersten Weltkriegs wahr werden. Die Kamera des Briten **James Friend** blickt gnadenlos in den Abgrund: «Es ist einfach nur der Horror!» Doppel-Oscar-Star **Cate Blanchett** («Tár») ist Fan des Films.

Es war eine deutsch-asiatische Oscar-Nacht: sieben Oscars für die Sci-Fi-Kung-Fu-Komödie «Everything Everywhere All at Once».

Die Szene der Zeitenwende: Bei der *Vanity Fair*-Party stand Hollywoodgott **Steven Spielberg** (76, «Die Fabelmans») lächelnd beim neuen Oscar-Regisseur **Daniel Kwan**, 35 – er hatte den 3,8-Kilo-Oscar und einen tropfenden Hamburger in der Hand. Auf dem Rücken seines roten Smokings stand: «Punk». Willkommen in Hollywood.



Wolfskrieger der Wirtschaft: Staatschef Xi.

## Xi Jinpings Kampfansage

Um dem Gegenwind aus dem Westen zu trotzen und das Land an die Weltspitze zu führen, hat Chinas Volkskongress den grössten Reformschub seit Jahrzehnten beschlossen.

Stefan Baron

**D**ie Weltwirtschaft war nie zuvor stärker vernetzt als heute. Der Menschheit hat diese Globalisierung enorme Wohlstandsgewinne und auch relativen Frieden beschert. Jetzt droht all dies wieder verspielt zu werden.

### Was vom Kongress hängenbleibt

Interdependenz verlangt Vertrauen. Vertrauen kommt von miteinander vertraut sein. Unkenntnis und Unverständnis dagegen führen zu Misstrauen, Abwehr oder gar Aggression. Baruch de Spinoza, der Philosoph einer rationalen Ethik, hat die Menschen deshalb aufgefordert, sich darum zu bemühen, das Denken, Fühlen und Handeln ihrer Mitmenschen «zu verstehen». Damit meinte er nicht, dieses gutzuheissen, sondern, stets lernbegierig, offen und bereit zu sein, die eigenen Selbstgewissheiten, Vorurteile und Gewohnheiten in Frage zu stellen.

Köln

An dieser Bereitschaft mangelt es heute, gerade in der westlichen Welt, dramatisch. Nirgendwo, nicht einmal im Umgang mit Russland, tritt das so deutlich zutage wie im Verhältnis zu China. Jüngstes Beispiel dafür ist die konstituierende Sitzung des Nationalen Volkskongresses und des ihm gewissermassen beigeordneten Beratungsgremiums, der Politischen Konsultativkonferenz des chinesischen Volkes, die Anfang dieser Woche zu Ende gingen. Nach dem Parteitag der KP, der nur alle fünf Jahre stattfindet, stellt Lianghui («Zwei Sitzungen»), wie die Chinesen diese Zusammenkunft nennen, das wichtigste Ereignis im politischen Kalender des zusammen mit den USA wichtigsten Landes der Welt dar.

Gleichwohl ist die Berichterstattung in unseren Medien darüber seit je ungenügend, nahezu durchweg stereotyp und einseitig, meist sogar richtig feindselig: Chinas Staats- und Parteichef Xi Jinping sei ein zweiter Mao; das «Regime» in Peking wolle sich das demokratische Taiwan

«einverleiben», ja es strebe die Weltherrschaft an und rüste dafür massiv auf. Der Westen müsse sich möglichst schnell und so weit wie möglich von ihm abkoppeln. Mehr dürfte von der Tagung des Volkskongresses bei den meisten Menschen im Westen kaum hängengeblieben sein.

Den Tatsachen wird dies nicht einmal annähernd gerecht. Getreu dem Rat des grossen Strategen Sunzi, der da lautet: «Wenn du dich

*Für ein gesundes Wachstum des Binnenkonsums besteht noch viel Luft nach oben.*

selbst kennst und den anderen, gewinnst du jede Schlacht», hat Chinas versammelte politische Elite tief in den Spiegel sowie in die Welt hinaus geschaut – und als Ergebnis dem Land den grössten Reformschub seit Jahrzehnten verordnet. Trotz des schon seit Jahren anschwellenden

Gegenwindes aus dem Westen hatte die Staatsführung für die Erfüllung ihrer «historischen Mission», der «Renaissance der Nation», weiter auf ein wenigstens halbwegs kooperatives Umfeld gehofft. Diese Hoffnung ist jetzt endgültig verfliegen. «Westliche Länder, angeführt von den USA», so Staats- und Parteichef Xi, hätten China «umfassend eingedämmt, umzingelt und unterdrückt und ihm so nie dagewesene, schwere Herausforderungen beschert».

Als Antwort darauf rüsten die «Wolfskrieger» in Peking nun tatsächlich auf – allerdings mehr ökonomisch und technologisch als militärisch. Mit einer neuzusammengesetzten, ebenso verschworenen wie in der Praxis erprobten Regierungsmannschaft aus Technokraten um Premier Li Qiang sowie neuen staatlichen Strukturen und Institutionen will das Land der Deglobalisierung und einem Wirtschaftskrieg des Westens begegnen. Um nicht wie nahezu alle Schwellenländer in der sogenannten Falle des mittleren Einkommens hängen zu bleiben, sondern in den Kreis der hochentwickelten Länder vorstossen zu können, hatte Chinas Führung schon vor Jahren die Parole ausgegeben, von quantitativem Wachstum als Massenproduzent von Billigwaren auf qualitatives Wachstum als Hersteller von innovativen Produkten mit hoher Wertschöpfung umzustellen sowie so weit wie möglich aus eigener Kraft zu wachsen. Jetzt verdoppelt sie ihre Anstrengungen.

### Verdoppelte Anstrengungen

Die zentralen Stellschrauben sind dabei ein eigener Wirtschaftskosmos miteinander befreundeter Staaten im Rahmen der Seidenstrasse, des Brics- und SOZ-Verbunds, der einheimische Konsum und die technologische Eigenständigkeit. Den Konsum will Peking fördern, ohne damit die staatliche Verschuldung allzu sehr in die Höhe zu treiben, die Inflation anzuhetzen und die Finanzstabilität zu gefährden. Im laufenden Jahr soll die Inflationsrate ebenso wie das Haushaltsdefizit nicht mehr als drei Prozent betragen – Werte, von denen die USA und die EU nur träumen können. Die bisherige Regulierungsbehörde für Banken und Versicherungen soll, von Anleger- und Verbraucherschutzfragen befreit, in Form einer neuen, direkt bei der Regierung angesiedelten Finanzmarktregulierungs-Behörde gestärkt, sich künftig voll auf Risiken für die Stabilität des Finanzmarkts konzentrieren, die besonders von der Immobilienblase und der Verschuldung lokaler Gebietskörperschaften ausgehen.

Für ein gesundes Wachstum des Binnenkonsums besteht noch viel Luft nach oben. Chinas Pro-Kopf-Einkommen beträgt erst rund ein Viertel des Durchschnitts der OECD-Staaten. Zugleich ist es extrem ungleich verteilt. Dies will Peking mit einer Politik des «Wohlstands für alle» ändern. Der beginnende Bevölkerungsrückgang steht einem Wachstum des

einheimischen Verbrauchs nicht zwangsläufig im Wege. Zwar wirkt er einerseits dämpfend auf die volkswirtschaftlichen Einnahmen, ermöglicht andererseits aber auch Einsparungen, besonders im Bereich von Umwelt-, Energie- und generell Ressourcenverbrauch sowie bei Infrastruktur und Bau. Vor allem aber kann der Staat durch eine Erhöhung des noch niedrigen Rentenalters (Frauen: fünfzig, Männer:

### *Peking betrachtet den Aufstieg zur Hightech-Nation als «nationale Gemeinschaftsaufgabe».*

sechzig Jahre) den Rückgang des Arbeitskräfte- und damit des Wachstumspotenzials auffangen. Der Volkskongress hat das Ministerium für zivile Angelegenheiten denn auch beauftragt, sich intensiv der gesellschaftlichen Alterung anzunehmen und einen verzögerten Renteneintritt beziehungsweise die Rückkehr in die Berufswelt für Rentner zu fördern.

### «Hauptakteure der Innovation»

Das Hauptaugenmerk der Führung in Peking richtet sich jedoch auf eine Steigerung der Produktivität durch bessere Ausbildung der Arbeitskräfte, Abbau noch bestehender Schranken auf dem Binnenmarkt sowie indigenen technologischen Fortschritt. So will sie nicht nur dem Problem der Überalterung der Gesellschaft begegnen, die Arbeitseinkommen und den Binnenkonsum ankurbeln, sondern vor allem auch das qualitative Wachstum mit höherer heimischer Wertschöpfung und China zu einem Hightech-Land weiterentwickeln. Im vergangenen Jahrzehnt sind die staatlichen Ausgaben für Forschung und Entwicklung bereits von 1,2 auf 2,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts angestiegen. Jetzt nimmt Peking das internationale Spitzenniveau von 3 Prozent ins Visier.

Hinzu kommt eine weitere Reform im Regierungsapparat: Das Ministerium für Wissenschaft und Technologie soll entschlackt werden und sich künftig ganz auf die Aufgabe konzentrieren, sämtliche nationalen Ressourcen zu mobilisieren, um technologische Inno-

vationen in Schlüsselindustrien zu erzielen. Eine hochrangige Expertenkommission für Wissenschaft und Technologie beim Zentralkomitee der KP soll dem Ministerium zusätzlich mit Rat zur Seite stehen.

Wer glaubt, hier wollten sich Partei und Staat zum Ober-Innovator aufschwingen, macht es sich jedoch zu leicht: Peking betrachtet den Aufstieg Chinas zu einer Hightech-Nation als «nationale Gemeinschaftsaufgabe». Nach seiner Bestätigung im Amt als Chef der Militärkommission forderte Staatschef Xi seine Spitzenmilitärs als Erstes persönlich dazu auf, ihre Technikforschung künftig stärker mit der Privatwirtschaft zu verschränken. «Die Hauptakteure der Innovation» müssten, so Xi, dem im Westen gerne nachgesagt wird, den Privatsektor zurückdrängen zu wollen, «die Unternehmen sein». Den privaten Unternehmen des Landes versicherte er, «unverändert zu den eigenen Reihen» zu gehören. Sie müssten mit staatlichen Unternehmen «gleichbehandelt und ihre Eigentumsrechte gewahrt bleiben». Alles andere käme allerdings auch einem Selbstmord gleich.

Auf Chinas Privatwirtschaft entfallen über 90 Prozent der Marktteilnehmer, über 80 Prozent der (städtischen) Arbeitsplätze, mehr als 70 Prozent der technologischen Innovationen, mehr als 60 Prozent des Sozialprodukts und über 50 Prozent der Steuereinnahmen.

### Vorzeigeland der Digitalisierung

Mit technologischen Durchbrüchen in Zukunftstechnologien wie hochleistungsfähigen Mikrochips, künstlicher Intelligenz, Quantencomputern, Robotern, 5G-Kommunikation und Big Data will China nicht nur eine «grosse Mauer aus Stahl» (Xi) gegen militärische Attacken des Westens errichten, sondern auch von diesem weitgehend unabhängig weiter eine auskömmliche Wachstumsrate um die 5 Prozent erzielen und zugleich zum Vorzeigeland der Digitalisierung und des «Internets der Dinge» werden. Da Daten als Produktionsfaktor dabei eine Schlüsselrolle spielen, hat der Volkskongress beschlossen, bei der Nationalen Entwicklungs- und Reformkommission ein zentrales Datenbüro einzurichten, das landesweit Integration, Management, Handel und Anwendung der entsprechenden Daten optimieren soll.

Kurz: Lianghui 2023 hat die Voraussetzungen dafür geschaffen, die USA als grösste Volkswirtschaft der Welt auch nominal zu überholen. Deglobalisierung, westliche Sanktionen und ein neuer kalter Krieg können dies allenfalls verzögern, aber nicht verhindern. Und werden vor allem auf deren Urheber zurückfallen.

Stefan Baron ist Bestsellerautor und ausgewiesener Chinakenner. Sein Buch «Die Chinesen – Psychogramm einer Weltmacht», das er gemeinsam mit seiner chinesisch-stämmigen Ehefrau verfasst hat, gilt als Standardwerk zum Verständnis des Landes.



# Deutschland, wie es singt und lacht

Wenn der Star-Büttenredner der Mainzer Fastnacht die AfD als Haufen ungehobelter Arschlöcher beschimpft, jubelt das Publikum. So leicht entfesselt man eine Mitläuferorgie.

Joachim Starbatty

Die am Rhein gelegenen Städte Basel, Mainz und Köln feiern Fasnacht, Fasnacht und Karneval auf verschiedene Art und Weise. Die Basler Fasnacht beginnt am Montag nach Aschermittwoch um vier Uhr morgens mit dem Kommando «Morgestraich, vorwärts marsch!». Und die Cliques setzen sich mit Pfeifen und Trommeln in Bewegung. Dazu gehören auch Humor, Wortspiele und gepfefferte Pointen. Man nimmt Geschehnisse in Stadt und Land aufs Korn und lacht darüber.

Die Kölner und Mainzer haben ihre grossen Sitzungen mit Büttenreden und Gesang. In Köln singen die Kostümierten die kölschen Lieder mit Begeisterung mit und amüsieren sich über die Witze der Büttenredner – alles nach dem Motto: «Wir sind alles kleine Sünderlein». Die Pointen treffen, würdigen aber nicht herab. Die Redner ziehen auch sich selbst durch den Kakao.

## Schweiz am Pranger

Anders in der Prunksitzung der Mainzer Fastnacht: «Mainz, wie es singt und lacht». In Mainz ist man stolz auf eine Besonderheit: die politische Büttenrede. Im Unterschied zu Köln sehen sich die Redner aber nicht als «kleine Sünderlein». Sie wissen vielmehr, wie die Welt auszu- sehen hat. Sie teilen sie auf in Schwarz und Weiss, Dumm und Klug. Und wehe dem, der auf der falschen Seite steht.

Der Star unter den politischen Büttenrednern ist Lars Reichow. Seit mehr als einem Jahrzehnt breitet er Jahr für Jahr vor einem Millionenpublikum seine politische und moralische Sicht der Dinge aus. Wer da nicht hineinpasst, wird niedergemacht. So das britische Königshaus; seine Witzchen darüber gehören allerdings in die unterste Schub- lade. Auch die Schweiz bekommt ihr Fett weg. Die Kumpanei und Bestechlichkeit in internationalen Organisationen wie der Fifa und dem Internationalen Olympischen Komitee (IOC) spiest er auf und macht die Schweiz zu deren Komplizen. Auf Belege verzichtet er. Allein dass diese Organisationen ihren Sitz in der Schweiz

haben, reicht aus, um das Land an den Pranger zu stellen.

Nicht zu bremsen ist Reichow, wenn es gegen rechts geht. Seit Jahren hat er die AfD auf seiner Abschussliste. Da er dieses Mal keine politischen Fehltritte ausfindig machen konnte, hat er sich die Mitglieder der AfD-Bundes-

*Sie wissen, wie die Welt auszusehen hat. Sie teilen sie auf in Schwarz und Weiss, Dumm und Klug.*

tagsfraktion vorgenommen. Das Ende seiner Tirade lautete: «Ein Haufen ungehobelter Arschlöcher.» In diesem Moment geschieht etwas Überraschendes: Der ganze Saal steht auf, jubelt und zollt Reichow stehend Beifall. Der Sitzungspräsident dankt dem Redner für eine Sternstunde der politischen Büttenrede. Bei einem Blick in das Abgeordnetenverzeichnis des Deutschen Bundestages hätte Reichow wissen können, dass die Abgeordneten der AfD vor ihrer Parlamentstätigkeit einen Beruf ausgeübt haben, während das bei den Mitgliedern der übrigen Fraktionen nicht die Regel ist. Doch an Fakten, die seine Vorurteile



Orwell sah es kommen: Büttenredner Reichow.

ins Wanken bringen könnten, ist er nicht interessiert. Reichow hätte sein Publikum mit zündenden Bonmots über die derzeitige Politik unterhalten können. Aber er verliert kein Wort über Annalena Baerbocks feministische Aussenpolitik, über ihre Bemerkungen in Nigeria zu frauen- und kindergerechten Stand- orten für Toiletten in dörflichen Regionen – nicht gerade ihr Metier. Nichts dazu, wie sie Putin aufforderte, seine Politik um 360 Grad zu drehen.

## Wandel der Grünen zur Kriegspartei

Auch die grüne Wirtschafts- und Energie- politik Robert Habecks hätte Reichow vor- führen können. Habeck will Deutschland komplett von russischem Erdgas und Erdöl unabhängig machen und spricht daher bei arabischen Scheichs vor. Über seinen Bückling bei der Begrüssungszeremonie wurde schon viel gewitzelt. Will er in Zukunft weiter buckeln, wenn Öl und Erdgas knapp bleiben?

Reichow hätte den Wandel der Grünen von einer Pazifismus-Partei zur Kriegspartei aufs Korn nehmen können. Nach Auffassung der Grünen kann Deutschland jetzt ja nicht rasch genug Waffen und Munition an die Ukraine liefern. Haben die Grünen vergessen, dass sie früher auf die Frage in dem berühmten Fragebogen von Marcel Proust – «Welche militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten?» – meist antworteten: «Desertion?»

Themen für eine packende politische Büttenrede hätte Reichow reichlich finden können. Erstaunlich bei «Mainz, wie es singt und lacht» ist aber das Publikum selber. Es applaudiert stehend zu den Vorgaben des Mainstreams. Dies erinnert an George Orwells Parabel «Animal Farm» (1945), in der die Schafe mit Inbrunst die Slogans der herrschenden Schweine skandieren.

Joachim Starbatty ist emeritierter Ökonomie- professor der Universität Tübingen. 2014–2019 war er Mitglied des Europäischen Parlaments.

# Den Blödsinn will keiner sehen

«Strong female lead»: Talentierte Schauspielerinnen wenden sich von feministischen Rollen ab.



Schwindende Zuschauerzahlen bei den Oscars, Filme, die es nicht mehr schaffen, die Massen ins Kino zu locken – und vielleicht ist ja das ein Grund: die feministische Auslegung des *strong female lead*, der starken weiblichen Hauptrolle. Sie ist im progressiven Hollywood so angesagt wie Avocadobrötchen und Yoga.

Tatsache ist, im Comic-Genre waren Frauen als Superheldinnen in der Vergangenheit unterrepräsentiert. Einerseits, weil in den Plots mehrheitlich Superhelden die Welt retten. Andererseits lösen Catwoman oder Wonder Woman bei vielen keine funkensprühende Erregung aus, ganz anders Thor, Superman und Co. Um das zu ändern (und den Geschmack des Publikums zu korrigieren), setzen die Studiobosse seit einer Weile auf Produktionen mit *strong female lead*. Und bei allem Verständnis für mehr Superheldinnen – sie benützen dafür eine Fixfertigrezeptur, die sie weiblichen Charakteren überstülpen und die jeden eingefleischten Kinofan das Weite suchen lässt: Sie weiss alles, kann alles, ist supertaff, hat keine Mankos, und alle anderen – sprich: Männer – sind dumm.

Fürs Hineinschlüpfen in diese unterkomplexen Rollen bedarf es keiner grossartigen Begabung. Stinklangweilig präsentiert sich das nicht nur für den Zuschauer, man stiehlt damit vor allem den Frauen das Brillieren im Film. Schauspielerin Emily Blunt fasst das Elend so zusammen: «Es ist das Schlimmste überhaupt, wenn du ein Drehbuch öffnest und die Worte <strong female character> liest», erklärte sie bei *Indie Wire*. «Da rolle ich mit den Augen. Da bin ich schon raus. Es langweilt mich.» Man müsse permanent taff spielen und taffe Dinge sagen.

Tja. Wenn es Filmemachern nicht um die bestmögliche Geschichte geht, sondern um *female empowerment* oder darum, Fehler aus der Vergangenheit wiedergutzumachen, scheint das Rezept für talentierte Schauspielerinnen nicht aufzugehen.

Es gibt etliche Beispiele. Um sich einer Kampftruppe anzuschliessen, gibt sich das Mädchen in der Live-Action-Verfilmung «Mulan» (2020) als Junge aus, sie ist kleiner und schwächer als die trainierten Krieger, besitzt keinerlei Erfahrung, trotzdem kämpft sie besser und ist imstande, alle zu besiegen –

*Sie weiss alles, kann alles, hat keine Mankos, und alle anderen – sprich: Männer – sind dumm.*

wegen irgendeines vererbten Gens. Im Disney-Original «Mulan» (1998) musste Mulan noch, um an die Männer anzuknüpfen, hart an sich arbeiten und kreative Ideen entwickeln.

In der Serie «She-Hulk» (2022) verwandelt sich Hulks Cousine in eine Superheldin, am ersten Tag schon übertrifft sie Hulk in allen Disziplinen, ist besser als er in all den vergangenen Jahren zusammen. Der Charakter des Original-Hulk ist vielschichtig, Zerstörungswut schlummert gleich neben Sensibilität und gerät zuweilen ausser Kontrolle. Solche Feinheiten fehlen She-Hulk, und selbstverständlich kann sie ihre Wut kontrollieren: «Ich tue es ständig [...]. Wenn mir inkompetente Männer mein eigenes Fachgebiet erklären.» Auch

diese Botschaft fehlt nicht. Die hundert Millionen teure Produktion «Batgirl» (2022) war offenbar so unverträglich, dass sie trotz fertiggestelltem Dreh eingestellt wurde. In den Testvorführungen fiel sie radikal durch.

Die klassische Entwicklungsstory vieler männlicher Original-Hauptrollen – als Junge gemobbt, Selbstoptimierung bis zum Äussersten, Durchsetzungsfähigkeit mittels harter Arbeit – fällt bei den modernen Superheldinnen weg; sie werden schon als perfekte Wesen geboren, ohne die geringste Einschränkung. Diese Rollenzeichnung vermittelt den Eindruck, als seien Frauen nicht fähig, mit Herausforderungen umzugehen, als müssten sie vor Versagen oder Fehlern geschützt werden. Dafür, dass diese Umsetzung das Resultat feministischer Filmdebatten ist, dünkt mich das ziemlich antifeministisch. Die Frauen, die ich kenne, sind in der Lage, schwierige Situationen zu meistern.

Der Trend, Frauen stets als taff und Männer als planlose Trottel darzustellen, lässt sich auch beim Streaming beobachten. Im Netflix-Thriller «Viking Wolf» jagen zwei Polizisten einen Werwolf. Der Herr Kollege macht sich bei jedem Schritt ins Hemd, in einer Szene wagt er sich nicht in die Höhle, während sie supertapfer ins dunkle Loch stapft – und sowieso immer den Durchblick hat. Die neuen Heldinnen sind so perfekt, man kommt sich vor wie ein verschupftes Hascherl daneben.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

# Kapitäne ohne Kompass

Selten wurden Schweizer Parteipräsidenten so vorgeführt wie in der Neutralitätsdebatte. Obwohl sie die Medien hinter sich hatten, gingen sie im Parlament unter.

Marcel Odermatt

**D**ie Präsidenten von SP, Mitte und FDP erklärten in den vergangenen Monaten ständig, die Schweiz müsse die Wiederausfuhr von Kriegsmaterial in die Ukraine erlauben. Nun sind die Kapitäne Mattea Meyer, Cédric Wermuth (beide SP), Gerhard Pfister (Mitte) und Thierry Burkart (FDP) mit ihren ambitionierten Plänen sowohl im Stände- als auch im Nationalrat gekentert. Selbst der Bundesrat, der jede EU-Sanktion gegen Russland brav mitträgt, erteilte dem neutralitätspolitisch hochproblematischen Ansinnen eine Absage.

## Solidarität mit Brüssel

Die erstaunlichste Wandlung vollzog die SP, jene Partei, die in den letzten Jahrzehnten alles unternahm, um die Armee und die heimische Rüstungsindustrie zu schwächen. Sie wollte Kriegsmateriallieferungen sogar ohne Beschluss des Uno-Sicherheitsrats ermöglichen, trotz namhaften Kritikern in den eigenen Reihen, darunter die ehemalige Aussenministerin Micheline Calmy-Rey, der «Gruppe für eine Schweiz ohne Armee»-Mitbegründer Andreas Gross sowie Ständerat und Rechtsprofessor

Bern

Daniel Jositsch. Ihre Botschaft: Als neutraler Staat dürfe man keine Waffenlieferungen tätigen, auch wenn andere Länder dies als moralisch fragwürdig kritisieren würden. Der «freiwillige Gewaltverzicht» der Schweiz habe «einen Wert an sich».

Warum die SP-Granden mit ihren Argumenten beim jungen SP-Führungsduo Meyer und Wermuth nicht durchdrangen, darüber

*Auch Mitte-Präsident Pfister, der vor einem Jahr die Debatte entfacht hatte, lief auf Grund.*

lässt sich nur spekulieren. Eine Rolle spielte sicher die EU-Hörigkeit der Sozialdemokratie. Böse Zungen im Bundeshaus sprechen davon, dass einige Fraktionsmitglieder ihre Hilfsbereitschaft für die Ukraine nur vorgaukelten. In Wahrheit ginge es ihnen um Solidarität mit der EU. Sie wollten Brüssel entgegenkommen und ein weiteres Mal demonstrieren, dass die Schweiz in der Kolonne brav mitmarschiert.

Für diese Deutung spricht, dass ausgerechnet jene Kräfte, die der EU beitreten möchten, sich an

vorderster Front für eine weitere Aufweichung der Neutralität starkmachen. Laut dem Baselbieter SP-Nationalrat Eric Nussbaumer handelt es sich um die «Unterstützung von Nachbarstaaten, die Freiheit, staatliche Souveränität und Demokratie gegen einen Friedensbrecher verteidigen wollen».

Nichts von solchen Beschwörungen hält SP-Bundespräsident Alain Berset. In einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* sprach er sich für eine Verhandlungslösung aus – «je früher, desto besser» – und erklärte, er verspüre «in gewissen Kreisen einen Kriegsrausch». Kämen solche Aussagen aus der SVP, würden Linke von «Putin-Verstehern» reden. Darauf angesprochen, geht SP-Co-Präsidentin Mattea Meyer auf Distanz zu ihrem Bundesrat. «Wir alle wünschen uns, dass der Frieden heute und nicht erst morgen kommt. Es gibt nur einen, der den Frieden verhindert: Putin. Friedensverhandlungen stehen mit ihm leider in weiter Ferne.»

Gleichzeitig verteidigt sie die Position ihrer Fraktion bei den Waffenlieferungen: «Ländern wie Deutschland oder Spanien soll es in eng gefassten Ausnahmefällen und im Falle der völkerrechtlichen Selbstverteidigung möglich sein,



**EU-Hörigkeit:**  
SP-Spitze Wermuth (l.), Meyer.



**«Gewaltverzicht»:** Dissident Jositsch.



**Seitenhiebe:** Mitte-Kontrahenten Hegglin (l.), Pfister.



**Ambitionierte Pläne:** FDP-Burkart.

aus der Schweiz gekauftes Kriegsmaterial an die Ukraine weiterzugeben.»

Doch nicht nur die Sozialdemokraten erlitten Schiffbruch. Auch Mitte-Präsident Gerhard Pfister, der vor einem Jahr die ganze Debatte entfacht hatte, lief auf Grund. Ohne Unterlass hatte er für eine Aufweichung der Exportrichtlinien gewebelt, ja sogar behauptet, die Schweiz werde von der Ukraine mitverteidigt, weshalb es im Landesinteresse sei, die Verteidigung der Ukraine zu unterstützen.

In der laufenden Session kam diese Erzählung auf den Prüfstand. Und es zeigte sich, dass die Haltung von Pfister in der eigenen Partei auf maximalen Widerstand stösst. Heidi Z'graggen, Urner Ständerätin und ehemalige Mitte-Bundesratskandidatin, zerpflückte in der Debatte im Stöckli eindrücklich die Argumentation ihres Präsidenten. Das Neutralitätsrecht verbiete es, «in einem Konflikt das Kräfteverhältnis zwischen den kriegsführenden Parteien zu beeinflussen».

### Journalisten bejubeln Burkarts Kurs

Zur Neutralität merkte Z'graggen an: «Die Schweiz distanziert sich von Konflikten als Mittel der Politik und fordert Frieden ein. Unsere Neutralität liegt damit in den Interessen der Staaten Europas und der Welt.» Beistand erhielt sie vom Zuger Mitte-Ständerat Peter Hegglin: «Ich höre vom Bundesrat keine Aufforderung in Richtung Konfliktminderung oder Beendigung der Kriegsführung.» Das vermisste er stark. Die Eidgenossenschaft solle ihre «über Jahrhunderte sorgfältig aufgebaute und wirkungsvolle Neutralitätspolitik nicht aus einer momentanen Stimmungslage fallen lassen», so Hegglin.

Deutlicher hätte der Seitenhieb von Hegglin an Parteichef Pfister nicht ausfallen können. Doch Pfister kann nicht mehr zurück, zu gross wäre sein Gesichtverlust. Stattdessen retweetete er Wortmeldungen, die den demokratischen Entscheid des Parlaments als «peinlich» herabwürdigten. Und an seine Ständeratskollegen gerichtet meinte er: «Ein paar Voten im Ständerat haben mir Antworten auf meine Frage gegeben, ab wann Neutralität unanständig wird.»

Das war sicher kein Beitrag, um die Stimmung in der Mitte-Partei zu heben. Darauf angesprochen, sagte Z'graggen: «Ich habe, ehrlich gesagt, keine Ahnung, was Gerhard Pfister mit dieser Aussage bewirken wollte.»

Während Waffenlieferungen in der SP und Mitte hoch umstritten sind, kann FDP-Chef Burkart auf fast geschlossene Unterstützung durch seine Parteikollegen zählen. Auch die Journalisten bejubeln seinen Kurs. Trotzdem wurden dem ehrgeizigen Ständerat aus dem Aargau die Grenzen aufgezeigt.

Wermuth, Meyer, Pfister und Burkart – oder ein Krieg, der auch in der Schweiz viele politische Verlierer produziert.

## Se non è vero, è ben trovato

Kurt W. Zimmermann vergleicht mich mit Medienmogul Rupert Murdoch. Das ist irreführend.

Pietro Supino

Der legendäre Medien-Kolumnist Kurt W. Zimmermann hat in der *Weltwoche* vom 2. März 2023 an dieser Stelle mit gewohnter Verve einen seiner Meinungsbeiträge publiziert. Die zum Ausdruck gebrachte Kritik an der finanziellen Entwicklung von Tamedia ist zu akzeptieren.

Nicht akzeptabel sind Falschmeldungen und die Vermischung von Themen, zwischen denen es keinen Zusammenhang gibt. Als Sportsgeist bietet Kurt W. Zimmermann die Möglichkeit zur Richtigstellung. Der angestellte Vergleich mit Rupert Murdoch und seiner weltumspannenden News Corp. mag gross gedacht sein. Ein Bezug zur TX Group, zu der Tamedia gehört, bleibt unergründlich. Sie ist unendlich viel kleiner. Sie ist auch heterogener und dezentral organisiert.

### Geistige Pirouette

Die TX Group fungiert als Holding, sie führt keine Geschäfte. Die Wertschöpfung entsteht in den Unternehmen und Beteiligungen der Medien- und Technologie-Gruppe auf ihren jeweiligen Märkten. Sie haben alle ihren CEO und einen eigenen Verwaltungsrat. Die Gruppe hat ihrerseits einen Verwaltungsrat. Das gut strukturierte und langfristig engagierte Aktionariat verfolgt die Geschäftsentwicklung ebenfalls mit interessiertem und wachen Augen. Das alles hat seinen Wert und führt zu einer gewissen Komplexität. Sicher fehlt es nicht an *checks and balances*, wie Kurt W. Zimmermann es unterstellt.

In einer geistigen Pirouette dreht er seine Geschichte zum Vorwurf menschlicher Defizite weiter. Er zeichnet ein Bild von Illoyalität gegenüber verdienten Führungskräften und behauptet, der frühere Chefredaktor der angesehenen Wochenendbeilage *Das Magazin* sei unter dem Druck der Empörung aufgrund von Sexismus-Vorwürfen geopfert worden. Die vor einem Monat von einer Redaktorin im deutschen Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* veröffentlichten Vorwürfe seien weitgehend «erstunken und erlogen». Aber der Chefredaktor sei aus Opportunismus «wie eine heisse Kartoffel fallen gelassen» worden.

In Wirklichkeit erfolgte die Trennung im letzten Sommer, also neun Monate vor der Veröffent-

lichung der Vorwürfe im *Spiegel*. Zuvor waren diese Gegenstand einer externen Untersuchung. Tatsächlich wurden am Ende die meisten Anschuldigungen nicht bestätigt. Aber es wurden Verhaltensweisen festgestellt, die mit den anerkannten Grundwerten des Unternehmens unvereinbar sind. Das ist unbestritten. Darum kam es zur Trennung.

Vollkommen unabhängig vom Konflikt beim *Magazin* wurden die Redaktionen von Tamedia in der deutschen Schweiz Anfang März neu organisiert. Dazu übernahm Kurt W. Zimmermann, wie zuvor schon die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, eine frei erfundene und in der Zwischenzeit korrigierte Darstellung aus der *Neuen Zürcher Zeitung*. Demnach wäre irreführend «vorgespiegelt» worden, der Vorgesetzte des früheren *Magazin*-Chefredaktors sei im Zuge der Reorganisation «entmachteten worden» und «hätte gehen müssen, weil er im MeToo-Umfeld versagt habe». Wiederum aus Opportunismus sei angesichts der Sexismus-Vorwürfe so getan worden, als hätten «Köpfe rollen» müssen.

### Umsichtig und sorgfältig

Richtig ist: Die organisatorischen Änderungen und der damit einhergehende Generationenwechsel an der Spitze des *Tages-Anzeigers* sind von langer Hand umsichtig und sorgfältig geplant worden. Das ist für jeden Sachverständigen leicht nachvollziehbar. Die Überlegungen dahinter wurden intern und extern ausführlich dargelegt. Dabei wurde namentlich die aussergewöhnliche Leistung von Arthur Rutishauser als langjähriger Chefredaktor von Tamedia gewürdigt. Er genießt eine grosse Wertschätzung und das Vertrauen des Verwaltungsrats. In der Führung von Tamedia hat niemand so getan, als ob sein kluger Kopf hätte rollen müssen. Im Gegenteil, er wird gebraucht. Als Chefredaktor der *Sonntagszeitung* bekleidet er weiterhin eine Schlüsselposition.

Bleibt die Erkenntnis: «Se non è vero, è molto ben trovato» (Giordano Bruno 1548–1600).

Pietro Supino ist Verwaltungsratspräsident der TX Group und Verleger von Tamedia.

# Rettet die Globalisierung vor ihren falschen Freunden

Arbeitsteilung und Handel haben Milliarden Menschen aus der Armut geführt. Jetzt bedroht Machtpolitik diese Erfolgsgeschichte.

Lars P. Feld

Freiburg

**K**aum ein Tag vergeht, an dem nicht über die internationalen Wirtschaftsbeziehungen geredet wird. Von Deglobalisierung ist die Rede, von einer Rückverlagerung von Produktion nach Europa, von der Souveränität Europas insbesondere handelspolitisch, von einem Schutz vor Direktinvestitionen in sicherheitsrelevanten Bereichen, subtiler noch: von «fairem» Handel oder *friend-shoring*, dem Handel mit befreundeten Staaten.

Das Ende der Globalisierung – so oder so ähnlich lässt sich der Tenor dieser Diskussionen zusammenfassen. Dabei war nach dem Fall des Eisernen Vorhangs vor dreissig Jahren noch vom Ende der Geschichte die Rede. Löst eine neue Übertreibung die alte ab?

In der Tat muss man feststellen, dass die alte Weltordnung zusammengebrochen ist. Der Ukraine-Krieg ist der traurige Höhepunkt einer Entwicklung, die vermutlich ein Jahrzehnt nach dem Ende des Kalten Krieges eingesetzt hat und nicht zufällig mit dem Amtsantritt Putins als Präsident Russlands zusammenfällt.

## Finnlandisierung Südostasiens

Die alte Weltordnung war als Prozess friedlicher Koexistenz gestaltet, nachdem die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion in der Kubakrise nahe an den Beginn eines Krieges geraten waren. Mit der Helsinki-Akte von 1975 folgten Schritte der Entspannung und Abrüstung, einer zunehmenden Kooperation, nicht zuletzt im Aussenhandel der beiden Blöcke. Rückblickend scheint dieser Prozess zielgerichtet auf den Fall des Eisernen Vorhangs zuzulaufen, obwohl die Geschichte nicht derart deterministisch ist.

Mit der Wahl Putins zum russischen Präsidenten, der schon bald etwa mit der Beseitigung zarter Pflänzchen des Föderalismus in Russland seine Macht konsolidierte, begann das allmähliche Abrücken Russlands von dieser Weltordnung, eskalierte mit der Besetzung



Ende der friedlichen Koexistenz? Josef Scharls «Theaterpause» (1930).

der Krim im Frühjahr 2014 und ist mit dem Überfall Russlands auf die Ukraine im vergangenen Jahr offensichtlich.

Wichtiger noch dürfte aber der weltpolitische Aufstieg Chinas sein. China war nie umfänglich in die Weltordnung einer friedlichen Ko-

*Die westlichen Wirtschaftsnationen errichten hohe Hürden, um ihre Interessen zu verfolgen.*

existenz von Staaten eingebunden. Der Westen hatte die Hoffnung, China durch Handel und Direktinvestitionen so einzubinden, dass es einen allmählichen Übergang zu Demokratie und Rechtsstaatlichkeit schaffen und dabei ein friedliches Zusammenleben mit seinen Nach-

barn erreichen würde. Diese Hoffnung besteht heute kaum mehr. China ist zunehmend nationalistisch und expansionistisch geworden. An der Demarkationslinie zwischen China und Indien vom Anfang der 1970er Jahre finden seit einiger Zeit bewaffnete Auseinandersetzungen statt. China bedroht Taiwan zunehmend. Die Philippinen leiden immer wieder unter Seeblockaden durch chinesische Fischereiflotten oder die chinesische Marine. Es droht eine Finnlandisierung Südostasiens, die der Westen nicht einfach hinnehmen kann.

## Abhängigkeiten von China

Diese kurze Charakterisierung der jüngeren Entwicklung legt in der Tat den Schluss nahe, dass die Globalisierung zu ihrem Ende gekommen ist. Gemäss den Informationen der



Datenbank von Simon Evenett an der Universität St. Gallen nimmt der Protektionismus in der Welt seit der Finanzkrise zu. Dementsprechend ist die Globalisierung seit dem Jahr 2008 zum Stillstand gekommen, der internationale Handel stagniert – von kurzfristigen Schwankungen abgesehen.

Die hochentwickelten westlichen Wirtschaftsnationen errichten hohe aussenwirtschaftliche Hürden, um ihre sicherheitspolitischen Interessen zu verfolgen. Dabei geht es vor allem um Abhängigkeiten von China bei der Lieferung von Rohstoffen, Zwischen- und Endprodukten sowie dessen Bedeutung als Absatzmarkt für westliche Produkte. Der Aussenhandel mit Russland lässt sich hingegen leichter unterbrechen, da die russische Wirtschaft für den Westen vor allem Rohstofflieferant ist.

Aus der Analyse der aktuellen aussenpolitischen Lage den Schluss eines Endes der Globalisierung zu ziehen, ist jedoch verfrüht. Gewiss, Handel kann keine Aussenpolitik ersetzen und ist nicht wirkmächtig genug, um umfassende Demokratisierungsprozesse zu bewirken. Gleichwohl steigern freier Handel und freier Kapitalverkehr Wohlstand und Einkommen in den beteiligten Ländern.

### Bewaffnete Konflikte vermeiden

Die Globalisierung nach dem Zweiten Weltkrieg und insbesondere nach dem Fall des Eisernen Vorhangs hat eine enorme Anzahl von Menschen aus der Armut in bessere Lebensumstände geführt. Keine Verteilungspolitik kann für sich in Anspruch nehmen, ähnlich effektiv gegen Armut in der Welt zu wirken wie die Teilhabe der Menschen weltweit an der internationalen Arbeitsteilung.

Die Anzahl der Menschen in extremer Armut sank gemäss den Angaben der Weltbank von rund zwei Milliarden Personen im Jahr 1990 auf 648 Millionen im Jahr 2019 – dies bei einer Zunahme der Weltpopulation von 5,3 Milliarden Menschen 1990 auf 7,8 Milliarden im Jahr 2020. Mit der Corona-Pandemie gab es einen Anstieg absoluter Armut um rund 70 Millionen Personen, den es mit dem Ende der Corona-Beschränkungen zu korrigieren gilt.

Die neue Dominanz der Aussen- und Sicherheitspolitik bedeutet zudem keineswegs, dass der Prozess der Globalisierung zu Ende ist. Die aktuellen Entwicklungen zeigen vielmehr, wie wichtig es ist, über eine gezielte Abschreckung durch die westlichen Demokratien den nationalistischen Expansionsdrang autokratischer Staaten einzudämmen.

Das Ziel der aussenpolitischen Strategien muss es sein, bewaffnete Auseinandersetzungen zu vermeiden, gerade um weiterhin Handel mit diesen Staaten treiben und in diesen Ländern investieren zu können. Jede dieser Investitionen ist vor dem veränderten

aussen- und sicherheitspolitischen Hintergrund neu auf ihre Risiken hin zu überprüfen – und zwar von den jeweiligen Unternehmen selbst. Der zuweilen geforderte Rückzug von multinationalen Unternehmen aus China ist überzogen.

Dabei ist es wichtig, zu erkennen, dass über die wirtschaftlichen Beziehungen keine sonstigen politischen Forderungen transportiert werden können. Politisch-moralische Ansprüche, wie sie im deutschen Lieferketten-gesetz enthalten sind, überschätzen den Einfluss ausländischer Unternehmen in autokratischen Staaten. Würde der Westen seine politisch-moralischen Ansprüche zu hoch ansetzen, bliebe wenig Handel übrig. Wenn man

### *Ein Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und der EU zusätzlich zu den Bilateralen wäre zielführend.*

seine Ansprüche zu hoch ansiedelt, hat man irgendwann keine Freunde mehr. *Friend-shoring* kann für umfassende Handelsabkommen gelten und dabei die Frage ins Spiel bringen, wie es der entsprechende Staat mit dem Westen hält. Es ist die Sicherheitsrelevanz, die zu Einschränkungen von Handelsaktivitäten Anlass geben kann. Es geht nicht darum, ob man einen Staat sympathisch findet.

Gleichwohl gilt hinsichtlich der Sicherheitsrelevanz, dass diese Forderung nicht zum Einfallstor für Protektionismus werden darf. Nach der Verschärfung des Aussenwirtschaftsrechts in der EU und dessen Umsetzung in nationales Recht scheiterte Anfang 2021 eine Übernahme des französischen Supermarktkonzerns Carrefour durch die kanadische Alimentation Couche-Tard an einem angedrohten Veto der französischen Behörden. Die Eigenständigkeit Frankreichs bei der Nahrungsmittelversorgung stehe auf dem Spiel – so die sicherheitspolitische Begründung von Wirtschafts- und Finanzminister Bruno Le Maire. Dies erinnert an die gescheiterte Übernahme von Danone durch Pepsico im Jahr 2005. Französischer Protektionismus wusste schon immer das Sicherheitsargument zu bemühen.

Was ist also zu tun? Es gilt, die Vorteile des internationalen Handels, der internationalen Investitionstätigkeit, der Globalisierung zu sichern. Globalisierung ist nicht am Ende, sie braucht aber eine neue Dynamik durch eine neue Handelspolitik. Dazu gehören die Abschlüsse neuer Handelsabkommen, die bei weitem nicht den Ambitionen gescheiterter Abkommen, wie dem europäisch-amerikanischen Abkommen TTIP, entsprechen müssen.

Jeder Schritt der Handelsintensivierung auf einer niedrigeren Schwelle ist begrüssenswert. Dies gilt vor allem für den Handel zwischen den Vereinigten Staaten und der Europäischen

Union, aber ebenso für die aussenwirtschaftlichen Beziehungen zwischen der EU und dem Vereinigten Königreich oder der Schweiz.

Ein Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und der EU zusätzlich zu den bilateralen Verträgen wäre zielführend. Die EU-Mitgliedstaaten sollten zudem das Abkommen mit dem Mercosur möglichst bald ratifizieren und die Verhandlungen mit anderen Staaten, etwa Neuseeland und Australien, zu einem guten Ende bringen.

### Vorteil des freiwilligen Tauschs

Bilaterale Abkommen können allerdings die Ordnung des multilateralen Handelssystems nicht ersetzen. Regionale Präferenzabkommen zwischen einzelnen Wirtschaftsräumen tendieren dazu, andere zu diskriminieren. Vor allem kleinere Staaten haben dadurch Nachteile. Das durch die Welthandelsorganisation (WTO) festgelegte Prinzip der Meistbegünstigung ist wesentlich für Nichtdiskriminierung. Trotzdem braucht die WTO einen Neustart.

Handel kann keinen Frieden schaffen. Das bleibt Aufgabe der Politik, im ungünstigsten Fall eine militärische Aufgabe. Jedoch: In einem Umfeld friedlicher Koexistenz gedeihen Handel, internationale Kooperation und der damit verbundene Wohlstand. Ökonomie stellt auf den freiwilligen Tausch zum gegenseitigen Vorteil ab. Ist der Tausch nicht zum gegenseitigen Vorteil, dann findet er freiwillig nicht statt. Ist Tausch freiwillig, dann ist er zum gegenseitigen Vorteil. Zwang ist diesem Kalkül fremd.

Lars P. Feld ist Professor für Wirtschaftspolitik und Ordnungsökonomik an der Universität Freiburg i.Br. und Direktor des Walter Eucken Instituts daselbst. Er war von 2011 bis 2021 im Rat der «Wirtschaftswissen».



## Freiheit der Wirtschaft

Nr. 9 – «Die offene Gesellschaft und ihre Feinde»  
Editorial von Roger Köppel

Ihr Plädoyer für die «offene Gesellschaft», das sich über weite Strecken wie ein Plädoyer für freien Welthandel liest, steht im Widerspruch zu einer unübersehbaren Vielzahl von Berichten und Kommentaren zu den Problemen, die die uneingeschränkte Immigration von Menschen aus anderen Kulturkreisen in unsere westlichen Gesellschaften verursacht (in derselben Ausgabe plakativ überschrieben mit «Achtung, die Nordafrikaner kommen»). Wenn die freie Zufuhr von Rohstoffen aus Nordafrika ein «weltweites Wunder an Frieden und Wohlstand» herbeiführt, warum dann nicht auch der freie Zustrom von jungen Männern, die hier ihre Arbeit als Ware anbieten? Weil dieser zu gesellschaftlichen Konflikten und kultureller Erosion führt? Dann gilt dasselbe aber bitte auch für brasilianische Rinderhälften, die mit Hormonspritzen von Indios billig produziert werden und den wuschelohrigen Schweizer Kühen die gute Laune verderben. Ihr Einsatz für die Freiheit, besonders für die Meinungsfreiheit, hat mich veranlasst, die *Weltwoche* zu abonnieren. Nun möchte ich Ihnen dennoch zurufen, dass totale Freiheit in der Ökonomie zur Versklavung von Völkern und Menschen durch das internationale Kapital führt. Die Freiheit der Wirtschaft muss immer wieder verteidigt werden, durch demokratisch zustande gekommene Regeln, die Wettbewerb und Mitbestimmung erhalten. Gerne auch auf dem Weg von Volksabstimmungen wie in der Schweiz. *Reinhard Jung, Lennewitz (D)*

Sir Karl R. Popper sagte 1965 zu seinen Studenten, dass wir dümmer seien als je zuvor und un-

kritisch dem gegenüber, was zu glauben gerade modern ist. Die Propaganda der Linken, sowohl Grünen wie Roten, bestärkt den Glauben an die Unmenschlichkeit unserer Welt. Historisch betrachtet, ist jedoch unsere offene Gesellschaft die beste und gerechteste Gesellschaft, die es bislang auf dieser Erde gegeben hat.

*Peter Meier, Volketswil*

## Wachsender Unmut

Nr. 10 – «Bundesrätin ohne Grenzen»  
Marcel Odermatt über Asylministerin Baume-Schneider

Die Einladung für Asylanten von den Linken hatten wir früher schon. Heute ist die Schweiz total überbevölkert, aber das interessiert die Guten nicht, leben die meisten von ihnen doch äusserst privilegiert. Als Rentnerin muss ich 100 Prozent meiner AHV sowie die Rente versteuern, dazu kommt die Bundessteuer. Ich habe mein ganzes Leben voll gearbeitet, aber so weiss ich wenigstens, wo meine Steuern hinfließen. Gute Nacht für die junge Bevölkerung.

*Nelly Hägi, Niederrohrdorf*

Der Unmut in der Bevölkerung wächst unaufhaltsam. Und nun sollen Menschen der untersten sozialen Stufe durch Wohnungskündigungen auf die Strasse gestellt werden. Diese Menschen haben ein Recht auf eine Unterkunft. Es wird höchste Zeit, das bestehende Ausschaffungsrecht von abgewiesenen Asylanten rasch und ohne Wenn und Aber zu vollziehen. Dass es für echte Flüchtlinge Platz braucht, steht ausser Frage. Dass zwei Drittel der Asylsuchenden nicht an Leib und Leben bedroht sind und nur ein angenehmeres Leben in unserem modern ausgebauten Sozialsystem suchen, ist selbst in linken Kreisen kein Tabu

mehr. Wenn sich heute der gehobene Freisinn für weniger Mieterschutz aufspielt, sind es doch vorwiegend ihre Leute, die eine Zweit- und Ferienwohnung besitzen.

*Paul Eschbach, Diegten*

## Félicitation!

«Weltwoche daily»  
Roger Köppel singt Chet Baker

Böse Menschen haben keine Lieder. Wie schön zu hören, wenn jemand singt, ohne sich gleich umzuschauen in der Angst, sich verstecken zu müssen. *Félicitation!* In Zürich gibt es hervorragende Chöre, man sucht immer wieder gute Tenöre; das wär' doch was in Ergänzung zu den Liegestützen. Meine Frau und ich sind immer wieder beeindruckt von Ihrer Sendung, die wir uns in unserem ligurischen Exil jeden Morgen anhören. Ich war Konzertsänger, habe viele Liederabende in ganz Europa gegeben, zuletzt zu meinem 75. Geburtstag mit Schuberts «Winterreise» in Frankreich.

*Lothar Freiburg, Imperia (I)*

## Korrigenda

Nr. 10 – «Liebe Valérie Dittli»  
Kolumne von Peter Rothenbühler

Leider haben wir in der Kolumne von Peter Rothenbühler fälschlicherweise statt der Waadtländer Staatsrätin Valérie Dittli ihre Schwester abgebildet, die Zuger Regierungsrätin Laura Dittli. Für diese Verwechslung bitten wir um Entschuldigung. *Die Redaktion*

**Leserbriefe:** Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Traute Lafrenz (1919–2023) Ernst Tugendhat (1930–2023)



*Letzte Überlebende der «Weissen Rose»:* Traute Lafrenz.

Als Traute Lafrenz im Sommer 1939 während eines Velo-Ausflugs in der Schweiz einen jungen Mann namens Alexander Schmorell kennenlernte, konnte sie nicht ahnen, welche wichtige Rolle er in ihrem Leben spielen würde. Er ermöglichte ihr später den Zutritt zur Widerstandsgruppe «Weisse Rose», die mit Flugblättern gegen die Hitler-Herrschaft ankämpfte.

Zwei Jahre nach der ersten Begegnung trafen sie sich wieder: in München an der Universität, wo beide Medizin studierten. Schmorell machte Traute mit seinen Freunden bekannt, und gemeinsam besuchten sie Konzerte, gingen wandern oder schwimmen, debattierten literarische Themen.

Doch bald ging es ihnen um mehr als um Freizeitvergnügen. Lafrenz engagierte sich in der «Weissen Rose», die einen höchst riskanten Propagandafeldzug gegen die Nazis führte. In den Jahren 1942 und 1943 verteilte sie Pamphlete, mit denen die Deutschen zum Aufstand gegen das Regime aufgerufen wurden. Dass die Widerstandskämpfer der «Weissen Rose» zur Kommilitonin Vertrauen fassten, verdankte Lafrenz ihrer Zufallsbekanntschaft aus dem Urlaub in der Schweiz: Schmorell gehörte zum inneren Kreis der «Weissen Rose» und war mit den Gründern der Widerstandsgruppe, den Scholl-Geschwistern, befreundet.

Lafrenz spielte in der Widerstandsgruppe zwar eine zentrale Rolle, blieb aber stets hinter

der Frontlinie. Ihr Beitrag bestand darin, Kopien eines Flugblatts von München in ihre Heimatstadt Hamburg zu schmuggeln. Zudem versuchte sie, eine Kopiermaschine zu beschaffen, und kümmerte sich um den Papiereinkauf.

Das Ende der Regimekritiker kam schnell. Die Geschwister Scholl wurden vom Hauswart der Universität an die Gestapo verraten und als erste Mitglieder der «Weissen Rose» hingerichtet. Damit war es auch um die anderen Aktiven der Gruppe geschehen. Sie wurden verhaftet und umgebracht. Eigentlich drohte auch Lafrenz dasselbe Schicksal, weil die Gestapo von ihrer Freundschaft mit den bereits Ermordeten wusste. Nach ihrer Verhaftung hatte sie aber mehrere Schutzengel, die sie vor dem Tod bewahrten. Den Rest des Krieges verbrachte sie entweder im Gefängnis oder in Ermittlungsverfahren. Noch im April 1945 versuchten die Beamten des «Volksgerichtshofs», die letzten Reste des Widerstands zu zerschlagen. Lafrenz sollte im Gefängnis von Bayreuth vor Gericht gestellt werden. Ihr drohte die Todesstrafe. Doch wenige Tage vor Prozessbeginn befreite die US-Armee das Gefängnis, und sie wurde gerettet. Lafrenz starb im Alter von fast 104 Jahren am 6. März in den USA, wo sie nach dem Krieg ein neues Leben begonnen hatte. Sie war die letzte Überlebende der Widerstandsgruppe «Weisse Rose», die unter Todesverachtung zum Kampf gegen die verbrecherischen Pläne Hitlers aufgerufen hatte. *Pierre Heumann*

**I**ch sehe ihn noch vor mir: die professoral verwuschelten grauen Haare. Der leicht gebeugte Gang. Die schmale Gestalt in einem Mantel, der alt aussah, es aber vielleicht gar nicht war. Die verbeulte Tasche. So kam Ernst Tugendhat durch die Tür des Instituts für Philosophie der Freien Universität Berlin in der Dahlemer Habelschwerdter Allee und ging dann, die Hand am Treppengeländer, hinauf in sein Büro im ersten Stock.

Ernst Tugendhat war eine Institution. Neben Jürgen Habermas war er zeitweilig der Philosoph, der sich am häufigsten auch medial zu Wort meldete: zu bioethischen Fragen, zur Nachrüstung oder zur Asylpolitik.

Seine wichtigste philosophische Innovation bestand darin, zwei bis dahin getrennte Philosophiekulturen zusammenzuführen: das von Existenzialismus und Hermeneutik geprägte kontinentale Denken und die von Logik und Sprachtheorie ausgehende analytische Philosophie des angelsächsischen Raumes. Seine Vorlesungen zur Frage des Selbstbewusstseins etwa sind immer noch einschlägig. Nachdem ihn Habermas an das Starnberger Max-Planck-Institut geholt hatte, befasste sich Tugendhat vornehmlich mit Problemen der Ethik. In seinen späteren Jahren auch mit Fragen der Religionsphilosophie, insbesondere der Mystik.

Seine ersten Lebensjahre verbrachte Tugendhat in der berühmten, von Mies van der Rohe erbauten Villa Tugendhat in Brünn. 1938 musste die Familie in die Schweiz emigrieren, 1941 ging sie nach Venezuela. 1949 kehrte Tugendhat nach Freiburg i. Br. zurück, wo er Vorlesungen von Martin Heidegger hörte. In Freiburg auch ist Ernst Tugendhat, einer der international renommiertesten deutschsprachigen Philosophen, am Montag im Alter von 93 Jahren gestorben. *Alexander Grau*



*Eine Institution:* Philosoph Tugendhat.

# Auslandabenteuer der Rüstungsbranche

Der Technologiekonzern Ruag hat mit seinen internationalen Geschäften der Schweiz geschadet.



**D**er Krieg in der Ukraine bringt Rüstungsfirmen weltweit einen Umsatzboom, allen voran amerikanischen Unternehmen. Dahinter folgen die Konkurrenten aus Russland, Frankreich und China. Und auf den ersten Blick scheint es, als sei die Schweiz auch von dieser Welle erfasst worden.

Laut Angaben des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) haben Schweizer Firmen 2022, gestützt auf Bewilligungen des Seco, für 955 Millionen Franken Kriegsmaterial in sechzig Länder exportiert, 29 Prozent mehr als im Vorjahr – wobei der Anteil an den gesamten Warenexporten lediglich 0,25 Prozent ausmachte.

Hauptlieferanten waren Ruag, Mowag, Pilatus und Rheinmetall. Die grössten Posten gingen nach Katar (213 Millionen Franken, Flugabwehr), Dänemark (136, gepanzerte Radfahrzeuge), Deutschland (132, Flugabwehr), Saudi-Arabien (111, Munition) und USA (62).

Also Entwarnung: Auf den zweiten Blick scheint es keinen engen Zusammenhang zu geben zwischen dem Plus im Schweizer Militär-Auslandgeschäft und dem Ukraine-getriebenen weltweiten Aufschwung.

Moment, für viele ist das eben gerade keine Entwarnung. Der Boom der internationalen Rüstungsbranche erzeugt Druck auf die Schweiz, vor allem in der Debatte über die Neutralitätspolitik.

Aus der Branche kommt die Kritik, dass die Schweizer Industrie mit der internationalen Konkurrenz nicht mithalten könne, weil das Kriegsmaterialgesetz die Ausfuhren einschränke. Forderungen nach einer Lockerung des Verbots werden laut – zum einen von

Politikern, die für Waffenlieferungen an die Ukraine sind. Zum andern von Industrievertretern, etwa vom Technologiebranchenverband Swissmem, der von einer fehlgeleiteten Diskussion über die Bedeutung der Neutralität spricht und den Produktionsstandort Schweiz beeinträchtigt sieht.

Für den Technologiekonzern Ruag oder die Zulieferindustrie gilt die Unsicherheit um die Wiederausfuhr von Gütern als grosses Problem, denn oft lohne sich die hiesige Produktion nur, wenn genügend Nachfrage aus dem Ausland bestehe und bedient werden könne.

Das erinnert an früher. 1998 setzten sich Parlament und Bundesrat mit der Gründung der Rüstungsunternehmen-Aktiengesellschaft (Ruag) das Ziel, den vorher primär auf die Schweizer Armee ausgerichteten Rüstungsbetrieb auszubauen. Er sollte ins Ausland wachsen, ein zweites Standbein erhalten, um stärker zu werden.

Neue Geschäfte und Handlungsspielräume sollten es der Ruag ermöglichen, in kommerziellen und internationalen Rüstungsmärkten mit Technologie, Munition und Dienstleistungen lukrativ zu arbeiten. Man hoffte, dass dieses Doppelkonstrukt in den kommerziellen Märkten so üppig Geld verdienen könne, dass es dafür zu Hause die Schweizer Armee zu besonders günstigen Tarifen beliefern könne. Quersubventionierung: Dank Können und Erfolg im Ausland sollte die Ruag die eigene Armee zu Hause quasi zu Freundschaftspreisen beliefern können.

Es kam umgekehrt. Die Ruag verrechnete der Schweizer Armee hohe Margen für ihre

Lieferungen, die in die Stützung des schwächlichen Auslandsgeschäfts flossen. Der Bundesrat zog 2019 die Konsequenzen und spaltete den unsoliden Auslandteil ab vom bundes-eigenen Rüstungsbetrieb, der nun wirklich und ehrlich der Schweizer Armee dienen soll.

## Wirkungslose Wärmepumpen

Der deutsche Wirtschaftsminister Robert Habeck (Grüne) will ab 2024 Öl- und Gasheizungen verbieten, wie es laut Medienberichten ein Gesetzesentwurf des Wirtschaftsministeriums vorsieht. Ab nächstem Jahr sollen alle neuen Heizungen die Wärme zu 65 Prozent aus sogenannten erneuerbaren Energien produzieren. Das bedeutet im Prinzip das Ende von Öl- und Gasheizungen. Wärmepumpen werden praktisch obligatorisch.

Was bringt das der Umwelt? Gerd Ganteför, emeritierter Physikprofessor der Universität Konstanz, kommt in seinen Berechnungen zum Schluss, dass Wärmepumpen beim heutigen deutschen Strommix etwa gleich viel CO<sub>2</sub> pro Kilowattstunde Wärme produzieren wie Gasheizungen. Ölheizungen liegen etwas darüber. Warum also so hektisch den Wechsel befehlen, wenn es ökologisch egal ist?

Der Strommix werde künftig grüner, lautet oft das Argument. Wie soll das gehen, wenn die Elektrifizierung bei Heizungen und Autos überstürzt voran- und so der Strombedarf in die Höhe getrieben wird? Und Mitte April werden jetzt die letzten drei Kernkraftwerke abgeschaltet. Hinzu kommt, dass Wärmepumpen für ältere Häuser ungeeignet sind. Es muss also Ideologie dahinter sein, was immer es kostet.

---

# VERBRECHEN

## Der Fall Stern

---



*Ein Star in Paris und New York: Bankier Edouard Stern (1954–2005).*

«Was der Kollege sah, war ein Körper, der auf dem Boden lag, in einem See von Blut.»

*Seite 54*

«Als <Alice>, ganz in schwarzem Leder, sei Cécile in die teuersten Suiten geschlüpft.»

*Seite 56*

«Auf dem Höhepunkt soll Stern gesagt haben: <Eine Million Dollar ist teuer für eine Hure.>»

*Seite 57*

# Der tote Bankier im Latexanzug und seine blonde Mörderin

Edouard Stern ist einer der reichsten Männer Europas. Dann wird er in Genf unter bizarren Umständen ermordet. Die Täterin ist eine Escort-Dame, mit der er ein heimliches Verhältnis hat. Sie wird verurteilt, kommt ins Gefängnis und ist heute wieder auf freiem Fuss.

Mark van Huisseling

**E**in aussergewöhnliches Leben fand ein aussergewöhnliches Ende. Das war untertrieben – Edouard Stern wurde ermordet durch vier Schüsse, einen ins Gesicht, zwei in den Bauch und schliesslich einen in die Schläfe. «Hingerichtet», stand in einer Zeitung, «War es die Russen-Mafia?», wurde im *Blick* gemutmasst. Zuvor war jede Namensnennung des 50-Jährigen mit der Bezeichnung «einer der reichsten Männer Europas» ergänzt worden. Oft wurde zudem auf seine Körperlänge (1,97 Meter), sein gutes Aussehen und nicht zuletzt sein weniger angenehmes Auftreten Bezug genommen, «Finanzhai» oder «arroganter Kerl» waren dabei noch wohlmeinendere Einschätzungen. Doch kurze Zeit nachdem der leblose Körper in der Genfer Attika-Wohnung tot aufgefunden worden war, kam eine Beschreibung dazu, die man nicht mehr vergisst: «Die Leiche im Latexanzug.» Denn einen solchen hatte der Franzose getragen am letzten Abend seines Lebens. «Ein mysteriöser Mord, der zuerst nach politischem oder wirtschaftlichem Intrigenspiel aussah, war damit jäh ins Schlüpfrige abgerutscht», stand in *Vanity Fair*, einer Zeitschrift, deren Mitarbeiter tief schürfte und lang über den Fall schrieb (der Artikel wurde von der *Weltwoche* nachgedruckt).

## Gebäude aus Marmor und grünem Glas

Am Nachmittag des 1. März 2005, eines Dienstags, war der französische Bankier tot aufgefunden worden in seiner Wohnung in der obersten Etage eines Hauses, das ihm gehörte, an der Rue de Villereuse in der Nähe des grössten Genfer Kunstmuseums. Den Montag hatte er im Büro zugebracht, dieses befand sich im Haus nebenan, einem schicken, achtstöckigen Gebäude aus Marmor und grünem Glas. Am Dienstag hatte er zahlreiche geschäftliche Verabredungen gehabt. Nachdem ein ehemaliger Partner von Goldman Sachs, einer amerikanischen Investmentbank, und anschliessend Bill Browder, der den in Russland investierenden Hermitage Fund führt und mit Stern befreundet war, von ihm versetzt worden war, meldete sich Sterns persönliche Mitarbeiterin bei Sandy Koif-

man, einem seiner engsten Arbeitskollegen. Der wusste zwar nicht, wo Stern geblieben war. Er sei aber nicht beunruhigt gewesen, sagte er dem *Vanity Fair*-Reporter, da er am Morgen Edouards neuen Bentley in der Parkgarage gesehen habe. Doch als Stern am Nachmittag immer noch nicht eingetroffen war, suchte er den Hauswart des Nebenhauses auf, in dem Sterns Penthouse lag, und bat ihn, die Wohnungstüre gewaltsam zu öffnen – vielleicht sei Edouard in der Dusche ausgerutscht oder etwas Ähnliches. Denn zu

## Vielleicht sei Edouard in der Dusche ausgerutscht oder etwas Ähnliches.

spät zu kommen, sei zwar üblich gewesen für Stern, Verabredungen unentschuldigt platzen zu lassen, hingegen nicht sein Stil. Koifman fand ihn schliesslich im Schlafzimmer. Im erwähnten Ganzkörperkondom, um das ein dünnes weisses Seil mit fest verknoteten Enden geschlungen war. Zwar konnte er Stern nicht erkennen, die



*Emotional instabil:* Täterin Brossard.

fleischfarbene Hülle war blickdicht. Was er sah, war ein Körper, der auf dem Boden lag, in einem See von Blut. Die Szene, sagte er, sei eklig gewesen – «Erinnern Sie sich an den Film <Seven>? So ähnlich. Übel».

## Krach mit dem Schwiegervater

Edouard Stern, ein Sohn der ältesten französischen Bankiersfamilie, war ein Star in Paris und New York. Die Nachricht seines gewaltsamen Todes hatte in Frankreich eine vergleichbare Bedeutung, wie wenn in Amerika ein Rockefeller umgebracht worden wäre. Bis einige Jahre vor seinem Ableben war er verheiratet mit Béatrice David-Weill, einer Tochter von Michel David-Weill, dem seinerzeitigen Präsidenten von Lazard, der New Yorker Finanzfirma mit Niederlassungen in Paris und London, eine grosse Investmentbank und heute stark im Geschäft mit privaten Firmen (Private Equity), aber nicht mehr im Familienbesitz. Was vielleicht anders herausgekommen wäre, wenn die Laufbahn des angeheirateten Edouard – seine Frau und er hatten drei Kinder – an der Wall Street verlaufen wäre, wie Beobachter es voraussagten. Doch sein Plan, die höchste Stelle bei Lazard zu bekleiden, ging nicht auf. Er verkrachte sich mit seinem Schwiegervater, dessen Nachfolger er gerne geworden wäre, und musste die Firma 1997 verlassen; ein Jahr später liess Béatrice sich von ihm scheiden. Beides hatte möglicherweise damit zu tun, dass er sich mit seiner aufbrausenden und herablassenden Wesensart weitherum unbeliebt machte. Und damit, dass bekannt geworden war, wie er seinen Vater zuvor aus der eigenen Bank gedrängt hatte. Ende der 1990er Jahre war er zum «Schweizer Vermögensverwalter degradiert worden – wenn auch zu einem fabelhaft reichen Schweizer Vermögensverwalter», mit 600 Millionen Dollar Vermögen, schätzte *Vanity Fair* (was heute einem Milliardenbetrag entspräche). Deshalb war er nach Genf gezogen.

Cécile Brossard wuchs fast am selben Ort wie Edouard Stern auf, in Conflans-Sainte-Honorine, einer Kleinstadt in der Ile-de-France, dreissig Kilometer von Paris entfernt. Und doch in einer anderen Welt – einer gewöhnlichen. Die Tochter



Wie wenn in Amerika ein Rockefeller umgebracht worden wäre:  
Edouard Stern, Sohn der ältesten französischen Bankierfamilie.

eines Werbeagenturmitarbeiters aus der Vorstadt konnte wohlmeinend als hübsch beschrieben werden, sachlich als durchschnittlich. Sie hatte blonde Haare, eine Blondine war sie nicht. Später, als ihr Leben von Journalisten, die sie nicht gekannt hatten, vielfach nacherzählt wurde, fan-

### Die Wahrscheinlichkeit, dass der böse Hüne die Möchtegern-Künstlerin kennenlernen würde, war klein.

den auch zwei eher ungewöhnliche Notizen Eingang in ihren Lebenslauf: Sie sei «emotional instabil» gewesen. Und habe ein hochgehängtes Ziel verfolgt, sie wollte Künstlerin werden. Die Wahrscheinlichkeit, dass der böse Hüne aus der guten Familie, der ein Vermögen geerbt und es vergrößert hatte, die vierzehn Jahre jüngere Möchtegern-Künstlerin mit kleinem Gehalt –

sie arbeitete gelegentlich als Kellnerin im Pariser Flughafen oder als Verkäuferin – und einem Hang zum Austicken kennenlernen würde, war klein. In einer normalen Welt jedenfalls. Aber gross genug in der real existierenden Welt.

Edouard war ein *Womanizer*, ein *lady's man* oder wie man es in gehobenen Kreisen euphemistisch umschreibt, wenn ein Mann seiner Ehefrau nicht treu ist. Je nach Quelle soll er nicht ausschliesslich auf Frauen abonniert gewesen sein. Es gab Gerüchte, er sei bisexuell. Oder jedenfalls *kinky*, *perverse*, *a dark horse* halt. Worauf der Autor des *Vanity Fair*-Artikels schrieb: «Es ist immer schwierig, Fakten zum Sexleben eines Menschen zu sammeln. Besonders wenn dieser Mensch reich ist und für Diskretion bezahlen kann. Falls er zudem in der Schweiz lebt, der Welthauptstadt der Diskretion... nun, Sie bekommen eine Vorstellung der blickdichten Mauer, die Stern um sein Privatleben gebaut hatte.»

Er sei, ein weiterer Euphemismus, ein «Abenteurer» gewesen, ein «stereotyper Franzose» mit einer Handvoll, oder ein paar Händen voll, Mätressen. Wenigstens eine davon ist aktenkundig: Julia Lemigova, Russin und Tochter eines Obersten der Roten Armee. Sie war die letzte Vertreterin der Sowjetunion an der Miss-Univers-Wahl (mittlerweile ist sie verheiratet mit Martina Navratilova, der ehemaligen Tennisspielerin, und gegenwärtig zu sehen in der Reality-TV-Serie «The Real Housewives of Miami»).

Mit ihr begann er, als er noch verheiratet war, eine Affäre. Zwei Jahre später, 1999, brachte Julia einen Jungen zur Welt. Stern glaubte ihr, dass es sein Sohn sei, und habe sich Gentlemanmässig verhalten, Zeit mit dem Baby verbracht, Geld dafür lockergemacht. Ein von seinem Anwalt nachgefragter Vaterschaftstest lag nicht vor. Worauf der Anwalt, der auch ein Freund von Edouard war, Nachforschungen anstellen liess – und herausfand, dass die Frau zur Zeit der Kindszeugung drei Männer regelmässig «gesehen» hatte. Kurze Zeit später starb der Säugling, möglicherweise nachdem er heftig geschüttelt worden war. Eine Untersuchung ergab, die Kindsmutter habe nichts damit zu tun gehabt. Doch die Kinderbetreuerin, eine Bulgarin, verschwand plötzlich und blieb unauffindbar. Worauf herumerzählt wurde, jemand habe dafür bezahlt, dass das kurze Leben des Säuglings ende.

### Instabile Blonde, die Künstlerin sein will

Im Sommer 2004, dem letzten, den Stern erleben sollte, lernte sein Kollege Koifman während eines sonntäglichen Mittagessens eine Frau kennen, die Edouard offensichtlich nahestand – Cécile Brossard, die instabile Blonde, die Künstlerin sein wollte. Er beschrieb sie als durchaus nett und angenehm, keine Schönheit, sondern eine durchschnittlich aussehende, gewöhnliche Frau. Dass es sie gab respektive sie eine Rolle spielte im Leben seines Chefs, mit dem er befreundet war, hatte er nicht gewusst. Andererseits war ihm auch erst seit kurzem bekannt, dass Edouard und seine Frau Béatrice «getrennt» lebten; tatsächlich waren die Sterns zu diesem Zeitpunkt bereits seit sechs Jahren geschieden, was Koifman erst nach Edouards Tod erfuhr.

Es liegt in der Natur der Sache, dass nur wenige Angaben über Cécile Brossards Leben belastbar sind. Die Spanne der als «Fakten» in öffentlich zugänglichen Quellen vorhandenen Informationen ist zwar breit wie der Lac Léman, doch bestätigen könnte diese mehrheitlich bloss Frau Brossard. Und das tut sie nicht (es gelang nicht, für diesen Artikel mit ihr in Verbindung zu treten und sie zu befragen). Nach einigermaßen gesicherten Auskünften zog sie Mitte der 1990er Jahre nach Clarens, ein Quartier von Montreux, wo sie mit ihrem Schweizer Ehemann in einer Wohnung lebte (mit Seeblick). Xavier Gillet, ein zwanzig Jahre

älterem Alternativmediziner, sie hatten 1996 in Las Vegas geheiratet; bis heute erscheint im WWW der Eintrag «Mr. Xavier Gillet, Thérapie naturelle», seine Praxis in Aigle übergab er aber bereits 2014 einem Nachfolger, dieser weiss nichts über den Verbleib von Monsieur Gillet, der heute 74-Jährige war nicht auffindbar.

### Die Domina und ihr Naturheilpraktiker

Ungefähr zu dieser Zeit habe Cécile beschlossen, fortan als Vollzeitprostituierte zu arbeiten, ihr Kernangebot seien Sadomaso-S&M-Praktiken gewesen, in denen sie die dominante Rolle übernahm. Diese Informationen könnten als gesichert betrachtet werden, sie kommen von ihrem Vater. Doch das Verhältnis der beiden sei aufgeladen und belastet gewesen, sie hätten in den vergangenen zehn Jahren, von ungefähr 1995 bis 2005, nicht miteinander gesprochen, sagte der Vater, weil er ihren Berufsentscheid nicht habe annehmen können. Das Ehepaar, die Domina und ihr Naturheilpraktiker, habe Schulden angehäuft, «bis zu den Hüften», steht in *Vanity Fair*, die sich auf eine Genfer Zeitung bezieht.

Dann geht die Post ab, werden die *on-dit* spektakulärer: Als «Alice», ganz in schwarzes Leder gekleidet, sei Cécile nächstens in die teuersten Suiten der Genfer Fünf-Sterne-Häuser geschlüpft, um ihren reichen Kunden schmerzvolle und demütigende Freuden zu bereiten. Sie soll von der damals in Paris lebenden Margaret «Madame Claude» MacDonald, der schottischen Callgirl-Queen (20 Minuten), vermittelt worden sein; im Jahr 2002 war deren Netz von über 500 weiblichen und männlichen Prostituierten, die «Wirtschaftsbosse und Weltstars befriedigten», durch die französische Polizei zerschlagen worden. Glaubt man anderen Berichten, lief die Geschichte weniger anrühlich ab. Brossard habe tatsächlich an ihrer Karriere als Künstlerin gearbeitet. Und Edouard Stern kennengelernt, weil er sich für ihre Werke – darunter Plastiken nackter Körper – interessiert habe. Erst in der Folge habe sich daraus eine sexuelle Beziehung zwischen den beiden entwickelt.

Ich habe den letztgenannten Erzählstrang aufgenommen und weiterverfolgt. In einem Artikel des Westschweizer Investigativjournalisten Antoine Harari über den des Betrugs angeklagten Genfer Kunsthändler Yves Bouvier, der in dem Online-Nachrichtenkanal Heidi.news erschien, stiess ich auf einen Pariser Galeristen mit Namen Albert «Bob» Benamou. Er soll es gewesen sein,

der Cécile Brossard mit Edouard Stern bekannt gemacht hatte im Jahr 2001. Weil er Werke von ihr verkaufte. Und die erwähnten Akt-Skulpturen seinem Bekannten Stern gefallen könnten, dachte er. So weit, so unauffällig beziehungsweise glaubwürdig.

Allerdings nur bis Bob Benamous Namen in einem anderen Zusammenhang erneut auftaucht: als Bekannter von Jeffrey Epstein nämlich, den er ebenfalls mit Frauen zusammenbrachte, mit jüngeren, viel jüngeren Frauen allerdings. Epstein, ein amerikanischer Vermögensverwalter, hängt sich im Sommer 2019 in einem New Yorker Untersuchungsgefängnis auf; er sass dort ein, weil gegen ihn in zahlreichen Fällen wegen sexuellen Missbrauchs von Frauen, einige davon noch minderjährig, ermittelt wurde, ihm drohten mehrere lange Gefängnisstrafen. Benamou, so sieht's aus, vermittelt nicht nur Plastiken nackter Körper – sondern auch *the real deal*. Weshalb wohl geschlussfolgert werden darf, dass Edouard Stern nicht bloss am künst-

lerischen Angebot von Cécile Brossard interessiert war. Aber natürlich tönt es besser, wenn man als Mann von Welt in Verbindung zu einem Galeristen steht als zu einem Frauen- und Mädchenvermittler.

Die Beziehung von Stern zu Brossard soll kompliziert, wechselhaft und leidenschaftlich gewesen sein. Was vermutlich ziemlich genau dem entsprach, was der ehrgeizige reiche Mann, dessen Aufstieg zum *master of the universe*, Wirtschaftskapitän, nie stattgefunden hatte, von ihr wollte. Und dann haben wir noch nicht die

Sexpraktiken erwähnt, die er nachfragte und sie anbot; von ihr abgesehen soll Stern zu dieser Zeit jeweils bis zu drei weitere *paramours*, Geliebte, gehabt haben, sagte sein Anwalt und Freund, Kristen van Riel. Der Diskretion halber sowie zur Komplexitätsminimierung habe Edouard den Frauen Spitznamen verpasst, Cécile sei «Latex» gewesen.

Möglicherweise ging Stern die Beziehung zu Cécile näher, als man meinen könnte. Laut einer Auskunftsperson sei er, Edouard, der gewesen, der mehr Verbindlichkeit gewünscht habe. Das heisst, Stern war nicht der Typ, der etwas wünschte, sondern der Forderungen stellte. Und seine Forderung war, dass Cécile ihren Alternativmediziner verlasse. Was diese ablehnte, weil sie sonst ohne festen Mann und also Sicherheit im Leben dastehen würde. Auf Edouard, so fürchtete sie, wohl mit Recht, war kein Verlass. Er konnte grosszügig sein, aber

auch engherzig. Einmal habe er ihr eine Uhr geschenkt und darauf hingewiesen, es handle sich dabei um ein wertvolles Stück, wie man es von einem Mann wie ihm erwarten könne. Doch nach kurzer Zeit schon sei das Armband kaputtgegangen. Worauf die Beschenkte eine Bijouterie in Genf aufsuchte, um ein neues auszuwählen. Doch der Mitarbeiter riet ihr, das Geld zu sparen – die Uhr sei weniger wert als das Band, das sie kaufen wollte.

«Latex» entglitt seinem Zugriff immer mehr. Was Edouard, der gewohnt war zu bekommen, was er wollte beziehungsweise wofür er zahlte, nicht passte. Also entschied er sich zu einem *move*, der das Problem bestimmt lösen würde: Er

### Möglicherweise ging Stern die Beziehung zu Cécile näher, als man meinen könnte.

richtete ein Konto für Cécile ein, auf das er eine Million Dollar überwies. Offiziell soll das Geld für den Ankauf von acht Gemälden, von Chagall angeblich (wohl unwichtige Werke oder jedenfalls sehr preiswerte), gewesen sein. Tatsächlich aber als Rückfallposition, Polster gedacht, die/ das Cécile beruhigen sollte. Und gefügig machen, sich von dem kleinen Ehemann zu trennen, um dem grossen Mann in ihrem Leben uneingeschränkt zur Verfügung zu stehen (wenn es diesem gerade in den Kram passte).

### Konto eingefroren

Fünf gefährliche Worte: «Was kann jetzt noch schiefgehen?» Stern sollte die Antwort bald bekommen. Am 24. Februar 2005, vier Tage bevor sein Leben ein gewaltsames Ende nahm, telefonierte er mit van Riel. Und erzählte ihm von «Latex», ohne diesen Namen in den Mund zu nehmen allerdings. Er legte dafür das Konto und die Million darauf gegenüber seinem Anwaltsfreund offen (dieser hatte davon nichts gewusst und war darüber nicht erfreut; das Konto war bei der Credit Suisse in Montreux eröffnet worden, zuvor hatte die Bank Pictet in Genf den geschäftlichen Verkehr abgelehnt wegen Ungewissheit der Herkunft des Gelds).

Vor allem aber erzählte er, dass sich Cécile nicht bei ihm melde und ihn das belaste. Trotz des vielen Gelds, das er für sie bereitgestellt hatte. Oder genau deshalb, urteilte van Riel. Und riet Edouard, das Konto einzufrieren. «Wenn ich das tue, sehe ich sie nie wieder», soll Stern darauf gesagt haben. «Wenn du das tust, wird sie dich morgen anrufen», erwiderte der schlaue Anwalt. Und bekam recht – am 25. Februar rief Cécile ihren Stern an. Und beklagte sich bei ihm, dass sie von ihrem Geld nichts mehr abheben könne. Sie verabredeten sich für den Abend des 28. Februar in seiner Attikawohnung. Das Konto werde er sofort entsperren lassen, soll er noch gesagt haben.



Waffennarr und Grosswildjäger:  
Paris Match-Cover, 2005.





«Büffel, Nilpferde, Jaguare, Löwen – alles, was ihm vor die Flinte kam»: Stern auf Safari mit Brossard.

Die Erwartungen bezüglich des Verlaufs des Treffens scheinen unterschiedlich gewesen zu sein. Das legen jedenfalls die Kleidungsstücke nahe, die die beiden Teilnehmer dafür ausgewählt hatten. Brossard trug einen trägerlosen BH unter einer Bluse zu einem kurzen Rock und Strümpfen (dies wurde bekannt, weil sie später diese Stücke in einem Paket an Verwandte im französischen Nancy schickte). Stern entschied sich für das fleischfarbene Ganzkörperkondom. Die Annahme, er habe damit gerechnet, es käme zu Sex anlässlich des Treffens, wohingegen sie davon ausgegangen war, es handle sich um eine Verhandlung, ist wahrscheinlich zulässig.

«Kleidung ist Kommunikation ohne Worte», sagt man. Und die Kommunikation verlief ähnlich asymmetrisch, wie die beiden unterschiedlichen Outfits nahelegten. Die verschiedenen Meinungen über die Gestaltung der gemeinsamen Zukunft führten zum Streit. Auf dem Höhepunkt soll Stern gesagt haben: «Eine Million Dollar ist teuer für eine Hure.» Worauf Brossard viermal auf den Mann im Latexanzug schoss.

#### «War es die Russen-Mafia?»

Das Ergebnis waren eine Leiche und zwei Fragen: Von wo hat man Kenntnis von Sterns folgenschweren letzten Worten? Und woher nahm Cécile die Pistole, mit der sie Edouard erledigte? Antwort Nummer 1: Sie gab's zu Protokoll, als sie vier Jahre später wegen des Mords an Edouard Stern vor einem Genfer Gericht sass. Ob's stimmt, ob er's gesagt hat? Nur zwei Menschen wissen es. Und einer davon ist tot. Es klingt, in meinen Ohren jedenfalls, nach Worten, die Stern, mit dem ich nicht bekannt war,

gesprachen haben könnte. Antwort Nr. 2 (woher die Pistole kam): Angrenzend ans Schlafzimmer gab es einen begehbaren Kleiderschrank, ein Ankleidezimmer, wie üblich in Wohnungen am obersten Ende des Markts. Und in diesem haben sich zwei Schubladen befunden, die mittels Knopfdruck herausgefahren werden konnten. Die eine Schublade soll erotische Accessoires, Fetisch-Kleidung und Sex-Spielzeug, enthalten haben, die andere fünf Feuerwaffen, darunter die geladene Pistole, die Cécile behändigt hatte; Stern war nicht bloss ein Sexfreak, sondern auch ein Waffennarr und Grosswildjäger.

Zu Anfang der Ermittlungen, die der Staatsanwalt und die Polizei aufnahmen, sei Cécile Brossard nicht verdächtigt worden. Die Beamten suchten wohl nach einer High-profile-Täterschaft («War es die Russen-Mafia?»). Doch die Auswertung der Aufzeichnungen einer Überwachungskamera, die bei der Ausfahrt der Tiefgarage des Gebäudes angebracht war, zeigte eine blonde Frau um Mitte dreissig in einem grauen Mercedes hineinfahren. Und wenige Stunden später wieder heraus. Davon abgesehen hatte an dem Montagabend, an dem Stern umgebracht worden war, keine Bewegung im Haus respektive in der Garage stattgefunden.

Brossard war nach der Tat nach Mailand gefahren, mit dem Taxi, und hatte von dort einen Flug nach Sydney genommen, wo sie einmal Ferien verbracht und Leute kennengelernt hatte. Unmittelbar nach der Landung in Australien hatte sie ihren Anwalt sowie ihren Bankberater angerufen – um herauszufinden, ob ihr der Zugriff auf das Konto mit der Million wieder möglich sei. Später telefonierte sie mit Sterns Halbschwester, um zu fragen, ob es stimme, dass

Edouard etwas Schlimmes zugestossen sei. Als sie später einen Anruf von der Genfer Staatsanwaltschaft erhielt und vorgeladen wurde, in der Suche nach dem Mörder von Stern als Zeugin Auskunft zu geben, schöpfte sie entweder keinen Verdacht. Oder war bereit, ihre unorganisiert und wenig durchdacht wirkende Flucht freiwillig abzubereiten. Jedenfalls reiste sie zurück in die Schweiz (nachdem ihr Ehemann für den Flug bezahlt hatte). Wo sie als der Tat dringend Verdächtige verhaftet wurde.

#### Herz voller Schmerz

Weniger zügig ging es anschliessend weiter. Erst nach über vier Jahren fand schliesslich die Gerichtsverhandlung statt. Der Ausstrahlung des Falls scheint die lange Wartezeit wenig angetan zu haben. «Vor dem Gerichtssaal A3 im Genfer Palais de Justice drängen sich die Menschen wie vor einem Popkonzert», berichtet der *Blick*-Reporter in der Ausgabe vom 11. Juni 2009, einem Donnerstag. «Cécile wirkt geschwächt, blass. Die blonden Haare streng nach hinten gekämmt, mit einem Knoten gebändigt. Regungslos starrt sie zu Boden. In weiss-dunkelblau gestreiftem Hemd und dunklem Blazer. Zwischendurch bindet sie sich einen hellblauen Seidenschal um.» Edouard Sterns Ex-Frau Béatrice David-Weill tritt auf, sagt: «Ich liebe ihn immer noch.» Auch wenn er sehr aufbrausend gewesen und oft explodiert sei. Trotzdem, «Edouard war die Liebe meines Lebens». Dann steht Cécile auf – und entschuldigt sich, «bitte vergeben Sie mir», sagt sie. «Mein Herz ist voller Schmerz. Ich weiss nicht, wie es so weit kommen konnte.»

Dann ging alles plötzlich schnell, bereits am darauffolgenden Montag, dem 15. Juni, wurde das Urteil verkündet: Die Staatsanwaltschaft hatte auf Mord plädiert und für die Täterin eine

#### *Er richtete ein Konto für Cécile ein, auf das er eine Million Dollar überwies.*

Freiheitsstrafe von elf Jahren gefordert. Für die Verteidigung war es Totschlag gewesen, und ein solcher wird weniger hart bestraft, auf Französisch, nebenbei erwähnt, heisst das *meurtre passionnel*, Mord aus Leidenschaft. Für die Gerichtspräsidentin war Brossard zwar «besonders feige» vorgegangen, da Sterns Hände zur Zeit der Bluttat gefesselt waren, und die Geschworenen – solche kamen bei diesem Fall noch zum Einsatz, obwohl das Geschworenengericht im Kanton Genf eigentlich im Mai 2009 abgeschafft worden war – beschrieben ihr Vorgehen als «überlegt und zynisch». Dennoch liess das Gericht verhältnismässige Milde walten: achteinhalb Jahre Gefängnis für Cécile Brossard.

Ihren Anwälten, so sieht es aus, gelang es, Stern als Machtmenschen und Manipulator darzustellen, der er wahrscheinlich tatsächlich ge-

wesen war und der «seine Geliebte in den Wahnsinn trieb» (*Blick*). Der sie während vier Jahren gedemütigt und genötigt habe, etwa indem er ihr seine Liebe beschwor, um sie im nächsten Moment wieder fallenzulassen. Das Urteil sei massvoll ausgefallen, fand einer der beiden Rechtsvertreter, da die Geschworenen anerkannt hätten, dass Cécile Brossard Stern geliebt und nicht aus Geldgier getötet habe. Diese Einschätzung ist wohl zulässig, wenn man auf die vorliegenden Indizien abstützt. Dabei handelt es sich allerdings zum Teil um unbelegte Aussagen der Täterin.

Edouard Stern, der brillante, privilegierte Oberschichtsprösser, der sich anderen Menschen überlegen gefühlt hatte und das alle, die mit ihm in Kontakt kamen, wissen sowie spüren liess, macht es einem nicht leicht, ihn zu mögen (Ausnahme, die die Regel bestätigt:

### *Eine Bewährungsauflage sei gewesen, für eine bestimmte Zeit nicht in die Schweiz zu reisen.*

seine Ex-Frau). Wohlmeinend betrachtet, kann man auch schreiben, Justitia sei in Genf wirklich blind. Oder wenigstens anerkennen, dass in den Augen der Geschworenen beziehungsweise der Richterin in diesem Prozess eine gute Herkunft respektive der Reichtum des Opfers keinen Vorteil darstellten. Auch haben die Verteidiger von Brossard gute Arbeit geleistet, unter anderem indem sie die Trennlinie zwischen Waffennarr/Jäger aus Leidenschaft sowie Tierquäler erfolgreich verwischten.

Sie gaben wieder, was Polizisten in Sterns Penthouse vorfanden: «37 Feuerwaffen. Die meisten geladen. Im Keller sogar eine Maschinenpistole – schussbereit.» Und luden einen Jagdführer vor, der erzählte, wie Stern in Tansania in drei Wochen gut siebzig Tiere erschossen habe. «Büffel, Nilpferde, Jaguare, Löwen – alles, was ihm vor die Flinte kam.» Er habe es genossen, Tiere nur anzuschieszen und im Todeskampf leiden zu sehen, sagte Cécile Brossard. Und darauf erzählte ihr Ex-Mann, der grosszügige Naturheiler, der zu diesem Zeitpunkt noch immer zu ihr hielt, wie Stern einer Katze die Vorderzähne ausgerissen habe, aus Spass. «Dann gab er sie mir zur Pflege», sagte Gillet weinend, «aber ich konnte ihr nicht mehr helfen», berichtete der *Blick*-Gerichtsreporter.

### **Sie Opfer, er Täter**

Was ist zum Urteil zu sagen – massvoll, wie es die Verteidiger werten, oder Kuscheljustiz; Stern hatte noch dreissig oder so Lebensjahre vor sich gehabt? Oder allenfalls eher zu hart, schliesslich hatte er die Frau, die ihn liebte, gequält, was eigentlich sie zum Opfer und ihn zum Täter machte? «Generell sind die im Straf-

gesetzbuch für jedes Delikt definierten Strafrahmen sehr weit gefasst, zum Beispiel Freiheitsstrafe von einem Jahr bis zu zehn Jahren bei Totschlag oder eben *meurtre passionnel*», sagt Martin Dietrich, Rechtsanwalt in Zürich mit Erfahrung im Strafrecht.

Unterschieden werde bei der Strafzumessung zwischen Tat- und Täterkomponenten. Für das Verschulden wiege es bei den Tatkomponenten beispielsweise schwerer, wenn jemand seine Tat gezielt plant und vorbereitet oder wenn er besonders kaltblütig und brutal vorgeht – was die Geschworenen und die Richterin in Brossards Handlung erkannten –, als wenn jemand im Affekt oder unter seelischem Druck handelt, was, darauf fussend, wie Stern mit Cécile umgegangen war, wohl ebenfalls zutrifft. Weiter spielte es eine Rolle, ob jemand schon einmal, womöglich sogar gleichartig, straffällig wurde (soweit bekannt, traf dies nicht zu), ob er unverbesserlich ist und keine Reue zeigt oder ob er zu seiner Verfehlung steht und mithilft, den Schaden wiedergutzumachen (wir erinnern uns erneut: «Bitte vergeben Sie mir», sagte sie. «Mein Herz ist voller Schmerz. Ich weiss nicht, wie es so weit kommen konnte»). Und noch das gibt Rechtsanwalt Dietrich zu bedenken: «Die konkrete Strafe sanktioniert das Verhalten des Täters, man spricht vom Verschuldensprinzip und nicht von Erfolgsunrecht, also nicht wie in der Bibel <Auge um Auge, Zahn um Zahn>.»

Unmittelbar nach der Urteilsverkündung errechneten Vollzugskenner, dass die Zeit, die Brossard noch in einem Schweizer Gefängnis verbringen werde, möglicherweise kurz sei. «Sterns Geliebte könnte schon im Herbst kommenden Jahres wieder frei sein – auf Bewährung», fasste ein Artikel im *Blick*

zusammen. Denn Cécile war zu diesem Zeitpunkt bereits über vier Jahre in Haft gewesen; Gefangenen, die sich gut aufführen und als einsichtig eingeschätzt werden, bei denen die Resozialisierung klappen könnte also, werden oft nach Verbüssen von zwei Dritteln der Strafe in die Freiheit entlassen.

Es gibt keine Fundstelle in gängigen Archiven, die Brossards Entlassung vermelden. Alain Jourdan, ehemaliger Journalist bei der *Tribune de Genève* und Autor von «Mort d'un banquier – Les dessous de l'affaire Stern», dem Buch über den Fall (zusammen mit einer Kollegin), sagte mir, Cécile habe im Ganzen weniger als fünf Jahre im Gefängnis gesessen. Sie wurde noch im Jahr, in dem das Urteil gefällt worden war, entlassen. Anschliessend sei sie nach Frankreich gezogen.

Eine Bewährungsauflage sei gewesen, für eine bestimmte Zeit nicht retour in die Schweiz zu reisen, wogegen sie nachweislich zweimal verstossen habe (fuhr sie zur Arbeit? Oder zu ihrem früheren Ehemann?). Ich habe ihre Genfer Anwälte gefragt. Der eine, Pascal Maurer, nahm keine Stellung, sondern berief sich auf das Anwaltsgeheimnis. Der andere, Alec Reymond, bestätigte, dass es einen Landesverweis gegen sie gegeben habe, dieser sei aber nicht mehr in Kraft. Ob sie zuvor gegen Einreisebestimmungen oder Bewährungsauflagen verstossen habe, wisse er nicht. Und ob sie wieder in der Schweiz lebe beziehungsweise wo sie Wohnsitz habe, dürfe er nicht mitteilen, sagte er.

### **Recht auf Vergessen**

Das war die Geschichte zweier aussergewöhnlicher Leben, von denen eines ein aussergewöhnliches Ende nahm. Die Geschichte von Edouard Stern und Cécile Brossard, dem arroganten Sohn einer Elitefamilie aus Paris und der psychisch instabilen Tochter eines Angestellten aus der Vorstadt. Zweier Menschen, die aus verschiedenen Welten kamen, sich aber in der real existierenden Welt kennenlernten, nicht zusammen sein und irgendwie doch nicht voneinander lassen konnten. Die Frau hat die Geschichte überlebt. Sie ist verschwunden, ohne Spuren zu hinterlassen. Der Mann ist tot, aber nicht verschwunden.

Im World Wide Web gibt es das Recht auf Vergessen. Gibt es dieses auch in der richtigen Welt? Ja und nein. Stellvertretend für das Nein steht dieser Artikel. Für das Ja steht einer, der im Februar dieses Jahres in der *Financial Times* erschien. Es ging darin um Lazard, die Bank, die nicht mehr von einem Mitglied der Gründerfamilie geführt wird. Natürlich kommt darin Michel David-Weill, Lazard-Präsident während Jahren, vor. Über seinen ehemaligen Schwiegersohn ist auch zu lesen: Wie dieser das Haus 1997 verlassen musste, statt wie geplant der nächste Präsident zu werden. Der Name des Schwiegersohns wird genannt: Edouard Stern. Auf Bezeichnungen oder Einordnungen darüber hinaus wird verzichtet.



*Tot, aber nicht verschwunden:*  
Jüdischer Friedhof in Veyrier bei Genf.

---

---

# LITERATUR UND KUNST

---

Herausgegeben von Daniel Weber

Der Herzschlag  
von Pink Floyds  
«Dark Side of the  
Moon» pulsiert  
noch immer.  
*David Schnapp, Seite 66*



*Schein der Unvergänglichkeit.*

**Claude Monet, Matin à Antibes, 1888** – Man tut gut daran, in diesen mit allerlei Schwerem und Schwierigem beladenen Zeiten die übriggebliebene Schönheit der Welt nicht aus den Augen zu verlieren. Kaum etwas anderes mag das Dasein ähnlich erhellen wie das sinnliche Eintauchen in die Anmut des Seins.

All diese kleinen und grossen Kostbarkeiten, die für kein Geld der Welt zu haben sind, all diese Liebreize der Schöpfung; die tanzen- den, diamantenen Sonnensprenkel auf einer Wasseroberfläche, das Leuchten eines von Schnee bedeckten Gebirges in der Ferne, der Gang der Wellen, das Lachen eines Menschen, das Leuchten der Farben, der Klang einer

Sinfonie, der Gesang einer Amsel, das Rau- schen des Windes, der Duft von frischem Gras.

Wer sich davon nicht berühren und ver- führen lässt, wen all der Zauber nicht mehr erreichen kann, versinkt irgendwann für immer auf der farblosen Hälfte der Welt, jener Seite, auf der sie vielmehr unter- als aufgeht. Verloren ist der Mensch ohne das Licht des Wundervollen, und von all den vielen nütz- lichen und unnützlichen Dingen, die er tut oder glaubt, sie tun zu müssen, sind das Inne- halten und das Verweilen im Geglitzter der Dinge eine kleine Rettung aus all den schat- tigen Fährnissen, die sich trübend vor das Licht drängen.

In jenen Momenten, wenn die Schönheit uns trägt, schwimmen wir wie Claude Monets (1840–1926) Seerosen voller Leichtigkeit und doch mit Tiefe auf dem Meer der Existenz, oder wir tauchen ein in das zarte Licht von Antibes, das den Ort in einen neuen Morgen taucht und ihn treiben lässt wie der Wind das Meer, sich selbst entgegen, voller Flüchtigkeit und doch durchsetzt vom Schein der Unvergänglichkeit.

Dies sind die Blumen an unseren Weges- rändern, die wir sehend pflücken und dann im Garten unserer Seelen wieder einpflanzen sollten, damit aus ihnen das Unmögliche er- wächst; die Unverwelkbarkeit der Schönheit.

*Michael Bahnerth*

# Meine Freundin Marianne

Der gewaltige Roman «Dessen Sprache du nicht verstehst» steht als Solitär in der deutschsprachigen Literatur. Marianne Fritz hat darin Weltgeschichte in Poesie verwandelt.

Michael Köhlmeier

---

Marianne Fritz: Die Schwerkraft der Verhältnisse. Bibliothek Suhrkamp. 150 S., Fr. 33.90

---

**W**eisst du, ich werde den sechzehnten Abschnitt mit einem Wort beginnen, an dessen Anfang ein A steht, du gibst mir doch recht, es geht nicht anders ... wie sollte es auch anders gehen ...» – Sie sagte nicht ihren Namen, vertraute darauf, dass ich sie sofort an ihrer Stimme im Telefonhörer erkenne; sie fragte nicht, wo ich gerade sei, was ich gerade machte, ob sie störe, ob ich Zeit hätte, mit ihr über ihren Roman zu sprechen – von dem ich und sie wussten, dass er alle Grenzen sprengte, die von der Tradition der Literatur bis dahin skizziert worden waren; sie redete am Telefon einfach laut dort weiter, wo sie zuvor im Stillen gedacht hatte. – Das war meine Freundin Marianne Fritz.

## Sogenannt kleine Schicksale

Wer nun glaubt, sie zumindest unhöflich nennen zu dürfen, der irrt, und er bekommt es mit mir zu tun; denn das Gegenteil ist der Fall: Dass sie mich so unvermittelt in ihre Arbeit einbezog, war ja gerade Ausdruck ihrer Liebe. Die Arbeit war für sie alles, tatsächlich und tagtäglich alles: Das Duschen am Morgen, das Zähneputzen, das karge Frühstück, das karge Mittagessen, das Zum-Fenster-Hinausschauen, die wenigen Telefonate, alles diente, alles bereitete vor, alles war zuträglich – ihr Leben war ihr Werk. Von Arbeit zu sprechen, wäre lächerlich untertrieben; Arbeit hat Freizeit, ihr Schaffen nicht. Der schroffe Einstieg in unser Telefongespräch bewies doch nur, dass ich in ihrem Werk gegenwärtig war. Eine grössere Wertschätzung gibt es nicht.

Ich kannte Marianne sehr lange. Sie lebte mit ihrem damaligen Mann Wolfgang Fritz in Feldkirch in Vorarlberg. Wir drei waren sehr eng befreundet, und noch heute, wenn ich Wolfgang treffe, wärmt uns die Erinnerung an diese Nähe die Brust. Wir diskutierten über die Weltrevolution und deren hervorragende Persön-



Heilige der Literatur: Autorin Fritz (1948–2007).

lichkeiten, jedenfalls Wolfgang und ich; wir verglichen Mao mit Stalin, Lenin mit Fidel Castro, lasen gemeinsam über den Fetischcharakter der Ware, wie ihn Marx im ersten Band vom «Kapital» analysierte, machten uns Sorgen, ob die gute Sache vielleicht nicht doch eines Tages ohne Blutvergiessen durchgesetzt werden könnte ... Marianne hielt sich bei diesen Themen – den

unmittelbar politischen, ökonomischen, historischen Themen – zurück. Aber das ist ja gar nicht richtig gesagt! Sie dachte politischer als Wolfgang und ich, aber eben in einem grösseren, einem poetischen Zusammenhang, was so viel bedeutet wie: in der Verknüpfung und Darstellung der winzig kleinen Geschichten, wie sie eben winzig kleine Menschen schreiben – gibt es

überhaupt andere? Was das bedeutete, verstand ich damals nicht. Ich war zwanzig, Marianne ein Jahr älter als ich. Dass man Geschichte und Politik in einer poetischen Form zusammenführen kann, dass so etwas möglich ist – ein zart-lindes Liebeslied, das zugleich ein Schöpfungsmythos ist, weil sich in einem Ton die ganze Welt offenbart –, dass in die sogenannten kleinen Schicksale die grosse, die Weltpolitik nämlich, ihre Spur deutlicher kerbt, als es die Geschichtsbücher mit ihren Zahlen, Daten, internationalen Querverbindungen und -verweisen je zu leisten vermögen – das zeigte uns Marianne erst, als ihre Werke erschienen.

### Vergleiche mit Musil

Der Roman «Dessen Sprache du nicht verstehst» – ihr dritter nach dem soeben neu aufgelegten «Die Schwerkraft der Verhältnisse» und «Das Kind der Gewalt und die Sterne der Romani» – ist ein unwiederholbares Zeugnis dafür, dass Weltgeschichte in Poesie verwandelt werden kann. Der Roman hat fast 3000 Seiten, aber seine Sprache ist so dicht wie ein Prosagedicht von Stéphane Mallarmé. Diese Konzentration auf einen Kern kennen wir von Werken, die fünfzig, sechzig Seiten umfassen, aber nicht von einem Epos dieses Umfangs – man müsste bis Homer zurückschauen oder bis zur «Göttlichen Komödie» von Dante, um auf solche literarische Waghalsigkeit zu treffen. Die Grössten der Grossen erheben sich über mehrfach geschichtete Böden, die aus literarischen,

*Man müsste bis Homer oder Dante zurückschauen, um auf solche literarische Waghalsigkeit zu treffen.*

philosophischen, historischen Querverweisen und Anspielungen bestehen, was das Lesen aber nicht erschwert, sondern bereichert, wenn bei mehrmaligem Lesen Schicht für Schicht aufgedeckt wird – so ist es auch beim Werk von Marianne Fritz.

Jede Welt wird aus den Trümmern anderer Welten erschaffen. Ich weiss nicht, wie viele Jahre Marianne an «Dessen Sprache du nicht verstehst» geschrieben hat, aber ich weiss, um dieses Werk auszuloten, braucht ein Leser mehr als ein Leben. Der Roman – kann man überhaupt noch von einem Roman sprechen? – steht als ein Solitär in der deutschsprachigen Literatur. Manche werden nun die Augenbrauen hochziehen: Ich stelle «Dessen Sprache du nicht verstehst» über den «Mann ohne Eigenschaften» von Robert Musil. Diese beiden Bücher lassen sich durchaus miteinander vergleichen. Beide kreisen um den Untergang eines grossen Reiches, das sich als eine menschheitsgeschichtliche Festung behauptete, die, gehalten vom göttlichen Willen, nicht untergehen konnte – und dann doch unterging.

In Mariannes Buch ist es die Geschichte der Familie Null aus der Gemeinde Nirgendwo, sie wird erzählt in einer Form, in der sich biblisches Gleichnis, lyrisch-hymnische Erhabenheit ebenso zu einem Ganzen und Neuen fügen wie historisch detaillierter Hintergrund und barockes Welttheater. Auch wenn jetzt jene, die erst nur die Augenbrauen gehoben haben, empört Luft ausstossen, sage ich es doch: Musil ist gescheitert. Er ist gescheitert, weil er meinte, den übergrossen Stoff mit realistischen Mitteln allein bewältigen zu können. Sein Werk bricht unter der mythischen Last des Stoffes zusammen, weil in seine Säulen kein mythischer Zement gemischt worden war. Dem Mythos kommt man nur mit dem Mythos bei. Tatsächlich nannte Marianne Fritz ihr Lebenswerk «Die Festung». Der Plan war ein Romanzyklus, in dem die obengenannten ersten drei Romane den Anfang bildeten, worauf das Mammutwerk «Naturgemäss I» und «Naturgemäss II» folgte.

Marianne Fritz war eine liebende, eine sorgfältige Freundin. Sehr empfindlich war sie, das Sausen der «geschäft'gen Welt», von der auch Joseph von Eichendorff, ein anderer Einsiedler der Literatur, sich abgewendet hatte, der Lärm der Städte waren ihr unheimlich. Nur sehr selten verliess sie ihre Wohnung im siebten Wiener Gemeindebezirk. Sie hatte gute Freunde, die für sie einkauften und die gewünschten Bücher aus der Nationalbibliothek holten und sie wieder dorthin zurückbrachten. Ihre Wohnung war ihr Arbeitsplatz, alles unterwarf sie der Arbeitsdisziplin. Zwei Kugelkopfschreibmaschinen besass sie, falls eine kaputtging, so dass sie keine Zeit verlöre, wenn sie repariert würde. Dieses Werkzeug mit seinem bösen «klack!» hat ihr schliesslich das Gehör zertrümmert. An den Wänden waren Regale voll mit Aktenordnern ihrer Recherchen. Ein Riesenwerk war ihr aufgegeben, sie konnte keine Zeit freimachen für etwas anderes.

### Sie liebte ihre Figuren über alles

Nein, sie hat sich nie erkundigt, wie es mir gehe, weder am Telefon, noch wenn wir uns in ihrer Wohnung trafen. Sie hat von ihrer Arbeit erzählt, und sie hat erzählt, als würde sie dieses Werk mir zum Geschenk schaffen. Und das war mehr als alle Phrasenfragen nach dem Wohlergehen, viel mehr. Sie liebte ihre Figuren über alles, und das soll keine Phrase sein. Die wenigen realen Menschen, solche aus Fleisch und Blut, die sie in ihre «Festung» einliess, die formte sie um in Literatur. Ich war ihr Freund, aber ich war auch eine literarische Figur für sie. Ich hatte keinen Auftritt in ihrem Werk, aber ich war da. So wie mein «realer» Nachbar da ist, auch wenn ich mich gerade nicht mit ihm unterhalte.

Ich besuchte sie, und sie fragte mich aus. Aber auch das Ausfragen, nicht anders als meine Antworten, war dann Teil ihrer Erzählung. Es mag paradox klingen: Wenn ich erzählte, war es, als

ob sie mir von mir erzählte. Sie blickte mich an, in ihren Augen war so viel Begeisterung und Liebe. Am liebsten hörte sie Geschichten von unserer Tochter Undine, die damals fünfzehn Jahre alt war und sich entschlossen hatte, Schreinerin zu werden, die sich in einem Betrieb als

*Ich war ihr Freund, aber ich war auch eine literarische Figur für sie.*

einzigste Frau Respekt verschafft hatte, als sie, die zart, dünn, aber kräftig war, einem Kollegen, der sie die ganze Zeit blöd anmachte, Prügel versprochen hatte. Und schon übernahm Marianne die Geschichte, und sie war es nun, die mir von der Prügelei unserer Tochter erzählte, ich war begeistert von ihrer Version, und meine Bewunderung für unsere Tochter stieg um ein Hochhaus.

Immer wieder wollte Marianne von Undine hören. Sie hat sie persönlich nie kennengelernt, aber wenn sie von ihr sprach, dann, als wäre sie ihre beste Freundin. Sie hat sie aufgenommen in den Kreis ihrer literarischen Figuren.

### Telefonate ohne Worte

Auch wenn sie das nie und nimmer zugegeben hätte, Marianne glaubte daran, dass sie – von welcher transzendenten Institution auch immer – über Gebühr bevorzugt wurde; aber auch, dass diese Institution als Gegenleistung für die Gnade ihr Leben forderte. Sie, die mit ihrer Faust darauf pochte, dass Gerechtigkeit geschaffen werden müsse – geschaffen, denn vorgefunden werde sie ja nicht –, sie, die Erwählte, wollte das Geschenk weitergeben. Nicht an eine anonyme Leserschaft, nicht an besserwisserische Kritiker oder schmeichlerische Literaturprofessoren, sondern an einen Menschen, an einen einzigen – wer immer das auch sein mochte. Es gibt nicht «die Leserschaft», es gibt nur den Leser und die Leserin. Wenn ich in ihrer Küche sass und ihr zuhörte, während sie Nudeln kochte und während wir assen – sie nur sehr wenig, «wie ein Vögelchen» –, dann war ich dieser Leser. Und ich las von mir, auch wenn in ihren Geschichten keiner vorkam, der meinen Namen trug.

Ich vermisse sie. Sie ist die Erfinderin der Literatur. Sie ist die Heilige der Literatur. Sie selbst hat nie so über sich selbst gedacht. Marianne, tu doch einfach, als sagte das eine deiner ewig geliebten Figuren! Die kennen dich nicht. Wie wir unseren Schöpfer nicht kennen.

Am 1. Oktober 2007 starb Marianne Fritz. Sie wurde 58 Jahre alt. In einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof wurde sie beigesetzt. 2014 wurde ein Park in Wien im Bezirk Neubau nach ihr benannt. Unsere Gespräche vermisse ich sehr – auch die Telefonate, bei denen ich eine Stunde lang nicht ein Wort sagte, vermisse ich.

# Das Zentralgestirn und die Planeten

Gerhild Heyder

Rose-Maria Gropp: Göttinnen und Fussabstreifer. Die Frauen und Picasso. Piper. 288 S., Fr. 33.90

Vor fünfzig Jahren starb der spanische Maler, Bildhauer und Grafiker Pablo Picasso im 92. Lebensjahr. Anlass für ein weiteres Buch über das «Jahrhundertgenie». Braucht es das? Die Kunst- und Literaturkritikerin Rose-Maria Gropp ermöglicht einen neuen Blick auf das «System Picasso», indem sie den Schwerpunkt in ihrem Porträt auf Frauen setzt, die eine bedeutende Rolle im Leben von Picasso gespielt haben, von Fernande Olivier, der er 1904 begegnete, über Olga Chochlowa, seine erste Ehefrau und Mutter von Paolo, Françoise Gilot, die Mutter von Claude und Paloma, bis zu Jacqueline Roque, der zweiten und letzten Ehefrau.

## Demütige Unterwerfung

So sind elf sorgfältig recherchierte Biografien entstanden, die vom Leben der Frauen vor, während und nach der Zeit mit dem «Minotaurus» (Selbstbeschreibung des Malers) erzählen. Und Gropp schildert das Geflecht der untereinander verwobenen Lebensbegleiterinnen (nicht alle waren Geliebte), die um den strahlenden Mittelpunkt ihrer Welt kreisten.

Picassos Leidenschaft für die Weiblichkeit ist legendär, und er scheint eine magische Anziehungskraft gehabt zu haben; seine auratische Ausstrahlung nahm mit dem wachsenden

*Ohne eine Frau an seiner Seite konnte er nicht sein; wurde er einer überdrüssig, kam die nächste.*

Ruhm noch zu. Ohne eine Frau an seiner Seite konnte er nicht sein; wurde er der Gefährtin überdrüssig, nahm die nächste, jüngere ihren Platz ein. Wobei der Maler schwer loslassen konnte, manche Verhältnisse unterhielt er parallel, treu im sexuellen Sinne war er nie. Damit musste die jeweilige «Hauptfrau» (wie auch die beiden Ehefrauen) leben, ebenso mit der Tatsache, dass die Bildnisse der abgelegten Frauen in die Porträts der neuen Frau Eingang fanden und so von ihr Besitz ergriffen. Diese Verletzungen waren nicht einfach zu ertragen. Andererseits kümmerte sich der vermeintliche Egomane lebenslang um den Unterhalt der



*Eigenes Selbstbewusstsein:* Françoise Gilot mit Picasso, 1948.

Frauen, die finanziell nicht auf eigenen Füßen stehen konnten.

Dem jungen, noch unbekanntem Maler öffnet die amerikanische Sammlerin und Schriftstellerin Gertrude Stein in Paris die Türen ihres Salons. Die exzentrische Dame erkennt das geniale Potenzial in Picasso – empfindet sie sich doch selber als Genie. Sie erwirbt viele seiner Werke und vermittelt ihm andere Sammler. Durch die Ehe mit der Tänzerin und Exilrussin Olga Chochlowa 1918 findet der zunehmend erfolgreiche Künstler Einlass in die Welt des Tanzes und des Theaters, er entwirft Bühnenbilder und Kostüme. Die Ehe scheidet, als er 1927 die siebzehnjährige Marie-Thérèse Walter auf der Strasse anspricht und sie porträtieren möchte – und nicht nur das. Sie wird die Mutter seiner Tochter Maya und ihr weiteres Leben ganz Picasso weihen, sie unterwirft sich demütig all seinen Wünschen und Launen. 1977 erhängt sie sich, ein Leben ohne Picasso ist für sie nicht vorstellbar.

## Frau als Spiegel

Die nächsten beiden Frauen an seiner Seite, Dora Maar und Françoise Gilot, sind aus anderem Holz geschnitzt, sie sind beide künstlerisch tätig und haben dem vereinnahmenden Giganten ein eigenes Selbstbewusstsein entgegenzusetzen. Françoise Gilot verlässt ihn nach zehn

Jahren Zusammenleben 1953 mit den beiden gemeinsamen Kindern – der Maler verzeiht ihr das nie. Einen Picasso verlässt man nicht. Der neunzehnjährigen Sylvette David begegnet er 1954, er wird das schüchterne junge Mädchen mit dem blonden Pferdeschwanz in etwa sechzig Porträts darstellen und ihr nie zu nahe kommen, ihre Naivität hat etwas Unberührbares.

Mit der damals 26-jährigen Jacqueline Roque lebt der Maler ab 1953 zusammen, sie wird 1961 seine letzte Ehefrau und sein am häufigsten porträtirtes Modell, etwa vierhundert Bilder und Zeichnungen gibt es von ihr. Sie verschreibt sich ganz dem alternden Genie, ihre Bestimmung sieht sie in der Hingabe an den alles überstrahlenden Fixstern. Nach Picassos Tod ist die erst 47-jährige ausserstande, ein unabhängiges Leben aufzubauen. Der ererbte Reichtum kann ihr Unglück und ihre Einsamkeit nicht heilen. 1986 erschießt sich Jacqueline Roque.

Bei allem Leiden der von Picasso gequälten Frauen: Sie trafen die Entscheidung, und sie wären ohne ihre Beziehung zu dem ruhmreichen Künstler nicht

von öffentlichem Interesse (Gertrude Stein ist die Ausnahme), darauf weist die Autorin ausdrücklich hin. Und sie findet das zutreffende Bild der Frau als Spiegel, den der Maler täglich aufs Neue braucht, um sich in seinem «Objekt» wiederzufinden und bestätigen zu können. Bis der Spiegel zerspringt.

## Gott hat immer das letzte Wort

Otto A. Böhmer

Otfried Höffe: Ist Gott demokratisch? Zum Verhältnis von Demokratie und Religion. Hirzel. 232 S., Fr. 37.90

In seinem neuen Buch untersucht der Philosoph Otfried Höffe, schon lange einer der Besten seiner Zunft, wie Gott und die ihm geltende Religionsausübung mit der Demokratie zusammengehen, an der sich unser freiheitlich geprägtes Lebensgefühl orientiert, das längst nicht mehr unangefochten ist. Der Ausgangspunkt für die provokant anmutende Frage «Ist Gott demokratisch?» scheint einfach zu sein: «Die Demokratie ist, freilich in Grenzen, für das weltliche Wohlergehen, die Religion für die ewige Glückseligkeit zuständig.»

Konfliktfälle werden damit erst einmal nicht angesprochen. Wenn es sie gibt, «dann muss die Demokratie auf ihrem Recht beharren, Letztentscheidungen zu treffen, während

### *Die Berufung auf Gottes Willen hat es heute nicht mehr so leicht wie noch vor Jahrhunderten.*

Religionsgemeinschaften einer anderen höchsten Instanz unterworfen sind und ihr, Gott, mehr zu gehorchen verlangen als jeder weltlichen Obrigkeit». Die Berufung auf Gottes Willen hat es heute nicht mehr so leicht wie noch vor Jahrhunderten; der oberste Dienstherr macht sich rar.

Wer dennoch seinen dauerhaften Wohnsitz in die Gläubigkeit verlegt hat und keine Rechtfertigungsdiskussionen mehr führen will, kann sich in eine eigens für ihn eröffnete Stille zurückziehen, aber auch, was komplizierter anmutet, sich zu wutbürgerhafter Rechthaberei aufschwingen. All das muss, aus Sicht Demokratie-interner Betriebsabläufe, auszuhalten sein.

Gott hat unter Ewigkeitsgesichtspunkten das letzte Wort, womit er immer auch, zeitgleich, zu den Ursprüngen zurückkehrt («Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott», Johannevangelium); ein berührendes Kunststück, das für irdische Entscheidungsfindungen allerdings nicht zählt: «Vor den Frommen oder den ganz Frommen, vor denen manche westlichen Theologen oder «Religionsintellektuelle» warnen, hat der säkulare Staat keine Angst. [...] Eine Religionsgemeinschaft darf sich den staatlichen Gewalten nicht entziehen. Sie etwa durch ein eigenes religiöses Recht ausser Kraft zu setzen und eine Paralleljustiz einzurichten, ist ihnen verboten. Folglich ist ihnen, es sei wiederholt, innerreligiös eine Ex-Kommunikation, der Ausschluss aus der Religionsgemeinschaft, erlaubt. Diese darf aber keine rechtlich-politischen Folgen haben.»

#### **Im lebenslangen Kreisgang**

Mit «Ist Gott demokratisch?» hat Otfried Höffe ein weiteres bemerkenswertes Buch vorgelegt, das zum Nachdenken anregt. Seine «Zwischenbilanz», die sich von Zeit zu Zeit neu justieren lässt, fällt verhalten optimistisch aus. «Alle Personen, sowohl die natürlichen als auch die juristischen Personen wie Religionsgemeinschaften, haben schon aus Gründen des aufgeklärten Eigeninteresses genügend Argumente für eine äusserliche, überdies auch innere Zustimmung zur konstitutionellen Demokratie.»

So soll es bleiben. Wir befinden uns, oft ohne es zu merken, im lebenslangen Kreisgang, was schon Hegel wusste, der sich darauf verstand, aus Ahnungen begründete Vermutungen abzuleiten. Gott ist darin eingewoben, was auch

der Nichtgläubige mitbekommen kann, wenn ihn, aus heiterem Himmel, fromme Gefühle befallen. Wer in einer anmutigen Hügellandschaft auf einer gestifteten Bank Pause macht und ins Tal schaut, mag auf einmal von dort, aus dem Talgrund, Glockenklang hören. Nicht zu laut und keineswegs aufdringlich; dann kann es sein, dass auch der Religionsverächter, dem die Nachdenklichkeit geblieben ist, sich an Gottes legendäre Zustandsbeschreibung erinnert fühlt, die aus einem Dornbusch an Moses erging, der mit dem zuvor ausgesprochenen Bilderverbot nicht so ganz einverstanden war: «Ich werde sein, der ich sein werde», sagt Gott, und da darf man, in aller Bescheidenheit, hinzufügen: «Ich auch ...»



## **Auf Tuchfühlung mit grossen Denkern**

*Nathalie Zeindler*

**Beni Thurnheer:** Der Sportreporter und die Philosophen. Weber. 180 S., Fr. 41.90

Im Laufe seiner Karriere als Sportreporter wurde Bernard Thurnheer nicht nur mit legendären Fussballtoren und umstrittenen Schiedsrichterentscheidungen konfrontiert, sondern auch mit Grundsatzfragen, Unwägbarkeiten und Zweifeln. «Der sportliche Wettkampf ist so etwas wie eine vereinfachte Darstellung des Lebens. Metaphern für allgemeine Lebenslagen liefert der Sport ja zuhauf. Da wird jemandem die gelbe Karte gezeigt, da führt einer die feinere Klinge, da wird der Stab übergeben, eine Auswechslung vorgenommen, ein Schlusspurt hingelegt», schreibt der Autor. Das be-

deutet auch, dass Fussball nicht bei der Torlinie aufhört und das Geheimnis dieses Sports auch das Drama des Lebens in seiner Vielfalt und zugleich Einfachheit beinhaltet.

#### **Gratwanderung**

Während der Pandemiezeit hat Thurnheer wie viele andere Menschen vermehrt den Weg nach innen gesucht mit dem damit verbundenen Wunsch, die Welt zu ergründen und dabei in einen Dialog mit berühmten Philosophen zu treten – eine unerwartete Weiterentwicklung von jemandem, der als «Schnurri der Nation» bezeichnet wurde und damit wohl auch hin und wieder gerungen haben dürfte. Bei diesem Ausdruck schwingt ein negativer Unterton mit, der Vorwurf der Oberflächlichkeit. Das mag dazu beigetragen haben, dass sich Thurnheer von diesem Image allmählich lösen und eine andere, tiefgründigere Seite von sich zeigen wollte.

Unter anderem äussert er sich über den schwierigen Übergang vom Sport zur Unterhaltung. Der Sportreporter Karl Erb hatte ihm davon abgeraten. «Hätte ich mir vielleicht einen anderen Namen zulegen sollen?», fragt Thurnheer den Philosophen Voltaire, der einen Künstlernamen annahm, um besser gehört zu werden. Er unterhält sich mit ihm auch über

### *«Der sportliche Wettkampf ist so etwas wie eine vereinfachte Darstellung des Lebens.»*

die Meinungsfreiheit, die sich naturgemäss nur entfalten kann, wenn es mehrere Standpunkte gibt, also in der Öffentlichkeit. Diese versuchte Voltaire einst durch Publikationen und Briefe, die er an aufgeschlossene Adlige schrieb, herzustellen.

In seinem Buch befasst sich Thurnheer einerseits mit schwerer Kost, vereinfacht diese jedoch in Form von kurzweiligen Gesprächen mit Philosophen wie Aristoteles, Sokrates oder Machiavelli mit dem Ziel, deren Ansichten in die heutige Zeit zu übertragen. Er hat versucht, die philosophische Denkweise klar zu vermitteln und die Gelehrten gegenwartsnah sprechen zu lassen. Allerdings sind deren Ausführungen nicht erfunden. Vielmehr handelt es sich um Aussagen, welche die Philosophen tatsächlich festgehalten haben, und dazu gehören Gedanken über Positivismus, Altruismus oder Idealismus.

Es ist eine Gratwanderung. Der Autor hat sich zunächst auf das Hauptwissen der Denker sowie auf deren Leben konzentriert und daraus Interviews verfasst, gepaart mit Erlebnissen aus seinem eigenen Leben. Thurnheers Bezug zu den jeweiligen Philosophen wirkt zuweilen etwas konstruiert, dennoch laden seine Ausführungen zu einer Gedankenreise ein.

## Erinnerungskultur

# Vergessen und Verdrängen

Jorge Luis Borges berichtet in seiner Erzählung «Der Zahir» (1949), wie eine argentinische Münze im Wert von zwanzig Centavos, ein Zahir, ihn so in ihren Bann schlägt, dass er an nichts mehr anderes denken kann. Immerfort muss er sie sich vorstellen. Er wendet verschiedene Tricks an, um sich von der Besessenheit zu lösen: Er versucht, sich andere Münzen auszudenken, oder macht sich eine Bleistiftskizze einer englischen Guinee. Nichts hilft, auch der Besuch beim Psychiater nicht. Diese billige Nickelmünze nimmt ihn ganz in Beschlag. Borges muss erkennen, dass ihr die entsetzliche Eigenschaft innewohnt, nicht vergessen werden zu können.

### Das Versenkte und Versunkene

In diese Erzählung eingeflochten ist eine Notiz, dass es im alten Persien in einer Schule zu Schiraz ein kupfernes Astrolabium gegeben habe, «solcherart, dass wer auch immer es einmal gesehen hatte, nie mehr an etwas anderes denken konnte; weswegen der König den Befehl erteilte, dasselbe in den Tiefen des Meeres zu versenken».

Dieser König verkennt, dass man nicht befehlen kann, etwas zu vergessen, dass im Gegenteil das Versenkte und Versunkene die Gedanken anzieht. Jahrzehntlang hatten die Machthaber in der Sowjetunion die grauenhaften Verbrechen der Stalinzeit mit dem dicken Tuch des Vergessens und Verdrängens zuzudecken versucht. Aber immer wieder haben mutige Zeugen wie Solschenizyn und Kopelew den Schleier angehoben. Auch in China wird die blutige Niederschlagung der Proteste der Demokratiebewegung vom 4. Juni 1989, bei der bis zu 3000 Menschen getötet wurden, auf die Länge nicht totgeschwiegen werden können. Jeder Inhalt, der etwas mit dem Tiananmen-Massaker zu tun hat, ist für Netznutzer noch heute in China blockiert.

Doch die Wahrheit wird aus den tiefsten Tiefen des vermeintlichen Vergessens gegen jeden Widerstand emporquellen. Das Volk, das den Duft der Freiheit einmal gerochen hat, will die ganze Freiheit und Wahrheit, die verborgen gehaltene und vertuschte Wahrheit.

Kurt Steinmann

## Optimistischer Tabubrecher

Pierre Heumann

Tom Segev: Jerusalem Ecke Berlin.  
Erinnerungen. Siedler. 416 S., Fr. 46.90

Der israelische Historiker und Publizist Tom Segev nimmt den Leser mit auf eine spannende Reise durch die Geschichte seines Landes. Er tut das als Insider, ist er doch einer der besten Kenner von Israels Werdegang, über den er zahlreiche Bücher verfasst hat, mit denen er weltweit bekannt wurde. Gleichzeitig fühlt sich Segev, 1945 in Jerusalem geboren, auch als Aussenseiter, was seinen Blick für Widersprüche und Gegensätze in der israelischen Gesellschaft schärft, denen er kritisch, mitunter auch humorvoll auf den Grund geht.

Der Buchtitel «Jerusalem Ecke Berlin» reflektiert seine duale Identität. Die Deutschen und der Holocaust, der Zionismus und der Krieg mit den Arabern hätten sein Leben weitgehend geformt, schreibt er in seiner Autobiografie. Seine Eltern flohen 1935 aus Deutschland nach Palästina. Doch Wurzeln schlagen konnten sie nicht. Vielmehr erschien ihnen, auch zehn Jahre nach ihrer Flucht, «jeder weitere Tag in Palästina sinnlos, und sie planten ihre Heimkehr nach Deutschland». Seine Mutter, eine Christian, die einen Juden geheiratet hatte, der im Unabhängigkeitskrieg umkam, las ihrem Sohn deutsche Kinderbücher vor, und sie bestand darauf, dass er ein reines Hochdeutsch sprach. Er hiess damals noch Tito Schwerin. Erst später nahm er den hebräischen Namen Tom Segev an.

### Positive Bilanz

Segev, einer der prominentesten Historiker des Landes, hat sich immer wieder als Tabubrecher profiliert. Das trug ihm den Zorn der Rechten und die Achtung der Linken ein. So stellt er die weitverbreitete These in Frage, wonach die Erinnerung an den Holocaust zur Einheit Israels beitrage. Das Gegenteil sei der Fall, schreibt er. Die einen würden die Unterdrückung der Pa-

*Segev gehört zu den ersten Historikern, die Gründungsmythen Israels hinterfragt haben.*

lätinenser und die israelische Siedlungspolitik in den besetzten Gebieten unter Berufung auf die Erfahrungen während des Zweiten Weltkriegs rechtfertigen. Die anderen würden aus der Shoah humanitäre Lehren ziehen und daraus die Verpflichtung zur Demokratie sowie den Kampf gegen den Rassismus ableiten.

In seiner Biografie deckt Segev sowohl private als auch nationale Mythen auf. Er sei etwa



Widersprüche und Gegensätze: Jerusalem.

mit der Erzählung aufgewachsen, dass sein Vater Heinz in Deutschland im KZ war und im israelischen Unabhängigkeitskrieg als Soldat gefallen sei. Beides sei falsch, fand Segev heraus. Seine Mutter habe sich wohl gedacht, dass er mit einem Heldenvater leichter leben könne als mit der Tatsache, dass sein Vater bei einem Unfall ums Leben kam.

Segev gehört zu den ersten Historikern, die Gründungsmythen Israels hinterfragt haben. Möglich wurde das mit der Öffnung der Archive des Staates und des Militärs, die er eingehend studierte, und wonach er zum Schluss kam: «So hatten wir es nicht in der Schule gelernt.» Nicht alle Kriege seien Israel aufgezwungen worden, schreibt er, nicht immer habe man alles Erdenkliche getan, um kriegerische Auseinandersetzungen zu vermeiden. Entgegen der Gehirnwäsche, der man die Bürger unterzogen habe, seien nicht alle arabischen Staaten immer und ausnahmslos gegen Verhandlungen mit Israel gewesen.

Schonungslos greift Segev heikle und kontroverse Themen auf. Der liberale Zionismus, der die Gründer des Staates hätte beseelen sollen, liege in den letzten Zügen, schreibt er, wobei dieser Niedergang nicht erst jetzt eingesetzt habe. Er finde den Staat Israel zwar zuweilen «unausstehlich», meint er und nennt unter anderem den Fanatismus und den Terror. Und doch: Die Bilanz falle am Ende für ihn positiv aus, schreibt er versöhnlich. «Was ich hier liebe, das übertrifft, was ich abscheulich finde.»





## Braves Enfant terrible Wolfgang Koydl

**Carsten Linnemann:** Die ticken doch nicht richtig! Warum Politik neu denken muss. Herder. 160 S., Fr. 31.90

Carsten Linnemann ist von den Genen verflucht. Oder verwöhnt? Denn niemand würde glauben, dass der deutsche CDU-Abgeordnete schon 45 ist. Er sieht aus wie der Streber von der ersten Bank, der sich auf die Matura vorbereitet. Der Fluch: So jugendlich nimmt man ihn nicht so recht ernst. Der Segen: Er kann noch im besten Mannesalter den jugendlichen Rebellen mimen.

Das tut er in Vollzeit und mit Leidenschaft. In der immer strammer auf ihren Chef Friedrich Merz zugeschnittenen Unionspartei ist er so etwas wie die geduldete Einmannopposition, das ewige Enfant terrible. Mit Betonung auf «Enfant». In dieser Eigenschaft schreibt er Bücher, deren Titel dem Volk nach dem Maul reden. Erst «Die machen eh, was sie wollen» und nun «Die ticken doch nicht richtig!».

Indes: Bereits die Untertitel lassen durchblicken, dass er das Volk doch nicht so richtig verstanden hat: «Politik muss besser werden» und «Warum Politik neu denken muss». Politik? Wie wäre es mit Politikern, die besser werden und neu denken sollten? Jene Menschen, die dafür gewählt und bezahlt werden. Leute

wie Linnemann. Eines muss man ihm lassen: Er legt eine schonungslose Analyse des beklagenswerten Zustandes von Deutschland vor. Meist redet er nicht selbst, sondern zitiert andere, die an Klarheit nichts zu wünschen übriglassen. Sie schildern ein Land, in dem nichts funktioniert, das an seiner aufgeblähten, unfähigen Verwaltung erstickt und wegen der Hasenfüßigkeit seiner Politiker auf der Stelle tritt.

### Klammheimlich abgekupfert?

Sogar Selbstkritik gibt es in, nun ja, überschaubarem Rahmen. Schliesslich hat Linnemanns Partei die letzten sechzehn Jahre regiert, hat er selbst wichtige Parteiämter innegehabt. Aber überwiegend bekommt die neue Ampelregierung aus SPD, Grünen und FDP ihr Fett weg. Ansonsten richtet sich die Kritik händeringend ins Nichts. Und gegen das Volk, dessen wachsende Staatsgläubigkeit Linnemann rügt. Entschuldigung, ist es nicht der Staat, der sich immer mehr Allmacht und Vollmachten aneignet?

Linnemann, immerhin stellvertretender Bundesvorsitzender der CDU, weiss aber auch, dass man von ihm Lösungsvorschläge erwartet. Davon gibt es fünfzehn Stück: mehr Föderalismus, weniger Beamte, ein Bundeskanzler, der nur zwei Amtszeiten walten darf, ein kleinerer Bundestag, ein abgespeckter öffentlich-rechtlicher Rundfunk, eine Europäische Zentralbank, die ihre Aufgabe erfüllt, und eine Europäische Union, die sich nicht in alles einmischt.

Vieles tönt bestechend, und man fragt sich, warum noch niemand auf diese Ideen gekommen ist. Doch halt! Das meiste gibt es bereits – im Parteiprogramm der AfD. Kann es sein, dass Linnemann es klammheimlich gelesen und abgekupfert hat? Falls ja, lässt er sich nichts anmerken. Die AfD findet in seinem Buch bestenfalls zwischen den Zeilen Erwähnung – wenn er den üblichen Mainstream-Appell an alle demokratischen Kräfte im Land richtet. Höchste Zeit für Linnemann, einmal neu über die politische Landschaft in Deutschland nachzudenken.



„Schön und gut, aber kannst du dich vielleicht auch mal wieder um mich kümmern?“



## Die Bibel Wer ist mein Nächster?

*Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst* (Leviticus 19, 18). – Das Gebot der Nächstenliebe steht mitten in der jüdischen Thora. Es wird von Jesus zitiert und im Gleichnis vom barmherzigen Samaritaner anschaulich gemacht (Lukas 10). Es gehört zu den beliebtesten Bibelstellen, besonders unter den Fürsprechern des Sozialstaats und der weltweiten Umverteilung. Es ist jedoch nicht wichtiger als die Botschaft von der Gnade Gottes und von der Auferstehung der Toten. Daher stellt sich die Frage, wer «der Nächste» ist. Das Gleichnis war ja die Antwort Jesu auf genau diese Frage. Das hebräische Wort *réa'* heisst Gefährte, Freund oder Nächster. Das zugehörige Verb bedeutet, sich mit jemandem einlassen. Zuweilen ist mit *réa'* der Volksgenosse gemeint, doch wäre es zu eng, ihn als Angehörigen einer geschlossenen Gruppe zu beschreiben. Es kann sich einfach um einen Mitmenschen handeln, dem man zufällig begegnet. Im Gleichnis lässt sich der Samaritaner auf den Notleidenden ein, weil dieser am Wegrand liegt, wo er vorbeikommt. Das ist der entscheidende Punkt: Die Liebe ereignet sich in der Begegnung von Mensch zu Mensch. Wenn nun Regierungen die Einwanderung von Leuten aus aller Welt wahllos zulassen, können sie sich nicht auf das Liebesgebot berufen. Falls es dafür gute Gründe gäbe, wären diese glasklar zu erläutern und demokratisch zu legitimieren. Eine Regierung hat die Aufgabe, die Staatsbürger und die im Land Anässigen zu schützen und ihre Interessen zu wahren. Der Gratiszugang zu Infrastrukturen, welche die Steuerzahler über Jahre aufgebaut haben, gehört nicht dazu. Das Motiv der Regierungen ist ihr moralischer Narzissmus. Er verleitet sie zum Wegschauen bei unechten Flüchtlingen. Aber geschleihte Grenzen erzeugen keine Liebe. Sie fördern Fremdenfeindlichkeit und Bürgerkriege.

Peter Ruch

# Herzschlag eines halben Jahrhunderts

Vor fünfzig Jahren veröffentlichten Pink Floyd «Dark Side of the Moon». Das Werk bleibt faszinierend.

David Schnapp

**Pink Floyd:** Dark Side of the Moon. Deluxe-Boxset (2 LPs, 2 CDs, 2 Blu-Rays, 2 Bücher, 27 Singles). Erscheint am 24. März

Es beginnt mit einem Herzschlag, erst ist er kaum wahrnehmbar, um dann zum pulsierenden Takt des Lebens anzuschwellen. Es folgen Geräusche, tickende Uhren und eine Männerstimme, die aus dem Hintergrund gesteht: «I've always been mad, I know I've been mad, like the most of us ... very hard to explain why you're mad, even if you're not mad.» Auf eine fast schon bedächtige melodische Einleitung singt David Gilmour sanft und eindringlich zugleich die Zeilen «Breathe, breathe in the air / Don't be afraid to care». Bis heute klingt diese Eröffnungssequenz von Pink Floyds «Dark Side of the Moon» so fesselnd und frisch, dass man ihr kaum das Alter anhört.

Das Konzeptalbum der britischen Band hat auch fünfzig Jahre später nichts von seiner Magie verloren. Möglicherweise, weil das übergeordnete Thema der 42 Minuten und 35 Sekunden Musik – die Geburt, das Leben, der Tod sowie die Zumutungen und der Wahnsinn dazwischen – nichts von seiner Aktualität eingebüsst hat. «Dark Side of the Moon» ist viel mehr eine mentale als eine astronomische Standortbestimmung.

Zur ungebrochenen Gültigkeit des Inhalts kommen so viele gute bis geniale musikalische Ideen, die auf dichtem zeitlichem Raum komprimiert sind, sowie herausragendes Songwriting dazu, dass man sich nur schwer der Anziehungskraft der zehn Songs entziehen kann. Und schliesslich ist «DSOTM» der klingende Beweis für die durchschlagende kollektive Kraft der Kreativität einer der interessantesten Bands in der Geschichte der Rockmusik – auf einem ersten Höhepunkt ihrer Möglichkeiten. «Dark Side of the Moon» gilt heute mit 45 bis 50 Millionen verkauften Einheiten als eines der drei erfolgreichsten Musikalben aller Zeiten, es stand fast vierzehn Jahre lang in den amerikanischen Billboard-Charts. Jährlich werden noch heute 200 000 Exemplare abgesetzt. Über die

Gründe für diesen Langzeiterfolg gibt es verschiedene Theorien. Eine davon lautet, dass zu Beginn viele Kassetten verkauft wurden, die später durch die neu erfundenen CDs ersetzt wurden. Eine andere besagt, dass das Werk als audiophile Referenz anhaltendes Interesse hervorruft und deshalb immer wieder erworben wird.

## Getrieben von Emotionen

Und die dritte und schönste Theorie ist natürlich, dass «Dark Side» eine nicht durch Moden limitierte Gravitationskraft hat, von der sich immer neue Generationen von Musikhörern angezogen fühlen. «Die Themen haben immer noch dieselbe Relevanz, die sie einst hatten», fasst es David Gilmour zusammen. «Das Album ist getrieben von Emotionen, es gibt nichts Künstliches daran», so sieht es Roger Waters.

Auf die Eröffnungssequenz mit der Geräuschkomposition «Speak to Me» und dem eher ruhigen «Breathe» folgt «On the Run», ein für die Entstehungszeit ausserordentlich innovatives Stück, das treibend, drängend und beängstigend Stressmomente hörbar macht. Der Song hiess ursprünglich «The Travel Sequence»; die Band reiste zur Zeit der Entstehung des Albums sehr viel – unter anderem durch die USA und nach Japan. Insbesondere bei Keyboarder Richard Wright (1943–2008) löste das Fliegen enorme Ängste aus. Das In-



Mentale Standortbestimmung:

strumental gehört zu den frühen populären Stücken, die auf einem Synthesizer entstanden sind. Pink Floyd, die immer schon ein Faible für fortgeschrittene Audio- und Videotechnik hatten, benutzten einen analogen EMS Synthi AKS mit Sequenzer. Eine schlichte Tonabfolge wurde stark beschleunigt, um den erwünschten Effekt zu erzielen, und durch weitere Geräusche sowie Studiotricks wie eine rückgekoppelte Gitarre angereichert.

Die Klangcollagen, die das Album durchziehen, sind integraler Bestandteil des Soundbildes. Je nach Art und Qualität der Wiedergabequelle treten die tieferen Schichten der Songs hervor und geben der Musik eine neue, ungehörte Note. «Time» wird mit dem Ticken und Klingeln von Weckern und Pendeluhrn eröffnet. Für «Money» hatte Roger Waters Registrierkassengeräusche und den Klang einer Münze, die in einer Töpferschale geschwenkt wird, aufgenommen und aus den einzelnen Tape-Stücken das Intro zusammengeklebt – lange vor den Möglichkeiten, die das digitale Sampling und Klangbibliotheken heute bieten.



Pink Floyd: Roger Waters, David Gilmour, Richard Wright (v. l.) und Nick Mason (vorne).

Um die Songs von «Dark Side» noch besser miteinander zu verknüpfen, kam Waters auf die Idee, Interviews mit Mitarbeitern der Abbey Road Studios und der Road-Crew von Pink Floyd aufzunehmen. Er schrieb Fragen – «Was ist deine Lieblingsfarbe?» oder «Wann warst du das letzte Mal gewalttätig?» – auf Karten. Die Leute sprachen ihre Antworten ohne Aufsicht in ein Mikrofon, und die Interviewschnipsel wurden dann in den endgültigen Mix eingefügt. Auch Paul McCartney, der zur gleichen Zeit in den Studios arbeitete, war unter den Befragten, aber Waters hielt seine Antworten für unbrauchbar. «Er war die einzige Person, die eine Performance hinlegte, was natürlich nutzlos war», sagte Waters dem Pink-Floyd-Biografen John Harris. «Er hat versucht, lustig zu sein, was überhaupt nicht in unserem Sinn war.»

Für den britischen Musikproduzenten Philip «Pip» Williams ist «Dark Side» das zweite Album der «grossen drei». Viele Bands hätten einen Kreativitätshöhepunkt, der sich über etwa drei Alben hinwegziehe, ist er überzeugt. Bei Pink Floyd seien das «Meddle» (1971),

«Dark Side of the Moon» (1973) und «Wish You Were Here» (1975). Über eine – gemessen an der Bandgeschichte ab 1965 bis heute – relativ kurze schöpferische Phase gelang es den vier Musikern, ihre individuellen Fähigkeiten zu harmonisieren und aus einzelnen Ideen in der

*Je nach Wiedergabequelle treten die tieferen Schichten hervor und geben der Musik eine neue, ungehörte Note.*

Summe ein grosses Ganzes zu gestalten. Dabei spielt der eher scheue und zurückhaltende Keyboarder Rick Wright eine entscheidende Rolle. Dass er später vom Bassisten und Texter Roger Waters aus der Band gedrängt wurde, hat erst dem kreativen Potenzial der Gruppe geschadet und dann zum Bruch geführt.

Gleichzeitig hatte Roger Waters ab 1971 Texte zu schreiben begonnen, «die tatsächlich etwas bedeutet haben», so David Gilmour. Davor habe er sich bisweilen dafür geschämt, was er zu singen hatte. Der phänomenale Gitarrist Gilmour,

der auch die meisten Songs auf «Dark Side» singt, sah es immer als seine Aufgabe an, «die Verantwortung dafür zu übernehmen, dass die Musik nicht auf den zweiten Platz hinter die Texte gedrängt wird». Dies ist bei den «grossen drei» zweifellos gelungen. Sie zeichnen sich durch teilweise überlange, von rein musikalischen Passagen getragene Songs wie «Echoes» auf «Meddle» oder «Shine On You Crazy Diamond» auf «Wish You Were Here» aus.

### Versöhnlicher Schluss

Und auf «Dark Side» ist die Richard-Wright-Komposition «The Great Gig in the Sky» das Stück mit der vielleicht höchsten Intensität. Ein Song über den Tod, der letztlich aus einem ausgedehnten Pianosolo und dem ergreifenden Gesang Clare Torrys besteht, der völlig ohne Worte auskommt und dem Lied eine geheimnisvolle Aura verleiht. Dazu passt, dass die Sängerin kurzfristig ins Studio gerufen wurde und niemand von der Band genau wusste, was sie eigentlich tun sollte: «Ich entschied dann, dass ich wie ein Instrument agieren würde, das gab mir die Richtung vor.» Der Toningenieur Alan Parsons nahm einige Versuche auf, «aber ich dachte, dass mein Beitrag niemals das Licht der Welt erblicken würde, weil keines der Bandmitglieder irgendetwas dazu gesagt hat», erzählte Clare Torry Jahre danach.

«Es ist einfach, «Dark Side» heute als Wendepunkt in unserer Bandgeschichte zu sehen. Aber damals war es einfach das nächste Album, an dem wir arbeiteten», sagt Schlagzeuger Nick Mason. Schliesslich erwies sich die Platte mit dem ikonischen lichtbrechenden Prisma auf dem Cover nicht nur als geniale Studioarbeit. Pink Floyd hatten schon zuvor viele Songs des Albums live gespielt und wurden danach zur musikalischen Attraktion in Stadien. «Dark Side» festigte den Ruf einer grossartigen Live-Band, wobei die einzelnen Mitglieder auf der Bühne oft hinter ihre eigene Musik traten und mit den Möglichkeiten audiovisueller Effekte experimentierten. David Gilmour war mittlerweile ein Weltklassegitarrist, was auf Songs wie «Money» zu hören ist und dann vor allem auch bei Auftritten zum Ausdruck kam.

In der Meinung von Pip Williams ist «Dark Side» ein «Monument» und neben einigen Beatles-Werken eines der einflussreichsten Alben der Rockgeschichte. «Musikalisch ist diese Aufnahme ohne jede Schwäche», sagt der Produzent. Sie besteht letztlich aus zwei Seiten einer Schallplatte, die jeweils ein durchgängiges Stück Musik beinhalten. Am besten ist es immer noch, sich hinzusetzen und sie ohne Pause durchzuhören. Und trotz der drängenden Themen wie Stress, Gier oder Tod endet «Dark Side of the Moon» letztlich versöhnlich: «Everything under the sun is in tune» – «alles unter der Sonne ist im Einklang» –, heisst es zum Schluss von «Eclipse».

## Fernsehen

# Nicht zum Schwärmen

Wolfgang Koydl

Der Schwarm: TV-Serie von Frank Doelger. ZDF. Acht Folgen. Abrufbar auf Play Suisse.

Es war ein Zufall, dass sich die Uno kurz vor der Ausstrahlung auf den Schutz der Weltmeere einigte. Kein Zufall war es, dass die ARD am selben Abend eine Dokumentation über die Nordsee ausstrahlte. Geschadet hat es dem ZDF und seiner bisher aufwendigsten und teuersten Produktion nicht: 44 Millionen Euro für den Achtteiler «Der Schwarm» nach Frank Schätzing gleichnamigem Bestseller. So war zusätzlich Aufmerksamkeit garantiert.

Das Buch ist mit tausend Seiten geschwätzig und daher zu lang. Die Story – eine neue Intelligenz im Meer sagt der Menschheit den Kampf an – ist bizarr. Beides schadete nicht: Weltauflage vier Millionen. Lange galt «Der Schwarm» als unverfilmbar, ein Urteil, das die ZDF-Produktion bestätigt. Obschon gekürzt, schleppt sich der Film langatmig dahin. Die Geschichte ist auch nicht plausibler geworden.

Schätzing kündigte die Zusammenarbeit mit den Filmemachern auf. «Es pilchert mehr, als es schwärmt», lästerte er über hölzerne Dialoge. Gut möglich, dass er seinen eigenen Roman nicht mehr im Kopf hatte, denn der Film folgt über weite Strecken der Vorlage. Mit einer Ausnahme. Natürlich musste die Besetzung divers sein. Deshalb gehört eine lesbische Romanze genauso dazu wie ein aggressiver Buckelwal. Ein norwegischer Biologe wird mit einem Schwarzen besetzt. Sein eher unafrikanischer Name bleibt aber erhalten: Sigur Johanson.

Die Zuschauer haben ihr Urteil schon gefällt. Am zweiten Abend brach die Quote dramatisch um 21 Prozent ein. Maritim gesehen herrschte Ebbe.



„Tut mir leid, dass es länger dauert. Der Koch sucht noch die Eier...!“



Hauch des Surrealen: «Allegorie der Eitelkeit» von Johann Heinrich Füssli, 1811.

## Kunst

# Privates erotisches Kabinett

Rolf Hürzeler

Füssli. Mode – Fetisch – Fantasie: Kunsthaus Zürich. Bis 21. Mai

Venus hat ihr Kleid über der Hüfte zusammengegriffen und entblößt ihren Hintern. Sie betrachtet sich in einem Spiegel, aber ihre vordere Körperseite entzieht sich dem Blick des Betrachters. Der Zürcher Künstler Johann Heinrich Füssli hat diese Federzeichnung Ende des 18. Jahrhunderts zu Papier gebracht. Das kleine Bild enthüllt und verdeckt gleichzeitig die körperlichen Reize der Frau – ein Spiel mit der Fantasie. Die spektakuläre Haarpracht, die die unbekannte Dame wie ein pompöses Modeaccessoire trägt, unterstreicht die Frivolität.

Das kleine Venus-Bild «Kallipyga» (schöner Hintern) hängt in der Ausstellung im Zürcher Kunsthaus. Sie zeigt rund sechzig, meist erotische Frauendarstellungen von Johann Heinrich Füssli (1741–1825), eine kleine Auswahl aus Hunderten Zeichnungen aus seiner Feder. Die Werke stehen in der Tradition eines antiken Weiblichkeitsideals, das Füssli mit üppigen

Garderoben und bombastischen Frisuren anreicherte, die den Figuren einen Hauch des Surrealen verleihen. Die Werke unterscheiden sich von seinen symbolistischen Ölgemälden, für die er zu seiner Zeit weitherum bekannt war.

Ein Gang durch die Ausstellung führt durch blau gehaltene Räumlichkeiten, die die meist nicht kolorierten Zeichnungen farblich kontrastieren. Nach der Begrüßung der Besucher durch eine Reihe weiblicher Rückenansichten im ersten Raum lockt die Ausstellung mit allen möglichen Frauenfantasien, denen Füssli erlegen ist: Modelle, aufwendig oder spärlich gekleidet, aber stets mit den auffälligen Frisuren.

Johann Heinrich Füssli wuchs in Zürich in einer zwinglianischen Familie auf und studierte nach väterlichem Zuspruch Theologie, die ihm wenig behagte. Allerdings zeugen seine frühen Frauenbilder von einer anfänglich rigiden Moral, wie die Zeichnung «Narr an der Angel einer Metze» belegt. Sie zeigt einen liegenden Soldaten, der einer Prostituierten ausgeliefert ist. Männer als Opfer tauchen auch in späteren erotischen Zeichnungen auf, etwa ein im Bett liegender Mann und drei Frauen, die sich seiner sexuell annehmen – eine Fantasie zwischen Lust und Schmerz.

Der Künstler Füssli verbrachte die längste Zeit seines Lebens in London, wo er zur kulturellen Elite gehörte. Henry Fuseli, wie er in Eng-

land hiess, erfuhr als Junge eine gestalterische Ausbildung durch seinen Vater, einen Maler. Vor allem aber erkundete er auf einer Romreise die Antike, der er sich wie die meisten Künstler seiner Zeit verbunden fühlte. Der Mann zeichnete sich stets durch ein bemerkenswert grosses Selbstbewusstsein aus, liess sich von niemandem dreinreden und hielt es nur für anständig, dass ihn Kunstkenner regelmässig aus seiner notorischen Geldnot retteten.

Stellt sich die Frage, für wen Füssli diese Zeichnungen anfertigte? Sie waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, allerdings wird er sie Freunden, vor allem wohl männlichen, gezeigt haben. Wobei man sich nicht täuschen lassen sollte: Die Zeit der Könige George IV. und William IV. war keineswegs prüde. Die Penny-Presse war damals in den grossen Städten weitverbreitet und lieferte ihrem Publikum täglich Skandalgeschichten der schlüpfrigen Sorte.

Einzelne Zeichnungen der weniger gewagten Art hat Füssli anscheinend Frauen geschenkt, die ihm Modell gestanden sind. Allerdings werden sie kaum je eine Haarpracht in der Form kühner Skulpturen oder hoher Türme getragen haben, die der Künstler zu Papier brachte. Das Zürcher Kunsthaus hat eigens einen renommierten Coiffeur in die Ausstellung geladen, um die Frisuren zu beurteilen – sie sind mit menschlichem Haar kaum umsetzbar. Gerade deshalb werden sie möglicherweise die Eitelkeit der Porträtierten befriedigt haben, die sie als eine Art Verkleidung sehen konnten.

### Schmerzhafte Positionen

Wenn einer wie Füssli solchermassen auf die weibliche Erscheinung fixiert ist, interessiert sein Privatleben. Spät in seinem Leben, mit 47 Jahren erst, heiratete Füssli. Er entschied sich für die zwanzig Jahre jüngere Sophia Rawlins, die praktischerweise ein Modell war, so dass er sie nicht mehr bezahlen musste. Vor allem aber beherrschte sie das Stillsitzen professionell, auch wenn sie über schmerzhafte Positionen klagte. Rawlins taucht auf zahlreichen Zeichnungen auf, oftmals als Prostituierte. Auch erscheint sie vielfach als dominant, was allenfalls ein apartes Licht auf das Liebesleben des Ehepaars wirft. Füsslis Verhältnis zu Frauen war zwiespältig. Er porträtierte die Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft und stand in intensivem Briefkontakt mit ihr. Gleichzeitig ist sein Befund überliefert: «Ich mag keine intelligenten Frauen. Sie bereiten nichts als Ärger.»

Naheliegender ist es, Füsslis Frauendarstellungen psychologisch zu interpretieren. Die Kunsthistorikerin Mechthild Fend ordnet seiner Obsession für Haare in einem Katalogbeitrag «fetischistischen Charakter» zu, weil er «Natürliches in Künstliches transformiert». Aber vielleicht wollte der Mann nur ein privates erotisches Kabinett schaffen als Gegenentwurf zur damaligen, reizlosen Alltagsmode, die alles verhüllte.

## Film Im Nebel des Krieges Daniel Weber

The Fog of War.  
Eleven Lessons from the Life of Robert S.  
McNamara (USA, 2003): Von Errol Morris.  
Auf Youtube.

Der Film ist zwanzig Jahre alt, aber er ist so brisant und aufrüttelnd wie eh und je. «The Fog of War» stammt von einem der besten Dokumentarfilmer, dem inzwischen 75-jährigen Amerikaner Errol Morris. International bekannt geworden war er mit «The Thin Blue Line» (1988), in dem er minutiös einen Polizistenmord rekonstruierte; der Film führte dazu, dass der unschuldig Verurteilte vor dem elektrischen Stuhl bewahrt und freigelassen wurde.

## Wenn leere Seiten nach Erfüllung lechzen...



Im Zentrum von «The Fog of War» steht ein Mann, der Weltpolitik mitgestaltete: Robert McNamara (1916–2009). Der brillante Intellektuelle und skrupellose Stratege war US-Verteidigungsminister während der Kubakrise 1962 und der Eskalation des Vietnamkriegs. Die Anlage des Films ist simpel: Wir sehen McNamara, der direkt zu uns – in die Kamera – spricht, ergänzt mit meisterhaft montiertem Archivmaterial. Der 85-Jährige ist noch immer ein messerscharfer Analytiker, der seine Biografie nicht beschönigt. «Glauben und Sehen sind oft falsch», lautet einer seiner Lehrsätze zur Kriegsführung, die den Film strukturieren. In einer Episode erzählt McNamara, wie er

1992, dreissig Jahre nach der Kubakrise, bei einem Treffen mit Fidel Castro in Havanna erfuhr, dass die Sowjetunion damals 162 Atomsprengköpfe auf der Insel stationiert hatte. Fassungslos stellte er Castro drei Fragen: «Wussten Sie, dass es diese Sprengsätze gab? Hätten Sie Chruschtschow empfohlen, sie im Fall eines amerikanischen Angriffs einzusetzen? Was wäre dann mit Kuba passiert?» Castros Antworten: «Ich wusste, dass sie da waren. Ich hätte es nicht empfohlen – ich *habe* es empfohlen. Kuba wäre total zerstört worden.»

### Zu komplex für unser Verständnis

Mit einer schmalen Lücke zwischen Daumen und Zeigefinger deutet McNamara an, wie nahe die Welt vor einer atomaren Katastrophe stand. Verhindert wurde sie dank dem Lehrsatz «Versetze dich in deinen Feind». Die wichtigste Einsicht aus der Kubakrise hätten die Amerikaner in Vietnam nicht beherzigt – um einen schrecklichen Preis.

Zur Frage, ob es moralisch gerechtfertigte Kriegshandlungen gebe, blendet McNamara zurück in «einen der brutalsten Kriege der Geschichte», jenen zwischen der USA und Japan 1941–45. Er war als junger Offizier mitverantwortlich für statistische Modelle zur ef-

*«Eine Lehre aus Vietnam ist, dass es für manche Probleme keine militärische Lösung gibt.»*

fizienten Flächenbombardierung von 67 japanischen Städten, die mit Brandbomben in Schutt und Asche gelegt wurden. Dabei starben in einer Nacht 100 000 Zivilisten. «Hätten wir weniger töten sollen oder niemanden?», fragt McNamara. «Und dafür den Tod Zehntausender unserer Soldaten riskieren?»

General Curtis LeMay habe gesagt: «Hätten wir den Krieg verloren, wären wir alle als Kriegsverbrecher angeklagt worden.» «Er hatte recht», sagt McNamara. «Aber was macht etwas amoralisch, wenn man verliert, und nicht amoralisch, wenn man gewinnt?» Krieg ist zu komplex für unser Verständnis. Im «Nebel des Kriegs» gibt es keine klaren Gewissheiten. Ausser vielleicht, was die pessimistische elfte Lektion postuliert: «Du kannst die menschliche Natur nicht ändern.»

Errol Morris verstand seinen Film auch als Kommentar zum zweiten Irakkrieg von 2003. «Ist eine der Lehren aus Vietnam, dass wir uns nicht in Probleme fremder Länder einmischen sollten?», fragt er einmal aus dem Off. «Nein», sagt McNamara, «eine Lehre ist, dass es für manche Probleme keine militärische Lösung gibt.» In unseren kriegslüsternden Zeiten, in denen als «Friedensschwurbler» beschimpft wird, wer Waffenlieferungen an die Ukraine in Frage stellt, ist das ein bedenkenswerter Satz.

## Film

# Sympathischer Dickwanst

Wolfram Knorr

**The Whale (USA, 2023):**

Von Darren Aronofsky. Mit Brendan Fraser, Sadie Sink, Ty Simpkins, Hong Chau

Charlie gibt Online-Englischkurse, durchgeführt mittels Zoom. Seine Schüler sieht er während seiner Ausführungen, aber ihn sehen die Studenten nicht. Seine Laptop-Kamera funktioniert nicht, behauptet er. Das ist natürlich eine Ausrede. Der wahre Grund, warum er sich nicht zeigt: Charlie ist adipös, ein Fleischberg, der mehr als 270 Kilo auf die Waage bringt und kaum in der Lage ist, sich ohne Rollator vom Sofa zur Toilette zu schleppen.

Gegen seine Fresssucht, von Pizzas über Brathähnchen bis Schokoriegel, unternimmt er trotzdem nichts. Gleich zu Beginn masturbiert er zu Schwulenfotos und kriegt darüber einen Herzinfarkt, der ihn fast ins Jenseits befördert. Sein Bluthochdruck ist immens, aber das ist ihm egal. Er ist deprimiert wegen des Todes seines Partners, eines früheren Schülers. Für den verliess er seine Frau und seine kleine Tochter Ellie; vor allem ihr gegenüber hat er Schuldgefühle und möchte sich mit ihr versöhnen, bevor er stirbt. In seiner Einsamkeit bleibt ihm nur Liz (Hong Chau), eine Krankenschwester, die ihn beschimpft und traktiert, weil er sich weigert, ins Krankenhaus zu gehen.

Sein Leben kompliziert sich, als der junge Thomas (Ty Simpkins), ein Evangelist wie Charlies Ex-Freund, den Kontakt zu ihm sucht und seine Tochter Ellie (Sadie Sink) sich ihm wieder nähert. Sein wahres Leben sieht er in der Literatur, besonders in «Moby Dick». Er weiss,

dass er der Wal ist, das monströse Wesen, das gejagt wird; von einer Gesellschaft, die die Fetten zu Aussätzigen erklärt.

Charlie ist Brendan Fraser, bekannt geworden durch die einst sehr erfolgreichen «Mummy»-Filme, in denen er sein Image eines weichen Vorstadt-Familienoberhaupts karikierte. Er sah aus, als wäre das Mähen des Rasens schon ein Abenteuer für ihn. Dieses ironische Spiel mit einem Nicht-Helden, der in Geisterbahn-exotischer Fremde zu ausserordentlichen Handlungen genötigt wird, kam an und war eine Spur «leicht-sinniger» als Harrison Fords «Indiana Jones». Und nun dieses Gesicht, mit digitaler Hilfe zum



**Rührender Rollmops:**  
Oscar-Gewinner Brendan Fraser.

geblähten Hefeteig geworden, das fast das gelegentlich eingesetzte 4:3-Format füllt. Samuel D. Hunter hat den Dickwanst zum Helden seines Bühnenstücks «The Whale» gemacht, eines moralischen Appells gegen das *fat shaming*. Der Extrem-Filmer Darren Aronofsky, der gerne quer zur Mainstream-Ästhetik arbeitet («Requiem for a Dream», «Mother!»), hat das Bühnenstück verfilmt und sich gnadenlos des Bühnen-Settings bedient. Jedermanns Sache ist das nicht; es sei denn, man gibt sich mit dem Voyeurismus zufrieden, den Aronofsky (auch) schamlos ausspielt. Der masturbierende, fressende, gigantische Rollmops aber hat natürlich, ganz der Political Correctness folgend, eine andere, sehr humane, rührende, liebenswerte, extrem sympathische Seite. Charlie ist der Forrest Gump der Adipösen.

Aronofsky spielt, bei aller Bühnenhaftigkeit, mit räumlichen Enghissen, die Charlie plagen. Hunter als Drehbuchautor hat dagegen praktisch nichts am Text geändert. So entsteht ein leider eitler Manierismus, Bedeutungshuberei. Die Verbindung zwischen Moby Dick und Charlie, seine kalenderspruchartigen Weisheiten über literarische Authentizität und seine Familien-Versäumnisse bilden ein Gemisch aus Kunst-Eitelkeit und Melodram.

Aber es ist eben eine Mixtur, die Hollywood liebt, besonders bei Stoffen über Aussenseiter – wie «Freaks» (1932) von Tod Browning über die Verlorenen einer «Raritätenshow» oder «Hoopla» (1933) mit Clara Bow und Ethel Greer, die 288 Kilo wog und nicht getrickt war. Es entstanden

Filme über Blinde, Stumme, Anorektische, Demente. «Rain Man» (1988), «Forrest Gump» (1995), «The Father» (2020) sind die spektakulärsten, weil es Hochleistungsküren von Gross-Mimen sind: Dustin Hoffman als Autist («Rain Man»), Tom Hanks als geistig Behinderter («Forrest Gump»), Anthony Hopkins als Dementer («The Father»). In diese Liga fügt sich nahtlos Brendan Fraser. Wie seine

Augen wie Leuchten aus den Tiefen seiner Gefühlswelt brennen: Das ist schon allerhand. Der Mann rührt, nicht nur bei den Streitereien mit Ellie, Liz oder dem Disput mit dem Evangelisten Thomas. Seine Präsenz ist einfach erstaunlich.

«The Whale» vermeidet jede naheliegende Sentimentalität und hat einige schöne Momente der Annäherung zwischen Charlie und Ellie, behutsam und anrührend, aber vieles an seinem Verhalten ist Pose, wird idealisiert, bleibt unglaubwürdig. Nur ist das genau das Rezept für Oscar-Nominierungen: seelenwunde Aussenseiter. Prompt hat Brendan Fraser die Auszeichnung für die beste männliche Hauptrolle gewonnen.



**Fast Schlafzimmer-Pop:** Rapperin SZA.

## Pop Blutige Liebe Benjamin Bögli

SZA: SOS

Wenn Rapper im Mainstream-Radio gespielt werden, ist das vergleichbar mit einem Independent-Film im Popcorn-Kino: Das Werk überwindet eindimensionales Gärtchendenken und begeistert die grosse Masse. An Eigenbrötler Tarantinos sonderbar gewalttätigen Filmen beispielsweise können sich die Leute kaum sattsehen. Im weiten Feld der Musik gelang dieses Kunststück nun auch der 33-jährigen Rapperin SZA (ausgesprochen: «Sisa»). Ihr zweites Album, «SOS», schwingt nicht nur in den R<sup>2</sup>n<sup>2</sup>B-, sondern auch in den Pop-Charts obenauf; einzelne Songs spielen die Hit-Radiostationen in ähnlich hoher Kadenz wie jene von Harry Styles. Hierzulande stieg die Platte auf Platz drei ein.

Auf «SOS» befinden sich sage und schreibe 23 Titel, erschienen ist das Album mit zweijähriger Verspätung im letzten Dezember. Die terminlichen Probleme führten zwischen



## Jazz

# Verweile, Augenblick

Peter Rüedi

Ralph Alessi Quartet (Florian Weber, Bänz Oester, Gerry Hemingway): *It's Always Now*.  
ECM 2722 4883265

Am Anfang ist jeder Komponist auch ein Improvisator, bis der Einfall, sozusagen durch Zellteilung, zu einem Organismus auswachsen kann. Andersrum ist jeder Improvisator auch ein Komponist. Schon wahr. Jazz ist «der Klang der Überraschung» (Whitney Balliett). Das meint nicht so sehr die Verblüffung des Publikums als vielmehr die Kunst des Improvisators, sich selbst zu überraschen (und sich durch seine Partner überraschen zu lassen), also Strategien der Selbstüberlistung zu entwickeln.

Zweifellos ist jede Kunst im Kern auch eine Form von Metaphysik, ganz im Sinn dessen, was Racine mit dem Satz gemeint hat, «alle Erfindung heisst aus nichts etwas machen». Andererseits ist keine Kunst denkbar ohne eine Art von Ratio. Zwar kreist der Jazz in etwas engeren Bahnen um den heissen Einfall, um eine Vielzahl von Einfällen («the sound of surprise»). Aber auch seine grössten Protagonisten haben eine Geschichte im Rücken: die Jazzgeschichte, die Musikgeschichte überhaupt. Und die Geschichte ihrer eigenen Biografie.

Der Trompeter Ralph Alessi, 1963 geboren in San Francisco, ab den achtziger Jahren in New York, zumal in der Downtown-Avantgarde-Szene und auch als Pädagoge zu Ansehen gelangt, unterrichtet zurzeit an der Hochschule Bern. Für seine jüngste CD mit dem schönen Titel «It's Always Now» (sozusagen Goethe/Fausts «Verweile, Augenblick») hat er ein europäisches Quartett versammelt mit dem Deutschen Florian Weber am Piano, dem Schweizer Bänz Oester am Bass und dem US-Drummer Gerry Hemingway (die beiden letzten ebenfalls Professoren, der eine in Basel, der andere in Luzern). Ihr Jazz ist ein Musterbeispiel für die produktive Spannung zwischen Spontaneität und umsichtiger Reflexion: zwischen furiosen, scheinbar aleatorisch hingeworfenen brillanten Splittern in hohem Tempo und hohen Tonlagen, und nachdenklichen, tiefgründigen Interaktionen, zum Teil in manchmal polyphon verschränkten Duos von Alessi und Weber. Zuweilen ist kaum auszumachen, was hier vorgegeben, was spontan erfunden oder gefunden ist. Alessis Trompetensound ist sehr eigen: mal voll und direkt im vibratolosen Strahl, mal bedeckt, mit Luft oder verzerrt bis an die Grenze zum Geräusch. Die Gruppe ist sehr kompakt. Stark das Konzept, offen die Räume; frei der Flug, präzise die Landung.

SZA und ihrem Independent-Label Top Dawg Entertainment zu Reibungen, welche die Sängerin selbst in der Öffentlichkeit breitschlug. Die Medien spekulierten über das Ende der Zusammenarbeit und vermuteten, dass die beiden vor dem Bruch einfach noch so viel Material wie möglich auf die Scheibe packen wollten. Der Erfolg gibt ihnen nun recht. «SOS» war das erste R-'n'-B-Album seit Whitney Houstons «Whitney» (1987), das bei den Billboard 200 in den ersten sieben Wochen ohne Unterbruch auf Platz eins verharrte, und die Musikkritik rühmte es für dessen Eklektizismus.

Die meisten Stücke auf «SOS» sind moderne, trap-artige Hip-Hop-Nummern, cool vortragen, aber eigentlich nichts Besonderes.

*Ihr Album «SOS» schwingt nicht nur in den R-'n'-B-, sondern auch in den Pop-Charts obenauf.*

SZAs rollende Reime sind geprägt vom Genretypischen angewiderten Tonfall. Zwischendurch horcht man auf, da SZA nicht nur gut rappt, sondern auch wunderbar singt. In diesen Momenten gelingt es ihr, den musikalischen Bogen vom klassischen Hip-Hop zur

melodiöseren Pop-Tradition zu schlagen. SZA, bürgerlich: Solána Imani Rowe, entpuppt sich als talentierte Singer-Songwriterin im R-'n'-B-Gewand. Soulig, fast schon Schlafzimmerpoppig setzen sich die Songs der Frau, die beinahe Meeresbiologin geworden wäre, im Ohr fest. Im Musikmagazin *Rolling Stone* belegt die Amerikanerin auf der Liste der «200 grössten Sänger aller Zeiten» bereits Platz 180.

### Sanfter Groove, blutiger Inhalt

Schmuckstück des Albums ist «Kill Bill», eine unwiderstehliche Mörderinnenballade mit zartester SZA-Stimme, feinsten Melodie, sanftem Groove, aber blutigem Inhalt. Den Titel hat SZA bei Quentin Tarantino geklaut. Mehr noch: Im Musikvideo geht es ähnlich zu und her wie im gleichnamigen Film: Eine Rächlerin (SZA) macht sich mit Samuraischwert und Motorrad auf, Bill zu töten – ihre grosse, fiese Liebe hat sie verlassen. Er übergab ihr in ihrem Wohnwagen nicht nur einen Abschiedsbrief, sondern sandte gleich noch ein Erschiessungskommando hinterher. SZA überlebt und rächt sich; davon erzählt sie im Song. «Kill Bill» ist ihr bisher grösster Hit und er geht seit seiner Veröffentlichung im Januar wie ein Lauffeuer um die Welt.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine Reichgeborenen

Mark van Huisseling

Als Jamie Johnson Anfang zwanzig war, tat er, was viele Zwanzigjährige gern tun würden: Er drehte einen Dokumentarfilm über sich und seine Freunde. «Born Rich», erschienen vor zwanzig Jahren, ist einer der besten Filme über Reiche, die ich gesehen habe (er wurde von HBO, dem amerikanischen TV-Programm-anbieter gekauft; heute kann man ihn in voller Länge – oder Kürze, er dauert 65 Minuten – gratis auf Youtube anschauen).

James Wittenborn «Jamie» Johnson, geboren 1979, ist ein Urenkel von Robert Wood Johnson, dem Mitgründer von Johnson & Johnson; die Johnsons gehören mit einem Vermögen von elf Milliarden Dollar zu den fünfzig reichsten Familien Amerikas. Er ist ein Drittgenerationserbe, sein Grossvater war schon nicht mehr erwünscht im Unternehmen, «dafür haben wir Angestellte», hiess es.

Weitere *rich kids* im Film sind Samuel Irving «SI» Newhouse IV, Erbe des Condé-Nast-Verlags, Josiah Hornblower von der Vanderbilt- und Whitney-Familie oder Georgina Bloomberg, jüngste Tochter des früheren New Yorker Bürgermeisters und Medienunternehmers Michael Bloomberg. Letztere macht den besten Eindruck, wohl weil sie, im Gegensatz zu den anderen, eine Aufgabe und damit so was wie einen Sinn im grundsätzlich sorgenfreien Leben gefunden hat: Sie ist Springreiterin und erzielt sportliche Erfolge.

Einige Porträtierte machen Fehler, die man macht, wenn man medienunerfahren ist und/oder sich sehr cool findet. Was damit zusammenhängen könnte, dass sie mehrheitlich Menschen um sich haben, die sie nicht ernst nehmen (Eltern) oder die auf der *payroll* stehen

(«Freunde»). Luke Weil, Erbe einer Lotteriefirma, erzählt altklug von Drogenerfahrungen, die er gemacht habe, als er jung war (er ist 22); Cody Franchetti, Nachfahr einer Textil- und Chemiefamilie, ferner Model, berichtet, wie er sich fühlt, wenn er seinem Schneider Aufträge gibt («wichtig»). Die netteste Anekdote kommt von Ivanka Trump: Als Zehnjährige sei sie mit ihrem Vater vor dem Trump Tower einem Obdachlosen begegnet. «Daddy, warum gibst du dem armen Mann kein Geld?», habe sie gefragt. Worauf der spätere 45. Präsident Amerikas antwortete: «Well, der arme Mann hat gerade ungefähr sieben Milliarden mehr als ich» (Donald Trump respektive seine Immobilienfirma hatte hohe Schulden).

Vorwärts in die Gegenwart. In der *New York Times* erschien ein Porträt von Elizabeth Koch, Tochter des Industriellen Charles Koch, der mit 68 Milliarden Vermögen Platz vierzehn der Reichstenliste Amerikas belegt. Es ging darin um ihre nicht gewinnorientierte Organisation Unlikely Collaborators, eine sogenannte Denkfabrik, die Wege zu psychischem Wohlbefinden erforscht; Liz Koch, 47, litt jahrelang an Depressionen, Essstörungen et cetera. Wenig überraschend wurde streng über die Frau geurteilt: «Elizabeth Koch ist eine Dilettantin, die meint, sie sei ein Genie; sie erliegt dieser Fantasie wegen ihres unfassbaren Reichtums», schreibt etwa John Warner, Autor und Gastprofessor an der Hochschule von Charleston.

Ich kenne Frau Koch nicht, aber andere Reichgeborene. Von mir aus gesehen trifft die Normal- oder Gauss-Verteilung auch unter Milliardärskindern zu (sie sind bloss besser ausgebildet und sehen oft gut aus, weil sie schö-

*«Well, der arme Mann hat gerade ungefähr sieben Milliarden mehr als ich.»*

nere Mütter haben). Mittelstandsmenschen erzählen allerdings auch Mist, nur verbreiten Medien diesen in der Regel nicht. Was die Mehrheit der Reichen hingegen tut: Sie spendet für alle möglichen guten Zwecke. Davon abgesehen, wechselt Geld von schwachen in starke Hände, wie man sagt. Oder: Die erste Generation schafft das Vermögen, die zweite verwaltet es und die dritte studiert Kunstgeschichte (Otto von Bismarck). Egal, volks-

wirtschaftlich besehen bleibt Geld im Kreislauf, auch wenn es verschwendet wird.

Und was macht eigentlich der talentierte Jamie Johnson, mittlerweile 43? Er brachte einen zweiten Film heraus, «The One Percent» (2006), danach kam nicht mehr viel. Sein Vater, James Johnson, der ihm vor der Kamera zum Müssiggang rät – «Warum sollte jemand arbeiten wollen, wenn er's nicht nötig hat?» –, drehte als junger Mann ebenfalls einen Film (über die Apartheid und wirtschaftliche Ungerechtigkeit in Südafrika). Dafür bekam er von der Familie aufs Dach. Von da an hat er bloss noch gemalt.



## UNTEN DURCH

### Von Schafen und Kühen

Linus Reichlin

Was machen eigentlich die englischen Bauern den ganzen Tag? Das frage ich mich den ganzen Tag, seit ich hier in Cornwall bin. Das ist ganz im Westen von England und auch ganz im Süden. Hier reiht sich ein mit Hecken eingezäunter Flecken Weideland an den anderen, und an manchen Tagen stehen auf dem einen Flecken ein paar Schafe und auf dem anderen ein paar Kühe. Aber an den meisten Tagen steht da gar nichts. Wo sind dann die Schafe und wo die Kühe? Das weiss keiner. Und wie man sich von diesen paar Schafen und Kühen einen Nissan-Kombi und ein hübsches Cottage-Häuschen mit Hund leisten kann, ist jetzt die Frage.

Als ich mit meinem Freund Bruno telefonierte, sagte er: «Frag doch einfach mal einen Bauern.» Gut, das habe ich getan. Ich fragte John Dunstan, der hier immer morgens mit einem Riesentraktor herumfährt. Und zwar fährt er damit von seinem Cottage-Häuschen zu seinem Weideland und wieder zurück, ohne



dass erkennbar wäre, welchen Zweck dieses Herumfahren erfüllt, ausser dass John damit den Verkehr auf den engen Landstrassen behindert. Ich sagte also: «John, erklär mir und meinen Schweizer Lesern mal, womit du dein Geld verdienst.» «Na, ich bin Farmer», sagte John, und ich sagte: «Ja, aber dann müsstest du doch auch mal irgendwas tun. Und ganz unter uns: Ich seh' dich nie was tun.» Er sagte: «Na, ich hab immer was zu tun.» «Ja, aber was denn genau?», fragte ich. «Na, halt mit dem Traktor fahren», sagte John. Als ich es Bruno am Telefon erzählte, sagte er: «Es ist doch jetzt Winter. Da machen die Bauern Heimarbeit. Schnitzen Pfeifen und solches Zeug.» Am nächsten Tag fragte ich John: «Sag mal, schnitzt du Pfeifen?» Er sagte: «Na, wozu denn?» So viel zur Heimarbeit der Bauern im Winter. Nein, ich glaube, John und die anderen Bauern hier leben von britischen Subventionen. Der Staat bezahlt sie dafür, dass sie nichts tun. Denn wenn sie etwas täten, wäre das wirtschaftlich gesehen ein Verlustgeschäft. Also ist es für die Steuerzahler billiger, wenn sie den ganzen Tag mit dem Traktor herumfahren.

«Aber sie haben doch Schafe und Kühe», sagte Bruno, «die müssen doch geimpft werden, geschoren und gemolken.» Ja gut, rechnen wir das mal durch: Geimpft werden die Tiere einmal im Jahr, wenn überhaupt. Das ist ein Tag Arbeit – aber nicht für John, sondern für den Tierarzt. Geschoren werden die Schafe ebenfalls einmal im Jahr – aber gleichfalls nicht von John, sondern von professionellen Schafscherern. Was also macht John den lieben langen Tag? Glaubt hier etwa jemand, dass er wenigstens seine Kühe selber melkt? Das macht doch die Melkmaschine, die ihm das britische Unterhaus geschenkt hat, damit John nicht in der Arbeitslosenstatistik auftaucht. «Jetzt lass doch die englischen Bauern in Ruhe!», sagte Bruno am Telefon. Ich lasse sie ja in Ruhe! Ich sage nur: Wirklich gearbeitet wird anderswo. Und zwar in den Büros, Supermärkten, Autowerkstätten und Krankenhäusern in London, Manchester und Glasgow. Dort wird *gekrüppelt*, wie die Bauern früher im Mittelalter *gekrüppelt* haben, mit Betonung auf «früher».

Im britischen Dienstleistungssektor und in den mittelständischen Betrieben werden Überstunden gemacht, da wird bis spät in die Nacht gehämmert und geklopft. Aber hier auf dem Land in Cornwall hört man höchstens mal

einen Rasenmäher, und auch nur bei sonnigem Wetter. Ansonsten hört man hier überhaupt keine Arbeitsgeräusche, nur den Gesang der Rotkehlchen. Und ab und zu fällt mal ein Elektriker von der Leiter. Die Elektriker arbeiten natürlich, denn von irgendwoher muss ja der Strom für die Massagesessel der Bauern kommen. «Du redest dich gerade um Kopf und Kragen», sagte Bruno, und ich sagte: «Die Wahrheit muss ans Licht!»



## FRAUEN Rebel Wilson, Hollywood-Blondine Julie Burchill

Geboren wurde Rebel Wilson als Melanie Bownds, doch da sich ihre Geschwister Liberty, Annachi und Ryot nennen, kann man verstehen, warum sie sich einen Künstlernamen zugelegt hat. Aufgewachsen ist sie in Australien, ihre Eltern züchteten und trainierten Hunde und amtierten bei Hundewettbewerben als Richter, man kann also nachvollziehen, warum sie früh schon einen Sinn für Absurditäten entwickelt hat. Als Teenager hatte sie eine akademische Karriere im Sinn, wobei sie von Mathematik zu Jura wechselte, dann aber hatte sie während einer Malariaerkrankung eine Halluzination, in der sie sich einen Oscar gewinnen sah, weshalb sie Schauspiel studierte und erst mit dreissig nach Hollywood ging.

Hier zahlten sich ihr Alter und ihr unkonventionelles Aussehen aus, denn wäre sie früher gekommen, hätte sie gegen die Konkurrenz keinen Stich gehabt. So aber sicherte sie sich binnen kurzem eine Reihe von Rollen als Dicke vom Dienst in Sauf-, Rülps- und Furzkomödien wie «Bridesmaids», die auf ein weibliches Publikum ausgerichtet waren, und verkörperte in «Pitch Perfect» und dessen zwei höchst erfolg-

reichen Fortsetzungen die Figur Fat Amy. Das waren Filme, die Frauen sich gemeinsam mit möglichst vielen Freundinnen anschauten und die Wilson eine viel treuere Fangemeinde einbrachten, als das neuste *hot girl* sich erhoffen konnte.

Ihre Karriere zeigt, wie wenig dran ist an der Magersüchtigen-Behauptung, das Kinopublikum wolle kein Geld dafür zahlen, Dicke zu sehen. Die Agentur William Morris Endeavor – eine der grossen vier – nahm Wilson sofort unter Vertrag, weil sie ihresgleichen nicht hatte; und die Macher von «Pitch Perfect» verboten ihr, abzunehmen. Doch nach dem dritten Film der Reihe wurde sie binnen eines Jahres über dreissig Kilo los. Sie trat im Musical «Guys and Dolls» auf, war auf dem Cover von *Vogue*, bekam durch eine Leihmutter ein Kind und outete sich 2022 auf Instagram: «Ich hatte immer geglaubt, ich suche nach dem Disney-Prinzen... aber offenbar war eine Disney-Prinzessin das Richtige für mich.»

Letztes Jahr mokierte sie sich bei der Präsentation der Bafta-Auszeichnungen über das Interview von Oprah Winfrey mit den Sussexes: «Ein ganz aussergewöhnlicher britischer Film: Drama, Horror und Fantasy – alles in einem Aufwasch», was vielleicht der Grund dafür war, dass sie nach einer Begegnung mit Meghan meinte, diese sei «nicht von Natur aus warm». Auch wenn aus Fat Amy mittlerweile eine strahlende Hollywood-Blondine geworden ist, ist anzunehmen, dass Wilson ihrem rebellischen Namen auch in Zukunft alle Ehre machen wird.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

## Glückliche Gänse

**Kundin:** Und diese Bio-Gänseleber stammt garantiert von glücklichen Gänsen?

**Verkäufer:** Ich versichere Ihnen, dass diese Gänse ihr Leben in vollen Zügen geniessen konnten. Sie waren vielleicht etwas depressiv oder lethargisch, aber das ist persönliche Veranlagung.

**Kundin:** Dann ist das hier also Gänseleber von glücklichen Stopfgänsen?

**Verkäufer:** Ich bitte Sie! Diese Leber kommt doch nicht von Stopfgänsen! Wir verkaufen ausschliesslich Gänseleber von bewegungsfaulen, phlegmatischen Gänsen, die mit einer natürlichen Leberverfettung an Herzinfarkt gestorben sind.

**Kundin:** Ui! Was ist denn das für ein Geschrei dort drüben? Wird da etwa schon wieder jemand geteert und gefedert?

**Verkäufer:** Ja, aber mit Biodaunen von glücklichen Gänsen...

**Kundin:** ... und mit Biomasse-Teer aus der Biovergasung von einjährigen Legehennen, ich weiss. Aber worum geht es denn diesmal?

**Verkäufer:** Ja, wissen Sie das denn nicht? Da hat es jemand gewagt, zu fragen, weshalb Bioprodukte teurer sind als herkömmliche landwirtschaftliche Produkte, wo doch die Biobauern auf teure Düngemittel der Pharmaindustrie verzichten.

**Kundin:** Na ja, diese Frage ist schon etwas provokativ. Und dass eine rot-grüne Regierung die Biobauern verteidigt, ist verständlich.

**Verkäufer:** Es geht nicht um Biobauern. Die rot-grüne Regierung verteidigt die Pharmaindustrie.

**Kundin:** Aber welcher Richter bestraft denn einen unliebsamen Fragesteller mit Teer und Federn?

**Verkäufer:** Der Richter hat den unliebsamen Fragesteller freigesprochen. Derjenige, der hier geteert und gefedert wird, ist der Richter.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Erst Ritter, dann Pritzker

Der Kunsthaus-Erweiterungsbau machte David Chipperfield auch in Zürich berühmt. Jetzt hat er den Pritzker-Preis erhalten.



Unter «ferner liefern»: Zürcher Kunsthaus-Neubau.

Manchmal baut er wie der Wind. Unter dem zeitlichen Druck des America's Cup, der nach 150 Jahren 2006 wieder einmal in Europa stattfand, brauchte der britische Baumeister David Chipperfield gerade mal elf Monate, um das Cup-Zentrum in Valencia hochzuziehen. Einen passenderen Namen für das Gebäude gäbe es kaum: Es heisst «Veles e Vents» (Segel und Winde) und ist einer der aufälligsten Bauten des Stararchitekten.

Bauernsohn Chipperfield machte 1985 in London sein eigenes Büro auf. Zuvor hatte der studierte Architekt bei den Berufsidolen Norman Foster und Richard Rogers gearbeitet. Mittlerweile besitzt der 69-Jährige drei weitere eigene Wirkungsstätten in Berlin, Schanghai und Mailand, wurde von der Queen zum Ritter geschlagen und erhielt in der ersten Märzwoche die höchste Auszeichnung für einen Architekten: den Pritzker-Preis. «Subtil und doch kraftvoll, zurückhaltend und doch elegant, ist er ein produktiver Architekt, der radikal in seiner Zurückhaltung ist und eine Ehrfurcht vor Geschichte und Kultur hochhält», hiess es unter anderem in der Würdigung. Chipperfields Werk umfasst über hundert Arbei-

ten, die von öffentlichen Gebäuden bis hin zu Wohnhäusern und städtischen Masterplänen in Asien, Europa und Nordamerika reichen. Er baute nicht nur selber, sondern leitete zum Beispiel auch die fünf Jahre dauernde Sanierung der grandiosen, von Architektenlegende Ludwig Mies van der Rohe (1886–1969) erdachten Berliner Nationalgalerie, heute Neue Nationalgalerie genannt.

### «Frucht der kulturellen Vielfalt»

Das ist ein Zeichen dafür, dass Chipperfield nicht unbedingt der Architekt mit dem höchsten Wiedererkennungseffekt ist, eher zurückhaltend plant und sich in den Dienst der Sache stellt. Sein Schaffen vereine «den europäischen Klassizismus, die komplexe Natur Grossbritanniens und sogar die Zartheit Japans», begründeten die Laudatoren den Preis weiter, «es ist die Frucht der kulturellen Vielfalt».

Diese Worte bestätigen auch den Eindruck, den man von Chipperfields gelungenem Erweiterungsbau des Zürcher Kunsthauses (2021) hat. Bei der Bekanntgabe des Pritzker-Preises fand dieser allerdings nur unter «ferner liefern», ganz am Schluss, Erwähnung.



## VIP-Spezialreise «Motormanía e dolce vita» Bologna – Terra dei motori

Willkommen in der Emilia-Romagna, der Heimat von so berühmten Sportwagen und Motorrädern wie Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani! Auf dieser exklusiven Leserreise besuchen wir die legendären Fabriken und Manufakturen. Kulinarische Genüsse machen das italienische Lebensgefühl perfekt.

Wir logieren im 4-Sterne-«Starhotel Excel-sior» im Herzen von Bologna. Gleich nach dem Einchecken begrüsst uns Fabio Lamborghini, der Neffe des legendären Firmengründers Ferruccio Lamborghini, bei einem Aperitif mit Antipasti in seiner Stamm-Trattoria. Nach einem Rundgang durchs Werksmuseum öffnen sich für uns die Türen zum Lamborghini-Privatmuseum. Welch toller Anblick sind die dort ausgestellten Modelle!

Im Stadtteil Borgo besuchen wir am zweiten Tag den leidenschaftlichen Motorradhersteller Ducati. Unterhaltsam wird uns die Geschichte des Unternehmens präsentiert. Anschliessend erwartet uns das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Emotion pur! Nach einer authentischen Parmigiano-Verkostung widmen wir uns der wohl exklusivsten Autoschmiede der Welt: Pagani. Hier wird Mobilität zur Kunst. Gegen Abend werden wir auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Am dritten Tag sehen wir endlich rot – bei Ferrari in Maranello! Hier schlagen die Herzen

aller Motorsportfans höher. Auf einer Werksrundfahrt und im Museum erleben wir die Geschichte hautnah. Für noch mehr Gänsehaut-Feeling gibt es die Möglichkeit zur Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello.

Ein Rundgang durch Bolognas historische Altstadt rundet das unvergessliche Erlebnis ab. Beim gemeinsamen Abendessen lassen wir die Eindrücke Revue passieren.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).



### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezialreise «Motormanía e dolce vita»

#### Reisetermine:

8. bis 11. Juni 2023 und 5. bis 8. Oktober 2023

#### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Bologna–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 3 Übernachtungen mit Frühstück
- 1 Abendessen
- 1 Mittagessen
- 1 Abschiedsabendessen
- 1 Aperitif mit Antipasti-Variationen mit Fabio Lamborghini
- 1 Verkostung von typischem Parmigiano auf dem Landgut Panini
- 1 Weinprobe mit anschliessendem Abendessen auf einem Weingut
- Ausflüge und Eintritte gemäss Programm
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung

#### Preise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1795.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 250.–  
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–  
Ferrari-Probefahrt: Fr. 150.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno



«Fantastisch»: Bankier Christian Schmid mit Zirkus-Doyen Fredy Knie.



Knie-Fan: Josef Felder, ehemaliger CEO Flughafen Zürich.



SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher, «Mister Corona» Daniel Koch.



Mittendrin: Mariana und Benjamin Sinniger, Direktor Knies Kinderzoo.



Gelungene Premiere: Pferdedompteur Ivan Knie, Natalia und Peter Marvey, Zauberkünstler.

## BEI DEN LEUTEN

# Knie in Hochform

Der Schweizer Nationalzirkus feierte seine 104. Saisonpremiere am Hauptsitz in Rapperswil.

André Häfliger

Zwei Tage vor dem Start hatte traditions-gemäss die St. Galler Kantonalbank die Vorstellung für Kunden und Mitarbeiter gekauft. Bereits diese ausverkaufte Hauptprobe mit 2200 Gästen war ein voller Erfolg. Christian Schmid, seit zwei Jahren Präsident der Geschäftsleitung der St. Galler Kantonalbank: «Das Programm reisst einen von den Sitzen. Fantastisch, wie den Knies jedes Jahr eine Steigerung gelingt. Kompliment!» Auch der ehemalige Zirkuschef Fredy Knie war hochzufrieden: «Ich zücke vor allen den Hut. Was meine Tochter Géraldine und ihr Ehemann Maycol wieder auf die Beine gestellt haben, ist einzigartig.»

Zwei Tage später ging dann die Saison für alle los. Mit einem Feuerwerk an Artistik und Humor. Ein Höhepunkt: die Einlage von Komiker Marc Haller mit Maycol Knie junior, dem erst sieben-jährigen Sohn von Géraldine und Maycol Knie Errani. «Maycolino», wie ihn die Mutter von Géraldine, Mary-José, liebevoll nennt, strahlte hinter dem Manegevorhang. «Das hat richtig Spass gemacht. Marc ist so ein cooler Typ.» Ein weiteres Highlight sind die Pferdenummern von Ivan

Knie. Mama Géraldine: «Er macht das mit so viel Hingabe und Spass. Grosses Kompliment!»

Die Zirkusdynastie Knie, 1803 von Friedrich Knie gegründet, gehört zu den ältesten und führenden Zirkusunternehmen Europas. Der Firma, je zu einem Drittel im Besitz von Fredy, Franco und Rolf Knie, gehören nebst dem Circus Knie auch das Winterquartier, Knies Kinderzoo, das Restaurant «Himmapan Lodge» sowie die Eventlocation «Zauberhut» in Rapperswil. Während der Tournee beschäftigt der Zirkus rund 140 Mitarbeitende. Sensationell auch ein Weltrekord: Zehn Motorräder fuhren gleichzeitig in einer Stahlkugel mitten in der Manege – mit bis zu siebenzig Stundenkilometern. SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher, die mit ihrer Tochter kam: «Mir blieb der Atem stehen!»

Der Knie begeisterte durchs ganze Programm mit Weltklasse-Artistik, Lasershows, Wassereffekten, Pferdenummern und köstlicher Komik. Heinz Karrer, ehemaliger Präsident von Economiesuisse: «Besser kann man Zirkus nicht machen, Glückwunsch und bravo an alle!»



*Fröhlich:* Programmverkäuferin Nathalia Acero aus Kolumbien, DJ Tanja La Croix.



*An der Premiere in Rapperswil:* TV-Star Sven Epiney (r.), sein Partner Michi Graber und Knie-Marketingchefin Doris Knie, Tochter von Franco Knie.



*Schauspieler Walter Andreas Müller, Christian Jott Jenny, Gemeindepäsident St. Moritz.*



*Enge Freunde:* Mary-José Knie mit Sänger Bastian Baker.



*In Stimmung:* Oliver Müller, Knie-Legende Aomar Habboun, Zirkuspfarrer Ernst Heller.



*«Glückwunsch»:* Sonja und Heinz Karrer, Ex-Präsident Economiesuisse.



*Fürs Gemüt:* Komiker Marc Haller mit Maycol Knie junior in der Manege.

## Lob der Brasserie

Brasserie Baur's, Talstrasse 1, 8001 Zürich;  
Telefon 044 220 50 60; täglich geöffnet

Man sollte – vor allem als Journalist – mit der Ausrufung von Trends vorsichtig sein. Was Medien für neu oder aufregend halten, ist nicht automatisch auch beim breiteren Publikum von Interesse. Ich versuche es trotzdem: Es gibt Anzeichen dafür, dass die Brasserie-Küche in guter Qualität einen Aufschwung erlebt. Die These lässt sich durch Erlebnisse und Ereignisse stützen. In Stockholm beispielsweise hat Björn Frantzén, zurzeit einer der besten Köche Europas, kürzlich eine spektakuläre Brasserie eröffnet. Und die beiden Zürcher Gastronomen Valentin Diem und Nenad Mlinarevic planen im Südtrakt des Hauptbahnhofs ebenfalls ein klassisches, aber modernes Restaurant dieser Art.



Schliesslich besuchte ich in den letzten Wochen mehrfach das bereits existierende «Baur's». Das opulent-zeitgemäss eingerichtete Lokal gehört zum prominenten Zürcher Stadthotel «Baur au Lac», gekocht wird mit Anspruch gutbürgerlich. Die Brasserie ist trotz etwas beengter Platzverhältnisse ein guter Ort für geschäftliche Treffen, sofern man das Gegenüber nicht zum ersten Mal sieht. Vor allem aber hat mich die Küche bei keinem der drei Besuche enttäuscht.

Als Erstes bestellte ich Zürcher Geschnetzeltes, das auch mit Nierli zu haben wäre. Zartes Kalbfleisch, eine aromatische, cremige Sauce und eine knusprige Rösti sind die Säulen des Erfolgs dieses Gerichts, das vielerorts in der Stadt zubereitet wird, welches aber kaum irgendwo besser schmeckt als im «Baur's». Beim nächsten Besuch versuchte ich es mit dem Wiener Schnitzel, das in anmutig-soufflierter Perfektion serviert wurde. Einzig beim gewünschten Beilagen-Kopfsalat mit Trüffel-Vinaigrette schien mir die spitze Essigsäure der Vinaigrette nicht ideal zu sein. Letzte Woche dann waren Scheiben eines hervorragenden, zarten Roastbeefs mit Chimichurri-Kräutersauce als Business-Lunch zu haben – und jedes der drei Gerichte würde ich sofort wieder bestellen.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Sohn der Maremma

Cantina La Selva: Satus. Ciliegiolo  
Maremma Toscana 2019. 13,5 %.  
18.95 Euro. [www.laselva-bio.it](http://www.laselva-bio.it)

Ein Wein mit dem Namen «Satus» auf der Etikette mag einen Schweizer Leser auf den ersten Blick etwas verwirren. Allein, mit dem «Schweizer Arbeiter Turn- und Sportverband», entstanden aus der Arbeiterbewegung in den Gründerjahren des «Grütlivereins», hat diese originelle und originäre Flasche nichts zu schaffen. «Satus» kommt vom lateinischen Verb für säen, *serere*, und «der Gesäte» meint also den Abkömmling, den Sohn seines Ursprungs, seines Bodens, einer eher weniger bekannten Ecke der südlichen Toscana.

Der Münchner Karl Egger, der 1980 in Magliano (rund vierzig Kilometer südöstlich von Grosseto) mit sieben Hektar Obst- und Gemüsebau begann, ist ein Liebhaber des Ursprünglichen, das, was man einen Biopionier nennt. Inzwischen ist sein Betrieb La Selva auf eine Nutzfläche von 550 Hektar angewachsen, davon sind dreissig Hektar Rebberge.



Sie liegen im Bereich der Appellation Morellino di Scansano in der Maremma. Allein, «Satus» ist kein Morellino. Für den sind in der DOC 85 Prozent Sangiovese vorgeschrieben (La Selva führt auch diesen im Angebot, in mehreren Varianten). «Satus» ist ein hundertprozentiger Ciliegiolo. Die Sorte ist zwar ziemlich verbreitet, allenthalben in Italien, zumal aber in der Toscana, mit ihrer Tendenz zu eher geringer Säure prädestiniert vor allem für den Verschnitt mit Sangiovese. Im Alleingang aber, *in purezza*, ist die Ciliegiolo eine Rarität (um nicht zu sagen, eine Extravaganz). Vom Jahrgang 2019 haben Egger und Kellermeister Giulio Serafinelli ganze 2000 Flaschen abgefüllt.

Ein Wein wie keiner, einer für Neugierige und welche, die mit Freunden das beliebte

Ratespiel mit verdeckter Etikette inszenieren wollen. Tippten die auf einen Cinsault, wären sie zumindest in der exquisiten Gesellschaft der Sortenbibel «Wine Grapes». Seinem Namen wird er insofern gerecht, als Kirschen (*ciliegi*) neben anderen roten Früchten seine Aromatik prägen (wie schon, sagt man, den Geschmack der Beeren). Eine Spur Lakritz, und eine wunderbare Würze (Noten von Pfirsich und Äpfeln, bei ihm auch schon ausgemacht, kann ich nicht nachvollziehen).

Geradezu miraculös für einen Wein dieses Gewichts ist die Balance mit der Säure, eine wunderbar strahlende Frische (ganz entgegen der Charakteristik der Sorte). Jedenfalls ist dieser «Satus» abermals eine Lektion für alle, die sich bei einem Wein mit mehr als 12 Prozent Alkohol bekreuzigen. Seine 13,5 Prozent nimmt nur wahr, wer die Etikette studiert.

Und ja: La Selva ist im Schweizer Handel noch nicht präsent. Interessierte müssen sich an deren Onlineshop wenden. Oder direkt Magliano in Toscana aufsuchen. Das Städtchen ist ein Bijou, die Reise lohnt sich auch für die Abstinenter.

# Legenden der Landstrasse

Der Porsche 911 Sport Classic ist als limitiertes Sammlerstück konzipiert. Er bietet grösstes Fahrvergnügen.



Autos ins Museum oder in seine private (Garagen-)Sammlung zu stellen, ist längst zur attraktiven alternativen Anlagestrategie geworden. Wer 1972 zufällig einen Porsche 911 Carrera RS 2.7 für rund 34 000 Mark gekauft und seither sorgsam gepflegt hat, besitzt heute ein wertvolles Schmuckstück: Die Preise für gepflegte Occasionen bewegen sich um 500 000 Euro, das ist eine Dagobert-Duck-artige Wertsteigerung.

Ich bin kein besonders versierter Autohistoriker, aber wie kürzlich in der Fernsehserie «Grip» zu sehen war, fährt der Carrera RS 2.7 in der Rennversion auch heute noch ziemlich eindrücklich. Dafür sorgen das Leichtbaukonzept, mit dem bloss 1100 Kilogramm Fahrzeuggewicht erreicht werden, und ein luftgekühlter Sechszylindermotor mit immerhin 210 PS und Heckantrieb.

Ein halbes Jahrhundert später stehe ich vor dem brandneuen Porsche 911 Sport Classic, die der Sportwagenbauer für seine sogenannte Heritage-Design-Strategie gebaut hat. Zitate der sechziger und siebziger Jahre stellen die Verbindung zur Geschichte der Marke her. Der Sport Classic ist das zweite von vier geplanten Sammlerstücken und wird in einer Kleinserie von bloss 1250 Stück gebaut. Der sportliche Anschaffungspreis beträgt 338 900 Franken, wobei darin nicht nur eine ordentliche Marge, sondern auch die enormen Kosten für die Homologation der Kleinserie abgebildet sind.

Nun könnte man natürlich darüber nachdenken, warum ein Autohersteller, bei dem Dynamik, Rennsport und Fahrtwind Teil der eigenen Geschichte sind, einen Sportwagen

baut, der kaum bewegt werden wird, sondern in den allermeisten Fällen direkt als Anlageobjekt für spätere Generationen in einer Sammlung parkiert wird. Denn eigentlich ist der 911 Sport Classic ein ebenso schönes wie schön zu fahrendes Auto, eine wiederbelebte Legende der Landstrasse.

Für ein paar Tage war ich – mit der gebotenen Vorsicht, die ein Sammlerstück verlangt – im Elfer unterwegs, der mit Zierstreifen, grossen Startnummern auf den Türen und natürlich dem legendären Entenbürzel am Heck schon auf den ersten Blick Exklusivität ausstrahlt. Sitze mit Leder und Stoff bezogen, Pepitamuster, Holzintarsien und goldfarbene Schriftzüge unterstreichen diesen Eindruck im Innern des Autos.

Auf der Basis des 911 Turbo haben die Porsche-Ingenieure ein wunderbares Sportfahrzeug mit einem besonderen Antriebskonzept entwickelt: Der 3,7 Liter grosse Sechszylinder-Biturbo-Boxermotor überträgt 550 PS Leistung über die Hinterräder auf die Strasse, geschaltet werden die sieben Gänge von Hand. Das macht den Sport Classic zum derzeit stärksten handgeschalteten Elfer und erhöht den Reiz, das Auto nicht nur anzuschauen, sondern tatsächlich zu fahren.

#### Porsche 911 Sport Classic

Motor/Antrieb: Sechszylinder-Biturbo-Boxermotor; manuelles 7-Gang-Getriebe, Heckantrieb; Hubraum: 3745 ccm; Systemleistung: 550 PS / 405 kW; max. Drehmoment: 600 Nm / 2000–6000 U/min; Verbrauch (WLTP): 12,6 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 315 km/h; Preis: Fr. 338 900.–; Testfahrzeug: 339 860.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Bezos' Eiertanz

Segeljacht «Koru»

Preis: 500 Millionen Dollar

Auf Amazon kann man vieles kaufen, dieses Objekt aber bestimmt nicht. Es heisst «Koru» und gehört dem Chef des Unternehmens, Jeff Bezos, höchstpersönlich. Es wurde in den letzten Jahren von der niederländischen Firma Oceanco unweit von Rotterdam gebaut und stach Mitte Februar zum ersten Mal in See. Vor wenigen Tagen tauchten Bilder der Jungfernfahrt von Bezos' Superjacht in den Medien auf. Sie hat eine Länge von 127 Metern und ist dreimastig.

Die Höhe dieser Masten war es auch, die im Vorfeld den Groll der Bevölkerung auf sich zog. Für die Verlegung der «Koru» in eine andere Werft hätte nämlich ein Teil der historischen Koningshaven-Brücke vorübergehend entfernt werden müssen. Bezos hätte die Kosten dafür selbstverständlich übernommen. Zu viel der Privilegien für Milliardäre, fanden die Rotterdamer dennoch und drohten damit, den Luxus Kahn bei der Überführung mit Eiern zu bewerfen. So weit kam es nicht, denn die Jacht fand im August in einer Nacht- und Nebel-Aktion einen anderen Weg durchs Rotterdamer Flussnetz.

Jetzt ist die «Koru» seetüchtig. Sie verfügt über drei Decks und einen Swimmingpool, benötigt eine Besatzung von vierzig Matrosen und hat Platz für achtzehn Gäste. Im Preis von 500 Millionen Dollar, die der Unternehmer, gemäss *Forbes* 181 Milliarden schwer, dafür hinblätterte, ist auch ein rund 76 Meter langes Begleitboot mit Helikopterlandeplatz inbegriffen.

*Benjamin Bögli*

# Das Leben ohne



**Gefährlicher Look ohne Gefährlichkeit:**  
veganes Leder.

Die Sublimierung beschreibt psychoanalytisch den Vorgang, in der das Verbotene, das Unanständige zu etwas Lustvollem, Erhabenem gewürdigt wird. Wie der Philosoph Robert Pfaller schreibt, können wir nur mit Objekten feiern, denen eine unguete Eigenschaft innewohnt und die auf Dauer nicht verträglich sind. Geniessen bedeutet, eine Überschreitung zu begehen: mit teurem Champagner, teuren

Austern, teuren Zigarren und so weiter. Mit ihnen unterbrechen wir den profanen Alltag, um nach dem Prinzip der massvollen Mäsigung zu feiern. Das aktuelle Lebensgefühl scheint von einer posthedonistischen Doktrin beherrscht zu sein, in der bis anhin Glamouröses als fragwürdig gilt. Die Objekte geben nur noch vor, zum Sublimen veredelt worden zu sein: Süssgetränke sind ohne Zucker, geraucht

wird nikotinfrei, alkoholfreie Bars etablieren sich. Die Modeindustrie nimmt dem gefährlich-dominanten Leder-Outfit das Anzüglich-Animalische: Bei den Labels sind die Teile zusehends aus veganem Leder.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, mein Mann und ich sprechen mit einem befreundeten Paar manchmal über unser Liebesleben. Das ist im Moment zwar lustig, sind wir wieder alleine, gibt's aber meistens Streit. Was empfehlen Sie? S. B., Schmerikon*

Gerne wäre ich Mäuschen, wenn Sie streiten, um besser zu verstehen, was genau den Streit auslöst. Darüber kann ich an dieser Stelle nur mutmassen, und mehrere Szenarien sind denkbar. Wurden im Gespräch vor Ihren Freunden Dinge laut ausgesprochen, die lieber hätten ein Geheimnis bleiben sollen? War jemand peinlich berührt und findet, dass hier Grenzen überschritten wurden, weil das, was im Bett geschieht, nicht nach aussen getragen werden sollte? Oder entsteht der Streit, weil eigene Vorlieben oder Wünsche im Gespräch benannt wurden, die zuvor noch nie so deutlich ausgesprochen wurden? Dann bleibt Mann



oder Frau überrascht zurück und stellt sich zu Recht die Frage, warum dieser Wunsch nie in trauter Zweisamkeit geäussert wurde.

Im ersten Fall braucht es dringend ein Gespräch über Ihre Grenzen. Das persönliche Empfinden ist sehr verschieden. Was Ihr Mann vielleicht als sehr intim und zu persönlich empfindet, um es mit Freunden zu besprechen, ist für Sie gut vertretbar. Klären Sie vor dem nächsten Abendessen mit Ihren Freunden, welche sexuellen Details auf den

Tisch kommen dürfen. Und auch, wo Ihre persönlichen Grenzen sind. Halten Sie sich in Zukunft an diese Vereinbarungen.

Im zweiten Fall zeigen solche Abende auf, dass es ein grosses Bedürfnis gibt, über Sex zu reden. Warum ist das gemeinsame Plaudern über das eigene Liebesleben zu viert sogar lustig und spannend, während es zu zweit nur selten oder vielleicht nie stattfindet? Finden Sie heraus, woran das liegen könnte, und suchen Sie sich gegebenenfalls auch Unterstützung, dieses wichtige Thema, das im Alltag vielleicht «liegen geblieben» ist, zu klären. Wenn das alleine nicht gut gelingt oder schnell zu Streit führt, kann eine Beratung der richtige Rahmen sein, um Klarheit zu schaffen und mit diesem Thema in Zukunft souveräner umzugehen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.



# David Hablützel

Der Zürcher Snowboard-Profi trainiert für sein Comeback. Gleichzeitig hält er Vorträge zur Krisenbewältigung und lässt Sportkleider aus Plastikabfällen produzieren.

Es war Mitte November 2021, als es im rechten Knie krachte. David Hablützel wusste sofort, dass ihm schwierige Zeiten bevorstehen. Das Kreuzband war futsch, die Perspektive unsicher. Der Zürcher aber entschied sich gegen eine Operation – und schaffte mit lädiertem Knie sogar die Qualifikation für die Winter Spiele in Peking. Es war rückblickend keine gute Idee. Der olympische Halfpipe-Wettkampf endete mit einer sportlichen Enttäuschung. Und auch medizinisch war ein Schritt zurück unabdingbar. Am 3. März 2022 unterzog sich Hablützel einer «Totalsanierung» im rechten Knie. Damit war die Leidenszeit aber noch nicht beendet. Weil seine Bänder nicht richtig zusammenwuchsen, musste sich Hablützel im Sommer noch einmal unters Messer legen. «Die Rehabilitation zog sich in die Länge», erinnert er sich. Anstatt Aufbruchsstimmung rückte die Sinnfrage in den Vordergrund: War es das mit Wettkampfsport? Im Alter von 26 Jahren? Heute blickt der junge Mann wieder mit Optimismus nach vorne. Sportlich rechnet er noch mit «mindestens vier guten Jahren».

## Verblüffend gut

Er gönnt sich einen Kaffee am Pistenrand in Laax. Es ist ein Zustand von fast schon symbolischem Wert. Der Draufgänger, der sich mit dem fünften Platz im olympischen Halfpipe-Wettbewerb in Sotschi vor neun Jahren Mitten in die Weltspitze katapultierte, hat im vergangenen Jahr gelernt, durchzuatmen und sich Zeit zu nehmen: «Dabei ist Geduld nicht meine Stärke», wie er lachend sagt.

Trotzdem: Aus der Not ist eine Tugend entstanden. Der Snowboard-Profi schloss das Volkswirtschaftsstudium an der Fernuniversität Schweiz mit dem Bachelor ab: «Akademisch habe ich schon einiges erreicht.» Er hält Vorträge zum Thema «Resilienz, Generation Z – wie sie tickt, was sie will». Und er treibt seine eigene Karriere als Unternehmer voran – mit der Teal Project GmbH, einer Firma, die Plastikabfälle aus dem Meer zu Sportsocken verarbeitet. Die Idee dazu entstand während einer Verletzungspause beim



Aus der Not eine Tugend gemacht: Sportler Hablützel, 26.

Surfen: «Ich lernte ein paar coole Typen kennen, die sich mit Produktdesign beschäftigen. Aus dem gemeinsamen Interesse für die Natur und für umweltverträgliche Produkte entstand unser Geschäftsmodell.» Konkret heisst das: Plastikmüll aus dem Meer wird in Portugal zu Fasern verarbeitet und zur Produktion von hochwertigen Socken verwendet. Was etwas verrückt klingt, sieht in der Realität verblüffend gut aus. Hablützel legt stolz vier Paar Socken auf den Tisch: «Sie besitzen Kompressionsfunktion und sehen modisch aus. Das Material besteht zu drei Vierteln aus Plastik, ein Drittel davon allein aus recyceltem Ozeanplastik.» Für 24 Franken

kann man die Textilien unter [www.teal-project.com](http://www.teal-project.com) bestellen. Doch das soll erst der Anfang gewesen sein. Zusammen mit seinem Geschäftspartner Jonas Hagenbusch will er in den kommenden Monaten ein neues Performance-T-Shirt auf den Markt bringen – ebenfalls mit recyceltem Ozeanplastik produziert. Um der Sache wirtschaftlichen Schub zu verleihen, initiiert er derzeit ein Crowdfunding.

Und wie sieht es mit seiner Snowboard-Karriere aus? Auch im Sport möchte er nochmals «Vollgas geben», sagt Hablützel.

Thomas Renggli

Informationen zu den Projekten: [davidhabluetzel.ch](http://davidhabluetzel.ch)

# Chrissi Sokoll, Komikerin

Die 51-Jährige hofft dieses Jahr auf eine schwarze Null, sie würde gerne das Schulfach Achtsamkeit einführen; ihr erstes Mal war mit dem Rüdiger.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Chrissi Sokoll:** Die leisen, bescheidenen Menschen, die selbstlos Gutes tun. Meine liebste Schwägerin Gundi ist so ein wunderbarer Mensch.

**Weltwoche:** Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

**Sokoll:** Caro Emerald – für meine Tochter.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Sokoll:** Da sind viele wahrhaftige Überzeugungen. Aber keine aussergewöhnlichen.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Sokoll:** Nix, *nada!* Meine Gagen fliesen seit meinem Comeback im 2017 immer noch in die Produktionslöcher meiner beiden Comedy-Programme. In diesem Jahr sollte ich aber auf null kommen. *Finalmente!*

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Sokoll:** Liebevoll, sanft, einfühlsam, verständnisvoll, intelligent, geduldig, transparent, zärtlich, vernünftig, ehrlich, humorvoll, verlässlich, treu, selbstbewusst, erfolgreich, zielstrebig und reich. Ich bin da eigentlich ziemlich unkompliziert.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Sokoll:** Angst ist ein schlechter Begleiter und hält mich davon ab, positiv und voller Vertrauen in die Zukunft zu blicken.

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Sokoll:** Letzte Woche. Aus tiefstem Mitleid mit jemandem – obwohl ich weiss, dass Mitgefühl hilfreicher ist als Mitleid.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Sokoll:** Keine Ahnung.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Sokoll:** Ich glaube an das Göttliche.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Sokoll:** Ich bin da ziemlich «eingemittelt».

**Weltwoche:** Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

**Sokoll:** Mit dem Rüdiger.

**Weltwoche:** Welches Lied können Sie immer wieder hören?

**Sokoll:** «Feel Good» von Jordan Smith.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Sokoll:** Ich träume von vielem und genieße es, mich auf diese (Tag-)Träume einzulassen und so zu denken und zu fühlen, als ob es bereits Wirklichkeit wäre. Das tut gut.



«Brüchige Fingernägel»: Comedienne Sokoll.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Sokoll:** Meine Orangenhaut, die Schwabbelbeine und die dazugehörigen Kniescheiben, die Besenreiser, die Altersflecken im Gesicht und meine brüchigen Fingernägel. Aber sonst finde ich mich ganz o.k.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

**Sokoll:** Nur mit meinem. Alle anderen würden beim Anblick der zuvor genannten Punkte das Weite suchen.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Sokoll:** Wenn ich mit meiner Familie zusammen bin, bin ich auch ohne Drogen zugehörnt. *But I love it!*

**Weltwoche:** Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

**Sokoll:** Da gibt's grad absolut keine.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

**Sokoll:** Ich finde Ratsschläge doof. Vor allem wenn ich nicht danach gefragt habe.

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Sokoll:** Weiss nicht.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Sokoll:** Weil ich im tiefsten Herzen immer noch eine Bayerin bin.

**Weltwoche:** Was passiert, wenn wir sterben?

**Sokoll:** Es geht weiter.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Sokoll:** Das Fach Achtsamkeit ist ab der 1. Klasse mit zweimal zwei Wochenlektionen im Lehrplan fest verankert.

**Weltwoche:** Welches Talent hätten Sie gern?

**Sokoll:** Schnell Sprachen lernen.

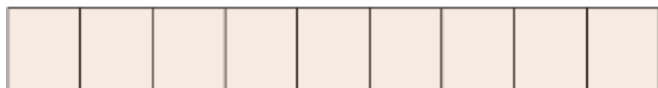
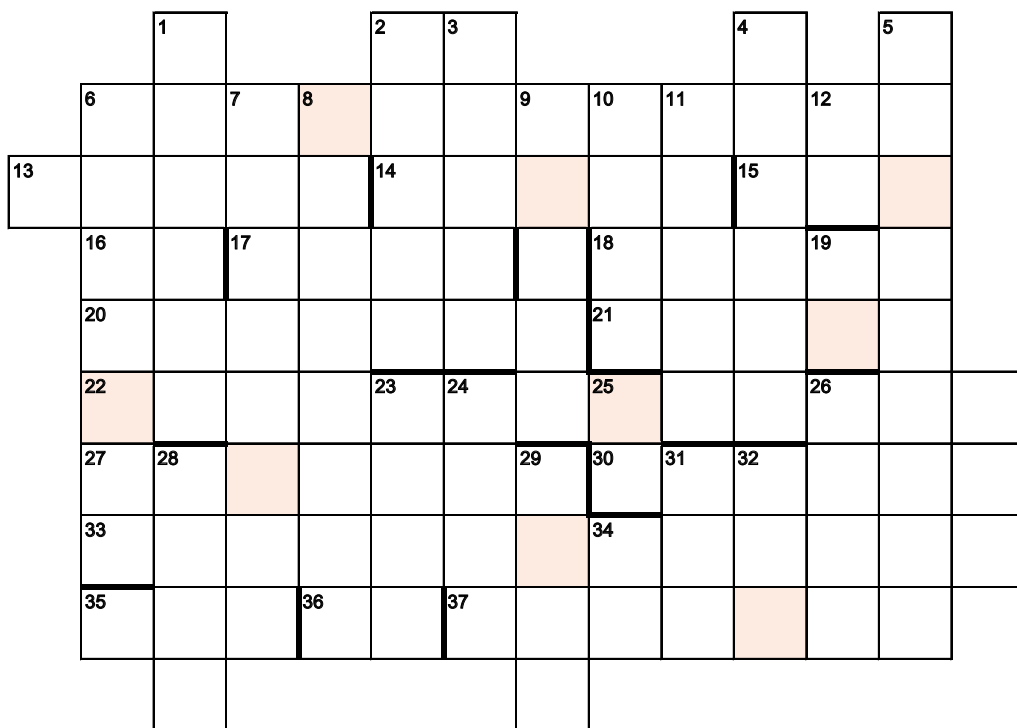
**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Sokoll:** Die unschönsten Menschen und Dinge im Leben. In positivem Sinne.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Sokoll:** Wenn ich tiefe Dankbarkeit spüre für all das Wunderbare, das ich habe. Und dankbar bin ich täglich. Und wenn meine Agenda leer ist!

Chrissi Sokoll ist derzeit mit ihrem Programm «MidlifeChrissi – Jetzt erst recht!» auf Tour. Infos: [chrisisokoll.ch](http://chrisisokoll.ch)



**Lösungswort** — feierliche Segnung einer Spirituose?

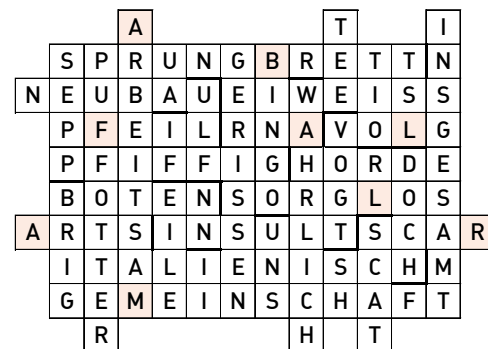
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 2 Kanga-Beutel-Bewohner nach Rechtschreibreform? 6 angeblich Produkte gallischer Handwerkskunst 13 zum Grossteil göttlicher Künstler 14 Wasserbewohner, der zum Belästigen auffordert 15 nicht nackt, aber bloss 16 diese Silbe eignet sich auch gut um Do-Re-Mi-Fa-So zu singen 17 bedeutet gestern, aber nicht ..., sondern woanders 18 ist nicht leicht brennbar, aber entzündlich 20 heimlicher Lunch 21 kennen (nicht nur) Berliner in Grün 22 wird fast so häufig vorhergesagt wie das Wetter 27 was die Niagarafälle hinunterstürzt, kommt grösstenteils von ihm 30 langfristig eher demotivierende Art der Motivierung 33 Kalkulationen, wo  $p \cdot v = \text{konstant}$ ? 35 nur halb begabt 36 kurz für Menschen, die keine Tabaksteuer bezahlen 37 kann wohl sogar einen Seemann erschüttern

**Senkrecht** — 1 weibliches Pendant zum Eiermann? 2 Neuanfang für 23 senkrecht 3 hält nichts von faulen Kompromissen 4 besteht aus mehreren Wagen und verschiebt Buchstaben 5 DNA-Abschnitt- und people-haltiges Gemische 6 knappe Feststellung nach Brennstoffdiebstahl 7 ist ungläubig und zur Hälfte verschlagen 8 lückenhaftes Kniezittern 9 wer gut ver-... ist, hat keinen Grund be-... zu sein 10 will meist nicht mehr zu den Kids gezählt werden 11 in Handwerker-gilden und an manchen Häusern zu finden 12 was darin geschieht, ist schnell vorbei 19 düst ohne Düsenantrieb durch die Nacht 23 liesse sich zur Sure umschreiben 24 hat nichts dagegen, wenn ihm das Wasser bis dort steht 25 platzsparendes Einzelzimmer 26 frühzeitig beendete Attacke 28 hat als Elternteil nicht den besten Ruf 29 wahrscheinlicher, wenn nicht vor der Zeit 31 können auch Hungernde im Bauch haben 32 fremdes Langohr 34 ist z. B. in Brunnenkresse und in Zinnkraut enthalten

© Daniela Feurer – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 808



**Waagrecht** — 4 SPRUNGBRETT 11 NEUBAU 13 EIWEISS 15 PFEIL 17 (O)RNamenten 18 VOLG (Werbung) 19 (P)FIFFI(G) 20 HORDE 23 BOTEN 26 SORGLOS (so RG-los) 27 ARTS 28 INSULT 30 ((O)SCAR 31 ITALIENISCH 34 GEMEINSCHAFT

**Senkrecht** — 1 ARBEITSAMT 2 TEE 3 INSGESAMT (in, SG, es, Amt) 4 Tschau SEPP 5 PUFFOTTER 6 UA (unter anderem / Ukraine) 7 GERISSEN 8 BINGO 9 TIO (portug. f. Onkel) 10 TSL (Schneeschuhhersteller) 12 den SchULFerien 14 WAHRLICH 16 Île/Château d'IF 18 VOGT 21 BeRLin 22 DOCHt 23 AuBRIGNähe 24 die FlaniermeILE 25 NN 29 CapUNS/MalUNS 30 SCAT (S-cat) 32 HawaII 33 HauSHalt

**Lösungswort** — **ABFALLARM**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

# Technologie, die bewegt.

Die elektrifizierten Modelle von Kia.



Movement that inspires

Mehr erfahren.

